XV. BAND 1929 HEFT 4

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Unter Mitwirkung von

Girindrashekhar Bose (Kalkutta) · A. A. Brill (New York) · Paul Federn (Wien) · Ernest Jones (London) · J. W. Kannabich (Moskau)

René Laforgue (Paris) · J. H. W. van Ophuijsen (Haag) · Philipp Sarasin (Basel) · Ernst Simmel (Berlin)

redigiert von

M. Eitingon (Berlin), S. Ferenczi (Budapest), Sándor Radó (Berlin)

Paul Federn . . . . . Das Ich als Subjekt und Objekt im Narzißmus

I. Sadger . . . . . Erfolg und Dauer der analytischen Behandlung

Wilhelm Reich . . . Der genitale und der neurotische Charakter

R. Sterba . . . . . Zur Dynamik der Bewältigung des Übertragungswiderstandes

Imre Hermann . . . Die Zwangsneurose und ein historisches Moment in der Über-Ich-Bildung

Marie Bonaparte . . Die Identifizierung einer Tochter mit ihrer verstorbenen Mutter

R. Mack Brunswick . Eine Beobachtung über die kindliche Theorie des Koitus a tergo

Otto Fenichel . . . . Eine Traumanalyse

Hanns Sachs . . . . Agieren in der Analyse

Bericht über den XI. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Oxford

Referate

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, In der Börse

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse

Herausgegeben von Sigm. Freud

XV. Band 1929 Heft 4

Das Ich als Subjekt und Objekt im Narzißmus

Vortrag in der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung" im Juni 1928

Von

Paul Federn

Wien

„Natura non facit saltus!"

Die Verschiedenheit des Ichgefühls, bei Normalen sowohl als auch insbesondere bei Menschen mit Entfremdung der Außenwelt, läßt, wie ich nachweisen konnte,[1] den oder besser einen libidinösen Anteil des Ichs durch Selbstbeobachtung erkennen. Das Ich ist als Dauererlebnis der Psyche und nicht etwa als gedankliche Abstraktion aufzufassen. Mitteilungen der Patienten über solche Selbstbeobachtungen sind wichtiges Material für das Studium der Ichfunktionen. Diese Untersuchungen rühren an eine der prinzipiellen Lehren der Psychoanalyse und sind nicht bloß Detailforschung über interessante Phänomene der Entfremdung. Durch sie ist ein unmittelbar empirischer Beweis für die Richtigkeit der Freudschen Lehre vom Narzißmus gefunden. Dies läßt mich hoffen, daß sich in analoger Weise aus dem Studium der verschiedentlichen Arten von Depersonalisation Beweise für die Tatsächlichkeit von anderen psychoanalytisch erschlossenen Libidovorgängen ergeben werden. Ohne solche oder andere neue Beweise würde die „Libidotheorie" trotz ihrer fruchtbaren Ausgestaltung, vielleicht eben wegen der Widerstände, die diese erweckt, immer wieder von Gegnern und auch von Anhängern als glückliche „heuristische" Idee hingestellt werden und nicht als Wirklichkeitsbeschreibung gelten, so daß jeder nach seiner persönlichen Vorliebe und Wertung eine andere Theorie der psy-

1) „Variationen des Ichgefühls", diese Zeitschrift, Bd. XII (1926); „Narzißmus im Ichgefüge", diese Zeitschrift, Bd. XIII (1927).

INTERNATIONAL PSYCHOANALYTIC UNIVERSITY

DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

chischen Dynamik zu verwenden sich berechtigt hält. Nun erfordert diese Beobachtung von Libidovorgängen die einander ergänzende Arbeit vieler auch phänomenologisch interessierter Psychoanalytiker. Dazu müssen aber die Publikationen gegenseitig richtig verstanden werden, und das verlangt eine eindeutig gleiche Verwendung der Termini, die wir brauchen.

Meine früheren Mitteilungen verlangten vom Leser bloß, daß er Ich- und Objektlibido gedanklich trennt und auch bei der Verwendung des Wortes „Narzißmus" unterscheidet, ob es sich um eine Beziehung auf das Subjekt oder auf das Objekt handle. Das Hauptergebnis war, — kurz zusammengefaßt, — daß Entfremdungsgefühle bei der Wahrnehmung der Außenwelt dann auftreten, wenn die Ichgrenze von ihrer libidinösen Besetzung — subjektiv als Ichgefühl erkennbar — verliert, mögen auch die Objektbesetzungen — subjektiv als Wichtignahme des Objektes erkennbar — fortbestehen.[1] Mit dieser Feststellung widersprach ich den bisherigen Erklärungen der Entfremdung (und auch der sonstigen Depersonalisationszustände), welche vielmehr einen gesteigerten Narzißmus unter Herabsetzung der Objektbesetzungen annahmen. Nunberg kam an der richtigen Erklärung nahe vorbei, wenn er von einer „Kränkung" des Narzißmus durch den Verlust der Objektlibido sprach. Nur der Nicht-Psychoanalytiker Minkowski, der die Psychologie und Terminologie Bergsons benützt, ist, soviel ich weiß, gleichzeitig mit mir zur gleichen Auffassung gekommen.

Da wir die „Besetzung des Ichs durch Libido" als Narzißmus bezeichnen, sagte ich kurz, die Entfremdung beruhe auf einer „Verarmung der Ichgrenzen an Narzißmus". Zu meiner Überraschung konnten gute Kenner der Libidolehre und der Freudschen Metapsychologie meine Erklärung gar nicht aufnehmen, so daß Annahme oder Ablehnung nicht in Frage kamen. Wie ich bemerkte, lag das daran, daß für diese Leser das Wort „narzißtische Besetzung" immer eine libidinöse Beschäftigung mit dem Ich, eine Konzentration auf das Ich bedeutet. Da nun Entfremdete sich mit ihrem Zustand sehr beschäftigen, liege doch eine Konzentration der Libido auf das Ich des Kranken, also eine „Steigerung des Narzißmus" vor! Wie könne Federn da von einer „Verringerung des Narzißmus" sprechen?

Solch unerwartetes Vorbeiverstehen gibt dem Autor die Berechtigung, noch deutlicher seine Meinung zu erklären, und bestärkt ihn auch darin, daß deren Publikation notwendig geworden sei. Ein Grund des Mißverstehens ist entfernter Natur. Ohne genaue Überlegung haben viele Leser

1) Je nach dem Verlaufe der Erkrankung, deren Anfang die Entfremdung bildet, können auch die Objektvorstellungen ihre Besetzungen verlieren.

und manche Autoren „Entfremdung“ und „Verlust der Objekte“ als gleichbedeutend angenommen und sie in gleicher Weise erklärt gewünscht. Während aber „Entfremdung“ ein ganz spezifisches Vorkommen, eine besondere psychische Sensation ist, ist Objektverlust ein vieldeutiger Ausdruck.

Wichtiger erscheint mir, daß wir uns über die Verwendung des Wortes „Narzißmus“ einigen müssen, insbesondere darüber, ob es richtig ist, wenn es in vager Weise gebraucht wird, um eine jede stärkere affektive Reaktion der Persönlichkeit hervorzuheben.

Tatsächlich haben wir bei jeder affektiven Reaktion auch ein stärkeres Ichgefühl, welches jene Ichgrenze, mit der wir das betreffende Objekt erfassen, auf die der betreffende Reiz trifft, stärker besetzt. Bei vermindertem Affekt der Reaktion ist auch diese Ichgrenze weniger mit Libido besetzt. Das scheint selbstverständlich, wird aber erst dadurch bewiesen, daß das Objekt auch überhaupt nicht mehr mit Affekt erfaßt werden kann, wenn die Ichgrenze von Libido völlig entblößt ist und dadurch Entfremdung eingetreten ist.

Mehr als das Bestehen einer Selbstwahrnehmung, wie weit unser Ichgefühl jeweilig reiche, soll aber das Wort „Ichgrenze“ nicht bezeichnen; unrichtigerweise wurde ich von manchen dahin verstanden, daß eine Grenze das Ich — bildlich gesprochen wie ein Gürtel — umgebe und daß diese Grenze starr sei. Das Gegenteil ist richtig. Diese Grenzen, d. h. das Ausmaß von Funktionen des Ichs, die mit Ichgefühl erfüllt, also mit Libido besetzt, noch zum Ich gehören, sind wechselnd. Aber der Mensch fühlt, wo sein Ich aufhört, besonders wenn die Grenze eben wechselte. Einem zweiten Einwand, der auf einem naheliegenden Mißverständnis beruhen würde, will ich vorbeugen. Indem meine Untersuchung von der Selbstwahrnehmung der Ich g r e n z e ausgeht, hebt sie diese besonders hervor. Aber ich vertrete keinesfalls die Ansicht, daß das Ichgefühl nur peripher bestehe. Das Gefühl für die Ichgrenze wird, weil sich diese fast fortwährend ändert, leichter wahrgenommen. Von Ichgefühl ist aber gleichzeitig alles Bewußte erfüllt. Und es besteht nach unserer Meinung von Anfang an, vage und inhaltsarm beginnend.

Es ist nicht nur ein Gleichnis, wenn ich an den starken Eindruck erinnere, den der Anblick des Wogens der sich furchenden Eizellen macht, oder die Veränderung im ganzen Leib der Amöbe, während sie ein Pseudopodium aussendet oder einzieht. Zu Beginn des Lebens reagiert die lebende Substanz als ein Ganzes. Dieser Eindruck wurde mir am deutlichsten, als ich vor vielen Jahren hochorganisierte Protozoen beobachtete. Im Augenblick, nachdem ein Stärkekörnchen den Schlund passiert hat, verliert der

große Kern seinen Glanz, während gleichzeitig das ganze Protoplasma, Stränge und Waben, in Bewegung gerät und in einem Augenblicke die Nahrung sich im Protoplasma auflöst — ein ganz primordiales Bild des von Radó angenommenen alimentären Orgasmus.[1]

Diese Einheit verschwindet im Körperlichen und Seelischen, weil mit der Anpassung die Arbeitsteilung als Bildung von Werkzeugeinheiten vor sich geht. Diese Organe müssen selbst in ihrer Leistung vor störenden Reizen geschützt werden, und sie müssen das Ganze durch ihre selbständige Verarbeitung der ihnen adäquaten Reize vor ständiger Störung schützen. Wenn aber Freud dem Ich die Funktion zuschreibt, das vielfache Teilgeschehen zu vereinheitlichen, so wird durch diese Leistung die Restitution von etwas einst dauernd vorhanden Gewesenem angestrebt, in Übereinstimmung mit dem Letzten, was Freud von allem Triebe zu sagen hatte, daß er nämlich einen früheren Zustand — direkt oder auf Umwegen — wieder herzustellen trachtet. Die Umwege machen die Gliederung und die Höherentwicklung aus.

Die Bezeichnung der „Ichgrenze" soll also — gegensätzlich — gerade darauf aufmerksam machen, daß das Ichgefühl ein Ganzes ist. Demnach muß auch die libidinöse Besetzung, die das Ichgefühl ausmacht, gleichfalls zentral[2] zusammenhängen. Die Ichlibido entspricht tatsächlich der Amöbe, welche als Gleichnis von Freud herangezogen wurde. Mit dem inneren Zusammenhang des Ichs steht das Bestehen, einer vielgestalten und jeweilig in ihren Teilen verschieden stark besetzten Ichgrenze in keinerlei Widerspruch. Wir müssen sie so annehmen, weil es nicht nur Entfremdung für die Außenwelt gibt, sondern auch für viele seelischen Vorgänge, als da sind alle gedanklichen Akte: Erinnern, Denken, Schließen und Urteilen, affektbetonte Einstellungen, wie hoffen, fürchten, wünschen, sorgen, trauern, Einwirkungen auf die gedachte oder wirkliche Außenwelt, wie entscheiden, anfangen, beenden, befehlen und folgen. Die mannigfachen Fälle von Entfremdung — selbstverständlich nur die, welche nicht durch eine tiefere psychotische oder neurotische Störung kompliziert sind — beweisen, daß diese in der Norm affektbetonten Strebungen und Erleidungen als gewußte Erlebnisse des Individuums fortdauern, auch ohne daß sie an die libidobesetzte Grenze des Ichs stoßen, oder, genauer bezeichnet, ohne daß die Grenze der Libidobesetzung der Peripherie des Ichs an sie

1) Radó, Die psychischen Wirkungen der Rauschgifte. Diese Zeitschrift, Bd. XII. (1926.)

2) Das Ich hat — bildlich gesprochen — eine seelische Mitte, mit der alle seelischen Ichfunktionen zusammenhängen; die Verbindung der Ichfunktion mit dem Es wird aber nicht über den Ichkern hergestellt, sondern erfolgt je nach den einzelnen Triebkomponenten des Es, die den Ichfunktionen psychische Energie zuführen.

heranreiche. (Die nichtpsychoanalytische Psychologie drückt den Unterschied mit den Worten aus, die Gefühle würden zu Empfindungen.) Daß es sich nicht um einen Verlust des Affektes handelt, erkennen wir daran, daß erstens solch ein Kranker teilweise so handelt, wie wenn er die Affekte hätte, und zweitens, daß er dieselben vermißt und dabei angibt, er selbst, d. h. sein Ich, sei anders, er fühle eben deshalb seine Affekte nicht mehr. —

Argumente dafür, daß das spezifische Ichgefühl auf libidinöser Besetzung, nicht etwa auf solcher mit anderer Triebenergie, beruhe, haben Nunberg [1] und ich (s. „Narzißmus im Ichgefüge") angeführt; weitere Argumente will ich, um nicht den Zusammenhang zu stören, nicht hier vorbringen.

Tun wir nun recht daran, die libidinöse Besetzung der Ichgrenzen als „narzißtisch" zu bezeichnen? Als andere richtige Bezeichnung stünde uns „Erogeneität des Ichs" oder einfach Ichlibido zur Verfügung. Die erstere dieser Bezeichnungen scheint mir ganz konsequent, hat aber den Nachteil, den Gegensatz vom Ich und den „erogenen Zonen" zu verwischen. Auch verbinden wir mit „erogen" die Vorstellung von Organlust spezifischer Art, während die Erogeneität des Ichs, insoweit sie das Ichgefühl unterhält, besonders stark desexualisiert und allgemein erscheint. Wir heben den Ausdruck Erogeneität des Ichs besser für das Ich, das sexualisiert ist, im Gegensatz zum Ich in den Pausen der Sexualität auf. Sagt doch Freud: „Jeder Veränderung der Erogeneität in den Organen könnte eine Veränderung der Libidobesetzung im Ich parallel gehen." (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 167.)

So richtig es ist, daß das Ich einer erogenen Besetzung bedarf, um als Ich gefühlt zu werden, und so sehr das Wort „Eros" zu dieser Verwendung verlockt, halte ich es doch für besser, das Wort Ichlibido zu verwenden. Diese Bezeichnung wird sonst gleichbedeutend mit Narzißmus gebraucht, ist es aber nicht völlig. Da es sich hier nicht nur um eine Frage der Benennung, sondern um sachliche Zweifel handelt, will ich einige Sätze Freuds zitieren, durch die er an verschiedenen Stellen den Begriff Narzißmus charakterisiert oder definiert.

In seiner Arbeit „Triebe und Triebschicksale", in der Freud die von ihm überhaupt erst erfaßten allerschwierigsten Probleme klarstellt, heißt es (Ges. Schriften, Bd. V, S. 264): „Das Ich findet sich ursprünglich, zu allem Anfang des Seelenlebens, triebbesetzt und zum Teil fähig, seine Triebe an sich selbst zu befriedigen. Wir heißen diesen Zustand den des Narzißmus, die Befriedigungsmöglichkeit die autoerotische. Es fällt um diese Zeit das Ichsubjekt mit dem Lustvollen . . . zusammen."

1) Nunberg, Diese Zeitschrift, Bd. X (1924).

Bei dieser Charakteristik ist das Gewicht auf die Befriedigung am eigenen Ich (Seele und Körper, Individuum) im Gegensatz zur Außenwelt verlegt. Der Zusammenhang begründet gerade diese Hervorhebung. Wenngleich daher die ersten Worte: „Das Ich ist vom Anfang an triebbesetzt" sehr wohl die libidinöse Besetzung, die das Ichgefühl unterhält, einschließen, ist es doch nicht sicher, daß eine Definition des Ichgefühls schon die autoerotische Befriedigung, die nach den weiteren Worten zum Narzißmus gehört, decken würde. Wir kommen noch auf diesen Gegenstand zu sprechen. Jedenfalls ist das gesunde Ichgefühl ein lustvolles Gefühl, es enthält aber nicht den Charakter besonderer Befriedigtheit, freilich auch nicht den besonderer Unbefriedigtheit. Im allgemeinen wird es erst bei Steigerung vom Es aus oder durch das Herantreten von bis zum aktuellen Momente nicht dem Ich angehörigen Libidobesetzungen zu einem wirklich lustvollen Gefühle. Immerhin widerspricht die zitierte Stelle nicht der Verwendung des Wortes Narzißmus für die uns beschäftigende Funktion der Ichlibido.[1] Ich sagte oben, für das Ichgefühl passe besonders gut das Gleichnis von der Amöbe, und dieses verwendete Freud an mehreren Stellen, um den Narzißmus verständlich zu machen. Auch der Satz: „Narzißmus ist die libidinöse Ergänzung des Egoismus" stimmt für das Ichgefühl, dessen Mangel den Menschen unfähig zum Genießen macht, so daß für ihn völlig die Worte gelten: „Und er weiß von allen Schätzen sich nicht in Besitz zu setzen."

Völlige Übereinstimmung zwischen unserer Auffassung vom Ichgefühl und der zitierten Charakteristik des „Narzißmus" stellt sich aber her, wenn wir erkennen, daß das Ichgefühl eben von jenem Teile der Ichlibido unterhalten werde, welche den Narzißmus zwar ausmacht, aber nicht autoerotisch befriedigt wird; solche Unbefriedigtheit braucht nicht den Charakter der Unlust zu haben, sondern hat, weil es sich ökonomisch um durch Verteilung gering gewordene Quantitäten handelt, den einer angenehmen Vorlust. Diese Bezeichnung wird nämlich tatsächlich der Erlebnisqualität des gesunden Ichgefühls überaus gerecht.

Diese Erwägung war nötig, um zu zeigen, daß wir, ohne den vom Entdecker des Narzißmus gewollten Begriffsinhalt zu überschreiten, dieses

1) Ebenso rechtfertigen meine Verwendung der Bezeichnung „Narzißmus" folgende Stellen: „Man hieß die Libido des Selbsterhaltungstriebes narzißtische Libido," nicht aber die Fortsetzung: „und anerkannte ein hohes Maß von solcher Selbstliebe als den primären und normalen Zustand." (Ges. Schr., Bd. XI, S. 22.) Und ebenso die Stelle: „. . . die Konzeption eines Zustandes, in dem die Libido das eigene Ich erfüllt," nicht aber die Fortsetzung: „dieses selbst zum Objekt genommen hat." — Oder die Stelle: „Den Zustand, in welchem das Ich die Libido bei sich behält, heißen wir Narzißmus" . . ., aber im Nachsatz wird wieder die Objektbeziehung hervorgehoben.

Wort für die Besetzung mit Ichgefühl verwenden, obgleich die eigentlichen Definitionen immer auch die Beziehung auf das Ich als geliebtes Objekt enthalten, so am schärfsten der Satz: „Sich selbst lieben, was für uns die Charakteristik des Narzißmus ist."

Ich war also berechtigt, das „Ichgefühl"[1] in die psychoanalytische Literatur unter dem Titel „Narzißmus im Ichgefüge" einzuführen, kann aber auch in diesem Zusammenhange von „Ichlibido" sprechen oder von „objektlosem Narzißmus". Letztere Bezeichnung würde auch nach der eben geäußerten Erwägung, daß es sich um das Vorluststadium der Libido handelt, die Triebdynamik im Ichgefühl angeben.

Nun muß es aber überraschen, von „objektlosem Narzißmus" sprechen zu hören, weil alle so sehr gewohnt sind, Objektlibido und Narzißmus als absolute Gegensätze zu betrachten und zu bezeichnen. Sie sind aber gedanklich keine Gegensätze, denn auch manche Art Narzißmus hat — wenn man das Ichgefühl ausnimmt — stets das eigene Ich oder Teile desselben als sein Objekt. Wirklich im Gegensatz zu einander stehen „Objektbesetzung" und „Ichbesetzung"; im ersten Wort ist das Ich, im zweiten das Objekt das libidinös besetzte, das mit lustvollem Begehren erlebte. Diesen Gegensatz zu beschreiben, wird auch die Aufgabe vorliegender Arbeit sein.

Wir kommen der, wie ich glaube, richtigen Auffassung des Beobachteten näher, wenn wir in bezug auf die Entstehung des Ichgefühls eine Annahme machen, welche von der Ansicht Freuds etwas abweicht. Bei diesen psychoanalytisch noch nicht erforschten, vielleicht nie erforschbaren Fragen sind nicht psychoanalytisch erworbene Annahmen gestattet.

Freud nimmt nämlich als notwendig an, „daß eine dem Ich vergleichbare Einheit nicht vom Anfang an im Individuum enthalten ist; das Ich muß entwickelt werden . . ." Diese Annahme geht von der Uneinheitlichkeit des „Es" aus. Ein Ichgefühl ist aber meiner Meinung nach von allem Anfang an vorhanden, früher als jeder andere Bewußtseinsinhalt. Diese Annahme entspricht der vieler Philosophen und Psychologen (s. Österreich, Phänomenologie des Ichs) und der von vielen Biologen geteilten Ansicht, daß jedem, auch dem niedersten Protoplasma, demnach jedem Lebewesen ein Bewußtseinskeim, ich möchte es ein rudimentäres Ichgefühl nennen, zukommt.

Dafür, daß ein Ichgefühl von Anfang an existiere, möchte ich noch zwei Beobachtungen als entferntes Argument geltend machen. Es geschieht, daß man kurze Zeit ohne bewußten Vorstellungsinhalt verweilt; dabei fühlen wir unser Körper-Ich und deutlich auch ein seelisches Ichgefühl.

1) Das Wort findet sich bei Freud bereits in der Arbeit „Trauer und Melancholie": „Der Melancholiker zeigt . . . eine außerordentliche Herabsetzung seines Ichgefühls, eine großartige Ichverarmung." (Ges. Schriften, Bd. V, S. 538.)

Es ist leer von geistigen und emotionalen Funktionen. Da diese gewiß allmählich erworben worden sind, ist es unwahrscheinlich, daß gerade das seelische Ichgefühl erhalten bliebe, wenn es nicht, allerdings ungeschieden vom seelischen Inhalte, von Anfang an dagewesen wäre. Daß das seelische Ichgefühl das letzte ist, was verloren geht, zeigt sich auch beim Einschlafen und Ohnmächtigwerden. Daß es aber als letztes verloren geht, spricht dafür, daß es als erstes vorhanden war. Es war im Bewußtsein immer mit einem Inhalt an Sensationen, später an Vorstellungen verbunden; diese wechselten; ein psychisches Ichgefühl muß als Dauer im Wechsel dagewesen sein, welches dadurch, daß es auf alle Erlebnisse und Erlebnisspuren überging, erst das Ich sich bilden läßt und mit ihm dank der libidinösen Besetzung, die von den Trieben fortdauernd gespeist wird, zunimmt.

Schließlich spricht noch ein der Biologie entnommenes Argument dafür, daß eine Erogeneität des Ichs von Anfang an besteht; wir wissen, daß jene chemischen Einwirkungen, welche als Hormone später die Libidofunktionen speisen, schon vor der Geburt auf den gesamten Organismus gestaltend einwirken; es ist kein Grund vorhanden, daß sie nicht auch der Psyche von ihrem Erwachen an den libidinösen Beitrag, der im Ichgefühl sich kundgibt, liefern.

Der allmähliche Aufbau des Ichs geschieht durch Neuerwerb ganzer Gruppen von vom Es aus mit Trieb besetzten Erlebnisrepräsentanzen und ihren Erinnerungsspuren aller Art; dieselben stammen von inneren oder äußeren Eindrücken oder aus Reaktionen auf dieselben, die teils vererbter-, teils erworbenermaßen typisiert und vom Ich, trotz ihrer Abhängigkeit von den Einzelmächten des Es geordnet, sich ein- und zugeordnet werden. Auf jeden solchen Neuerwerb erstreckt sich das Ichgefühl, die primäre Ichlibido. In dieser mit Ichgefühl erfolgenden Angliederung besteht die Erweiterung der Ichgrenzen, und wir haben uns nur der uns so vertrauten Regression zu erinnern, um die spätere Ermöglichung ihrer pathologischen Verkleinerung zu verstehen. Diese Zeit der Ichentwicklung ist die Periode, in der der primäre Narzißmus herrscht. Denn während die Einverleibung in das Ich vor sich geht, erfolgen ständig autoerotische Befriedigungen des jeweiligen Ichs an den neuerworbenen Funktionen und Repräsentanzen. Anders ausgedrückt, das Ich wird und wächst unter Lust an ichgefühlten Erlebnissen, von denen die eigentlich autoerotisch betonten, vor allem die des eigenen Körpers, aber auch die der Gesichts- und Gehörwahrnehmungen, dem Lustprinzip folgend, stärker mit Ichgefühl besetzt werden. Noch im Ichgefühl des Erwachsenen zeigen sich die erogenen Zonen besonders betont. Auch das ganze Ich ist aber Gegenstand dieser primären Selbstliebe, insofern der ganze Körper mit der ganzen Seele bei den vielen mit autoerotischer Lust ausgeführten Bewegungen, bei den früh beginnenden

Berührungs- und Schaulüsten genossen wird. Schwerer fällt es, sich die primär narzißtische Besetzung der dem Erwachsenen libidoarm (trocken) erscheinenden geistigen Funktionen lebhaft vorzustellen. Aber die Beobachtung der Ichlust, mit der Kinder aus ihnen ein Spiel machen, und die Erfahrung, daß Neurotiker und Psychotiker sehr viel Libido an diesen Funktionen unterbringen, läßt keinen Zweifel, daß auch sie sowohl mit Ichgefühl als mit primärem Narzißmus besetzt sind. Die erwähnten Depersonalisationszustände erhärten es.

Wir verstehen jetzt, daß der „primäre Narzißmus" zur Zeit seiner Blüte mit seiner starken, vom Es stammenden Trieb- und Lustenergie das einfache Ichgefühl sehr übertönt. Erst mit der Verdrängung der autoerotischen Erlebnisse und Erlebnisspuren, mit dem Vorwiegen der Objektinteressen, wird das eigene Ichgefühl als solches wahrnehmbar. Aber selbst für den Erwachsenen wird es so sehr von autoerotischen und noch mehr von objektlibidinösen Bewußtseinsinhalten verdeckt, daß es erst bei Variationen und Störungen die Aufmerksamkeit sowohl des sich selbst beachtenden Individuums, als der Forschung auf sich ziehen konnte.

Soweit sich der „primäre Narzißmus" beim Kinde auf dessen eigenes Individuum erstreckt, können wir uns von demselben, einmal durch Freuds Entdeckung darauf aufmerksam gemacht, durch die Beobachtung des Gehabens des Kleinkindes direkt überzeugen. Daß bei ihm der Narzißmus sogar deutlicher hervortritt, als bei den Tieren und wahrscheinlich auch bei den Primitiven, liegt daran, daß dem Menschenkinde die Gefahr der Außenwelt und die ständige Furcht vor derselben lange erspart bleiben, weil eben der Mensch von allen Geschöpfen am meisten zu den Nesthockern gehört. Wer aber ein verwöhntes Schoßtier beobachtet, wird auch an ihm ein ebenso deutliches narzißtisches Gehaben erkennen.

Soweit sich aber der primäre Narzißmus auf die Außenwelt erstreckt, können wir ihn nicht beobachten, sondern nur erschließen. Deshalb ist dieser Teil der Libidolehre schwerer als Wirklichkeitsbeschreibung zu erfassen und wird meist für bloße Theorie gehalten. Beim Erwachsenen überwiegen nämlich in der Erfassung der Außenwelt die Objektbesetzungen so sehr den primären Narzißmus, daß man ihn erst in den Zuständen von Hingegebenheit und Ergriffenheit, deren höchste Stufen wir als Ekstase und mystische Vereinigung bezeichnen, empfinden kann[1] — — — dort, wo nach dem Ausdruck mancher Philosophen das „Reich der Freiheit beginnt" und das *principium individuationis* mit den Kausalgesetzen aufzuhören scheint.

1) In ihrer Arbeit über „Zufriedenheit, Glück nnd Ekstase" hat Helene Deutsch auf die Wiederherstellung einer narzißtischen Einheit und auf die Erweiterung des Ichs und seiner Grenzen hingewiesen. (Diese Ztschr. Bd. XIII. (1927.)

Und doch hat die erste Arbeit über den von Freud kurz vorher dargestellten Narzißmus, die von Hanns Sachs, sich gerade mit jenem Narzißmus beschäftigt, welcher sich auf die Objekte der Außenwelt bezog und dessen Verdrängung und Projektion zu der animistischen Weltauffassung des Primitiven führt. Kind und Primitiver benehmen sich im Stadium des primären Narzißmus anders als später, nachdem die Ichgrenze alle Gegenstände der Außenwelt außer dem Individuum gelegen fühlen,[1] nicht nur erkennen läßt. Erstens empfinden Kinder manche Veränderungen an äußeren Objekten, wie wenn sie ihnen selbst geschehen wären, reagieren deshalb mit Angst und Zorn, mit Lust und Leid, obgleich ihnen nach den Begriffen des Erwachsenen doch „gar nichts geschah". Zweitens aber sind sie andererseits wieder unabhängig von den Geschehnissen der Außenwelt, weil ihre mit vollem Ichgefühl erlebten, ständig besetzten Vorstellungen der Außenwelt diese selbst ihnen zu ersetzen vermögen. In der Zeit des vorherrschenden primären Narzißmus fällt daher die Ichgrenze mit der gesamten Vorstellungswelt des Kindes zusammen, aus der das aktuelle Bewußtsein einen kleinen, noch nicht der Realität entsprechend zusammenhängenden Teil hervorhebt. Wir können annehmen, daß in dieser Periode die geistigen Abläufe in Primärvorgängen vor sich gehen. Bei der individuellen Verwendung von Worten oder Wortneubildungen kann man nämlich noch lange Verschiebung, Verdichtung, Ersatz durch das Gegenteil genugsam nachweisen. Aber schon jetzt korrespondiert die Verteilung der Intensitäten der Libidobesetzung mit dem Interesse an der Außenwelt. Denn alles, was das Kind stärker und öfter begehrt, bekommt früh eine und dieselbe richtige Bezeichnung. Diese werden durch jede neue Befriedigung eines Begehrens befestigt. Trotz der narzißtischen Besetzung der Außenwelt kann daher — analog wie bei den Primitiven — eine Art Realeinfügung erfolgen, weil die narzißtische Besetzung nicht diffus für die ganze Vorstellungswelt dieselbe ist, sondern, je nachdem die autoerotische Befriedigung der erogenen Zonen durch ein Objekt stärker erfolgt, gerade auf dessen Vorstellungen eine stärkere narzißtische Besetzung sich konzentriert. Die Wiederholung und stärkere Besetzung der begehrten und der lebenswichtigen Objektrepräsentanzen folgt dabei noch ganz dem Lustprinzipe.

Das primäre Ichgefühl schließt also von Anfang an auch die Außenwelt in sich ein. Diese nimmt an Ausdehnung mit dem Erleben immer mehr zu; ihre Teile, d. h. die Vorstellungen von ihnen, werden dabei nicht gleichmäßig mit Narzißmus besetzt, sondern ebenso wie die Teile des Körpers in verschiedener Intensität. Trotzdem sind die Objekte noch rein

1) Vgl. „Variationen des Ichgefühls", diese Zschr., Bd. XII (1926).

narzißtisch und noch nicht objektlibidinös besetzt. Nur durch die Verbindung der libidinösen Begehrung mit der Funktion der Selbsterhaltungstriebe erhalten die stärker narzißtisch besetzten Dinge einen Objektcharakter. Die Vorstellungen von ihnen werden aber als zum Ich gehörig gefühlt, obgleich die Objekte als Befriedigungsmittel von den Selbsterhaltungstrieben und von der Libido angestrebt werden. Erst, wenn das kleine Kind das Ichferne des Gegenstandes fühlt, hat der primäre Narzißmus für die betreffende Funktion die alleinige Geltung verloren. Solange z. B. die Vorstellung der Mutterbrust ebensosehr wie die Wonne des Saugens von Ichgefühl besetzt ist, wird wohl die Lust des Saugens und die Stillung des Hungers begehrt, die Mutterbrust als ihr Mittel gesucht, sie ist also bereits tatsächlich etwas Begehrtes, aber nichts, was außer dem Ichgefühl steht. Wird sie bereits als fremd, dem Ichgefühl entzogen, erlebt, dann erst hat sie eine objektlibidinöse Besetzung. Die Konzeption des Ichgefühls läßt auf diese Weise den primären Narzißmus in seiner Verwendung für die Vorstellungen der Außenwelt besser verstehen.

Beim primären Narzißmus existieren also keine vom Ichgefühl unbesetzten Objektbesetzungen. Alles, was befriedigt zu werden begehrt, und alles, was Befriedigung verschafft, — das erste ist das Subjekt der Libido, das zweite ihr Objekt, — ist körperlich und in seiner Vorstellungsrepräsentanz von Ichgefühl, von der zusammenhängenden Ichlibido besetzt. Solange das Kind noch keine Vorstellung vom eigenen Ich hat, ist das Ich dabei nur als Subjekt vorhanden, nur als sich selbst in seinen Teilen erlebendes Subjekt. Deshalb ist der primäre Narzißmus als Subjektstufe des Ichs zu bezeichnen.

Das Entstehen der vom Ich getrennten Objektbesetzungen macht der Alleinherschaft des primären Narzißmus ein Ende. Wir dürfen aber nicht — wie die Lehrbücher der Geschichte etwa das Altertum — diese Periode des Narzißmus mit einem bestimmten Ereignis enden lassen. Die Außenwelt wird nicht plötzlich als etwas vom Ich Getrenntes und damit auch das Ich als etwas von der Außenwelt Verschiedenes entdeckt. Für jede Einzelbeziehung muß die Objektstufe abgegrenzt werden. Mühsam wird anfangs Objekt auf Objekt als solches erworben, wobei die primäre narzißtische Besetzung bei stärkerer Trieberregung — z. B. im Affekte wegen einer Versagung noch lange Zeit — die Objektbesetzung quantitativ so übertönen kann, daß jede „Objektivität“ aufhören muß!

Bevor ich die Rolle des Ichgefühls auf der Objektstufe des Individuums erörtere, will ich noch auf einen Unterschied zwischen der zum Ichgefühl gewordenen Ichlibido und dem primären Narzißmus aufmerksam machen, den man auch bei dem Erwachsenen deutlich beobachten kann.

Breuer hat zuerst die Theorie aufgestellt, daß wir ruhende und bewegliche Besetzungen unterscheiden müssen. Otto Groß hat den gleichen Grundgedanken in seiner Lehre von der Primär- und Sekundärfunktion durchgeführt. Freud erkennt in seinen metapsychologischen Schriften (Ges. Schr., Bd. V, S. 503) diese Anschauung Breuers als tiefste Einsicht an. Nun haben wir im „primären Narzißmus" das Ichgefühl und die autoerotische Verstärkung desselben geschieden hervorgehoben. Es fragt sich nun, ob diese beiden Anteile nicht auch in bezug auf Ruhe und Beweglichkeit von einander verschieden sind. Die Erfahrung am Erwachsenen lehrt, daß dort, wo Aufmerksamkeit oder Willen zugewendet wird, das Ichgefühl der betreffenden Ichgrenze stärker wird. Wenn wir dem Ichgefühl den Vorlustcharakter zuerkannt haben, so ist bei jeder solchen Steigerung die Beweglichkeit der Libidobesetzung sehr begreiflich, weil dann das Unbefriedigte der Vorlust sich steigert und als ungesättigt nach Sättigung (Endlust) sucht. Anderseits haben wir angenommen, daß gerade die autoerotische Befriedigung es ist, welche wichtigste Anteile des Ichs stärker mit Narzißmus besetzt. Ob nun vom Es aus eine Triebsteigerung oder von außen ein Reiz mittelbar oder über verschiedene vorbewußte oder unbewußte Wege diese Befriedigtheit stört, in beiden Fällen wird der Vorlustcharakter im primären Narzißmus und damit das Ichgefühl der betreffenden Ichgrenze gesteigert werden. Wir können daher vermuten, daß bei jedem seelischen Akte die beweglichen Besetzungen von der Vorlustspannung der unbefriedigten Libido herrühren, die ruhenden den befriedigten Quanten Libido entsprechen.

Doch kann diese Unterscheidung nicht die richtige triebdynamische Erklärung für die Ansicht Breuers sein. Denn die Libido muß ja mit ihrer Befriedigung auch ihre Energie verloren haben. Die Besetzungen sind wohl durch die Befriedigung zur Ruhe gekommen, aber nicht als ruhende weiter vorhanden. So sind es nur Ruhepunkte in der Libidobewegung, welche durch die autoerotische — ebenso später durch objektlibidinöse — Befriedigung entstanden sind. Doch haben sie als Ruhepunkte eine besondere Bedeutung: Da nämlich einmal erreichte Befriedigung an den gleichen Vorstellungen und Vorgängen wieder gesucht wird, so werden diese Ruhepunkte immer neu mit Libido, die Sättigung sucht, besetzt werden. — Die Libido wird daher nur insofern als ruhend erscheinen, als sie von dort nicht abströmt, sondern dort ihre Befriedigung findet. So können wir allgemein von scheinbar ruhender Besetzung dort sprechen, wo nicht mehr Libido von einem psychischen Element abströmt oder durch Befriedigung verschwindet, als dem Elemente zuströmt. (Element als allgemeiner Ausdruck für jede Art von mit Libido besetztem psychischem Einzelapparat oder Einzelvorgang.)

Zur Frage der ruhenden und beweglichen Besetzung lehrt die Beobachtung der Ichgrenze noch etwas anderes. Wir wissen, daß sie in ihrer ganzen Ausdehnung im allgemeinen während des Wachens konstant mit Ichgefühl besetzt bleibt. Daraus können wir ganz allgemein schließen, daß überhaupt ein gewisses Maß auch ungesättigter Libido (solcher von Vorlustcharakter) trotz ihrer Ungesättigtheit an psychischen Elementen ruhend verbleibt. Das Maß derselben ist für verschiedene Individuen und im selben Individuum für die verschiedenen Elemente und Funktionen ganz verschieden. Erst wenn diese dauernde Besetzung eine Steigerung erfährt, wird sie die Tendenz abzufließen haben: Dies ist eine allgemeine Lehre der Libidotheorie, die durch die Beobachtung des Ichgefühles neuerdings bestätigt wird.

Damit mehr als dieses Maß von Libido ruhend erhalten bleibe, muß ihr Abströmen und ihre Befriedigung gehindert werden. Die Beobachtung der Ichgrenze bei Depersonalisation belehrt uns, daß Objektlibido am Abströmen gehindert wird, wenn die Ichgrenze sich von den betreffenden Objekten oder libidinös besetzten Funktionen zurückzieht. Wir sehen daher: ein möglicher Weg, Libido ruhend zu erhalten, ist die Zurückziehung der entgegenkommenden Libidobesetzung, hier erkennbar an der Entblößung der Ichgrenze von Ichgefühl. Ich erinnere, daß Freud den gleichen Mechanismus für das Entstehen der Verdrängung angenommen hat, insofern als bei ihr die Besetzung vom Vorbewußten aus zurückgezogen wird.

Es gibt nach Freud noch andere Mechanismen, welche Libido am Abströmen hindern; doch gehören sie nicht zum vorliegenden Thema. Für dieses war die vorausgegangene Erörterung wichtig, weil sie zeigte, daß die Zurückziehung der Ichgrenze, genauer die Zurückziehung des Ichgefühles, die Libido der vom Ich verlassenen Vorstellungen am Abströmen hindert. Nun fand ich bei der Psychoanalyse der Entfremdungs- und Depersonalisationszustände, daß Schreck und Angsterlebnisse (Reik und Sadger fanden später dieselben Ursachen) das Entstehen der Entfremdungszustände, die Zurückziehung der Ichgrenze, bewirken. Wir können daher annehmen, daß die Primitiven nur unter dem Druck der furchtbaren Außenwelt mühsam zur Loslösung ihres Ichs von der Außenwelt, zum Verlassen des primären Narzißmus gezwungen wurden. Die gleiche Entwicklung, aber durch den mächtigen kulturellen Schutz von Vater und Mutter wesentlich erleichtert, nimmt das Kind.

Welche Rolle können wir der Ichlibido (dem Ichgefühle) und der Ichgrenze in der weiteren Entwicklung zuschreiben? Wir werden bei der Besprechung die Beziehung der einzelnen Objektbesetzungen zur Ichgrenze von der Gesamtentwicklung der Ichgrenze trennen. Nach den Darlegungen Freuds (Ges. Schr., Bd. V, S. 461) handelt es sich um

die Verwandlung des Lust-Ichs in das Real-Ich und wieder dessen Verwandlung in ein purifiziertes Lust-Ich als Reaktion auf das Eintreten des Objektes. Soweit ich diesen Teil der Metapsychologie durchdenken konnte, entspricht die Erwerbung der Objektbesetzungen dem ersten, das Verlassen der früheren Ichgrenzen dem zweiten Vorgange.

Dort, wo das Kind an den Objekten Enttäuschungen erlebt, dort, wo es immer neue Erfahrungen macht, daß sie seinen Wünschen nicht untertan sind, dort, wo es Schmerz, Leid, Angst und gar Schrecken durch die Objekte erfährt, dort zieht sich seine Ichgrenze von den Objekten zurück. Der Vorgang ist so stark durch Vererbung vorgebildet, daß ich nicht weiß, ob die genaueste Beobachtung beim Gesunden wird äußere Anlässe nachweisen können. Vielleicht genügt für die allmählige Änderung der Ichgrenze beim Gesunden die so gut beobachtbare Unterbrechung des Ichgefühls im allnächtlichen Schlafe. Bedeutungsvoll ist diese jedenfalls. In pathologischen Fällen, also für alle Arten vorübergehender oder dauernd verbleibender Entfremdung, ist die traumatische Entstehung nachweisbar, wobei die Entfremdung plötzlich bemerkt wird, ob sie nun an ein schreckendes oder an ein chronisch schwer kränkendes Erlebnis anschließt. Ferner will ich etwas abweichend von Freud bemerken, daß es sich — mit seinem Bilde gesprochen — bei der Entstehung der Objektbesetzungen nicht um bloße Pseudopodien handeln kann, die das narzißtische Libidoreservoir als Amöbe an die Objekte aussendet. Der Vorgang muß immer der sein, daß die zusammenhängende Ichlibido sich unter Zurücklassung von Objektbesetzungen von den Objekten zurückzieht, sowohl von denen, die sie früher schon narzißtisch besetzt hatte, als von denen, die erst später unter vorübergehender Berührung desselben erworben wurden, zu einer Zeit, da die Ichgrenze schon die Außenwelt als Ganzes außen liegen gelassen hat und nur Teile der Außenwelt, allerdings große, narzißtisch besetzt zum Ich gehörig geblieben sind. Objektbesetzungen entstehen dadurch, daß die Ichgrenze sich von den Objektvorstellungen, d. h. von den Erinnerungsspuren der Objekteindrücke, wieder zurückzieht. Dann bleibt getrennt einerseits das Ich, von einer zusammenhängenden Ichlibido besetzt, im Gegensatz dazu andererseits die immer zahlreicher werdenden einzelnen Objektvorstellungen mit kleinen Libidoquanten, die aber dennoch vom Es aus mit starken Intensitäten besetzt sein können. Die gesamte psychoanalytische Erfahrung spricht dafür, daß diese vom Ich isolierten Objektbesetzungen ihre eigenen gesetzmäßigen Libidoschicksale haben, daß z. B. an ihnen die Verdrängung, deren Mißlingen zur Symptombildung führt, erfolgt. Nun lehrt die Selbstbeob-

achtung — mit welcher viele Mitteilungen anderer Autoren übereinstimmen — einen Vorgang, der eine neue Annahme in der Libidotheorie nötig macht: Alle Beobachtung des Ichgefühles bestätigt, daß die Libido der Ichgrenze (als Ichgefühl erkennbar) und die Libido der Objektvorstellungen zumindest bei allen psychischen Akten, die voll erlebt werden, wieder aneinander gelangen und dadurch entweder zur Befriedigung (z. B. einfaches Wiedererkennen) kommen oder bei unvollkommener Befriedigung weitere bewußte und vorbewußte psychische Abläufe mit oder ohne Berührung der Ichgrenze (Mitwirkung der Ichlibido) veranlassen. Ob solche Vereinigungen von Ichlibido und Objektlibido auch ohne unser Bewußtsein erfolgen, hebe ich als ein wichtiges psychoanalytisches Problem hervor. Bei jedem solchen Einswerden der ichlibidinösen Grenze und der Objektvorstellung — selbstverständlich ist die einzelne Objektvorstellung nur das einfachste Beispiel und geschieht es zumeist in analoger Weise bei komplizierten Abläufen und Funktionen — tritt eine vorübergehende Erweiterung der Ichgrenze ein, so daß meine Darstellung in bezug auf die weitere Beziehung von Ich- und Objekt-Libido wieder zur Darstellung Freuds vom Umfassen und Verlassen der Objekte zurückkehrt. Die Abweichung betrifft nur das Entstehen der Objektbesetzungen.

Bei allen bewußten Vereinigungen von Ichlibido und libidinöser Objektbesetzung haben wir nicht nur das Bewußtsein der Vorgänge, sondern fühlen die Lebendigkeit und Wirklichkeit, sei es der Wahrnehmung, sei es des Denkens und auch des Affektes. Da für die betreffende Ichgrenze, von dem lebhaftesten Ichgefühl (so im höchsten Grade bei Manie oder Enthusiasmus) bis zur Entblößung bei Entfremdung, verschiedene Intensitäten der ichlibidinösen (primär narzißtischen) Besetzung möglich sind, können auch die Befriedigung und das Gefühl des vollen Erlebens alle Grade haben. Was Schilder mit Ichferne und Ichnähe eines Vorganges bezeichnet, findet nicht in einer größeren Trennung vom Ich seine Erklärung, ein Vorgang kann auch nicht mehr oder weniger bewußt sein. Sondern die Intensität der Libido der Ichgrenze ist verschieden groß. In jeder dieser Vereinigungen von Ichlibido und Objektlibido ist das Bewußtwerden enthalten. Es ist aber mehr als bloßes Bewußtwerden darin, weil ja Bewußtheit der Vorgänge auch bei voller Entfremdung erhalten bleibt. Da aber das Ichgefühl eine Dauerbewußtheit des Ichs ist, könnte der Unterschied zwischen Bewußtheit und voller Ichhaftigkeit eines Vorganges vielleicht doch ein nur quantitativer sein. Wahrscheinlich dürften aber zwei von einander unterscheidbare Funktionen an der Ichgrenze erfolgen, von denen die eine auch den Ichkern betrifft und dadurch die Bewußtheit, die andere nur das Ichgrenzengefühl bedingt.

Wir haben so dargelegt, daß die narzißtische Besetzung von den Außenobjekten zurückweicht und daß auch die Denkfunktionen und die affektiven Reaktionen mehr und mehr außerhalb des Ichgefühls sich ausbilden und vorbewußt vor sich gehen, um allerdings in jedem aktuellen Erlebnis immer neu von den Ichgrenzen und vom Bewußtsein erfaßt zu werden.

Was geschieht nun mit der alten narzißtischen Grenze des Ichs, während sich das Gebiet der jeweilig von der Ichgrenze erfaßten Objektbesetzungen und damit die Ausdehnung der Ichgrenze selbst vergrößert? Das ist nicht theoretisch abzuleiten, sondern aus der Erfahrung zu beantworten. Eines ist gewiß: Es erfolgt keine sozusagen rationelle Teilung zwischen der Besetzung des Ichs und den Objektvorstellungen, so daß Außenwelt, Körperliches, Seelisches jeder das Seine erhielten. Ginge die Entwicklung so vor sich, so wären die uns beschäftigenden Probleme mit wenigen Sätzen zu erledigen; ja — es hätte die alte Assoziationspsychologie überhaupt nicht von der Psychoanalyse belehrt zu werden brauchen. Sie würde damit auskommen, Vorstellung, Empfindung, Wahrnehmung, Gefühl usw. zu unterscheiden und deren weitere Kombinationen und Verarbeitung; die Stabilisierung der Verarbeitungsresultate bedingte dann, daß diese auf wohl eingerichteten und physiologisch, resp. experimentalpsychologisch erforschbaren Bahnen alles in Ordnung halten. Die so entstandenen „seelischen Ämter" wecken einander, halten einander in Atem, lassen einander schlafen, arbeiten auch einander entgegen (z. B. wenn widersprechende Aktenstücke kommen), können also auch hemmend wirken: Im ganzen erfüllen sie aber ordnungsgemäß die ihnen gestellten Aufgaben und werden auch mit dem T r i e b gesindel fertig, es sei denn, daß irgendwo ein Beamter erkrankt, oder die Postverbindung von Amt zu Amt versagt. Der Mikrokosmos der Seele, völlig nachgemalt dem Bilde, das man sich zur Zeit der Entstehung der Schulpsychologie von dereinst vom Staate gemacht hat!

Die Psychoanalyse hat von dieser Idylle nichts übrig gelassen; es wäre in Verfolgung des Vergleiches interessant zu untersuchen, wieweit auch das von ihr geschaffene Seelenbild der Gesellschaftsordnung zur Zeit ihrer Schöpfung entspricht. Von der neuen Gestaltungswiedergabe der Seele — Bild dürfte ich es nicht nennen, weil der Dimensionen zu viele darin sind — wollen wir hier nur zwei Neuerungen hervorheben: erstens, daß es sich, weiter im Gleichnis gesprochen, um öffentliche, private und verborgene Vorgänge handelt, und zweitens, daß es von den Trieben aufwärts, vielleicht schon unter den Trieben selbst, Schichten gibt, welche nicht gleichmäßig geordnet übereinander liegen oder so liegen bleiben.

Deutlich und offenkundig scheidet das Ichgefühl die Außenwelt und

das Ich und hebt das geistige Ichgefühl den Körper von dem Seelischen ab. Gleichsam nicht öffentlich dauern die narzißtischen Besetzungen vieler Vorstellungen der Außenwelt mit Ichgefühl fort, ändern sich, entwickeln sich, werden wieder aufgegeben und neu verliehen. Geheimst verborgen bleibt, sogar für das eigene Bewußtsein aufgegeben, die gesamte Welt des primären Narzißmus, wie Traum und Psychose uns lehren, fortbestehen: denn es wird das primär narzißtische Ich (welches Außenwelt und Individuum umfaßte) als Ganzes verdrängt, unbewußt: Weltbild und Ichgefühl der Kleinkinder sind den Erwachsenen völlig unbewußt, beweisen aber ihr Vorhandensein dadurch, daß sie in Psychosen wiederkommen können. Das ist, wie ich glaube, eine hier neu[1] vertretene Auffassung; neu, weil wir sonst nur von Verdrängung der Objektvorstellungen und deren Verarbeitungen hören.

Es geschieht also bei der Etablierung der neuen Ichgrenze dreierlei:

1) Die Außenwelt wird egoistisch durch die Objektbesetzungen erfaßt: Realanpassung des Ichs (des Real-Ichs) an die Welt.

2) Die Außenwelt wird egozentrisch durch narzißtische Besetzung vom Ich umfaßt: Wunschgemäße Angliederung der Vorstellungen von der Welt an das Ich.

3) Das bisherige Ich wird verdrängt: Unbewußte Fortdauer des egokosmischen Ichs.

Wir haben jetzt nebeneinander, nach den Worten Freuds, das Real-Ich und das purifizierte Lust-Ich — und von Freud nicht erwähnt, im Unbewußten das Ur-Ich, das Welt und Ich narzißtisch umfaßte, welches Trigant Burrow als das *„Preconscious"* bezeichnet hat, fortbestehen. Vom letzteren werden wir später bei der Untersuchung der Ichgefühle und der Ichgrenzen, die das Über-Ich abgrenzen, sprechen. Jetzt soll uns das Verhältnis der bewußten Ichgrenzen zu einander und zu den Objektbesetzungen beschäftigen.

Wie wir früher auseinandersetzten, wird die Ichgrenze immer beweglicher und umfaßt immer mehr Funktionen, immer mehr Vorstellungen. Das Freigeben der Außenwelt aus dem Ichgefühl hat ihre Eroberung und Beherrschung zum Ziel gehabt; dazu werden alle Erfahrungen und Künste des Geistes und Körpers verwendet; soweit sie bewußt und nicht entfremdet sind, erstreckt sich auf sie das Ichgefühl. So wird die Ichgrenze zur Zeit des Real-Ichs und des purifizierten Lust-Ichs für das letztere

1) Wahrscheinlich ist von Psychoanalytikern und Nicht-Psychoanalytikern dasselbe schon mitgeteilt worden. Ich würde mich freuen, darauf aufmerksam gemacht zu werden, da ich daran arbeite, die Forschungen der Schulpsychiatrie über die Entfremdung vom Gesichtspunkt des Psychoanalytikers zusammenhängend zu referieren.

vielgestaltet und reichgegliedert, viel mehr als sie zur Zeit des Allnarzißmus gewesen war. Es wachsen sowohl körperliche als geistige Ichgrenze allmählich mit dem Reifwerden von Körper und Geist. Pathologische Fälle belehren uns, daß auch später noch ganze Ichgrenzen mit den jeweiligen narzißtischen Besetzungen verdrängt werden können, denn es gibt als Ausnahmen Fälle, wo sie festgehalten werden. Was wir Fixierung heißen, ist auch mit der festeren Formation einer bestimmten Größe und Grenze des Ichs verbunden. Namentlich wenn ein bestimmter Partialtrieb eine bestimmte Ichgrenze betont, wie wir es vom Exhibitionismus und vom Masochismus wissen, so wird dadurch diese Ichgrenze stärker besetzt. Es gelingt dann nicht, sie in langsamer Entwicklung zu erweitern, und so bedarf es zur Überwindung eines solchen Stadiums der Verdrängung. Freud hat in analoger Art vom Friedens- und Kriegs-Ich der Kriegsneurotiker gesprochen. Von einem individuell verschiedenen Alter an hören solche Verdrängungsschübe in bezug auf die Ichgrenze ganz auf und verändert sie sich weiter nur allmählich mit den neuerworbenen Funktionen: der Mensch bleibt derselbe. Die grundsätzliche Erfahrung, daß bestimmte Ereignisse eine amnestische Periode abschließen, hängt daher nicht nur mit der Verdrängung von zusammenhängenden Objektvorstellungen, sondern vor allem mit der Verdrängung einer Triebkomponente und der von ihr in charakteristischer Art besetzten Ichgrenze, besonders für die geistigen Funktionen, aber auch mitunter für das Körperliche zusammen, wie ich schon früher dargelegt habe.

Die Verdrängung solcher stärker fixierter Ichgrenzen ist nicht immer Folge davon, daß die frühere Ichgrenze und ihre Besetzung unlustvoll wurde, ebensowenig als der primäre Allnarzißmus lustlos werden konnte; sondern die Unlust liegt daran, daß zwei narzißtische Ichgrenzen nicht ohne Verwirrung miteinander bestehen können. Wenigstens zeigen Erwachsene, welch rasch und oft auf ein früheres Ichstadium mit anderer Ichgrenze zurücksinken, eine sie sehr quälende Unsicherheit und Scham. Eigentlich wird die Verdrängung aus dem Bewußtsein darum nötig, weil eben das Individuum von der früheren Lustquelle nicht bewußterweise lassen konnte. Es ist wahrscheinlich, daß erst ein unlustbetontes äußeres Ereignis die Verdrängung der dasselbe betreffenden Objektvorstellungen und der dazugehörigen Periode des Ichs mit seiner Ichgrenze einleitet und sie ermöglicht. Daß Objekt- und Ichbesetzungen gleichzeitig verdrängt zu werden pflegen, entspricht unserer früher ausgesprochenen allgemeinen Beobachtung, daß bei jedem psychischen Geschehen Besetzung des Ichs an der „betreffenden Ichgrenze“ und Objektbesetzung sich vereinen.

Wir können nun genauer sagen, welches die „betreffende Ichgrenze“

sei: In dem Erlebnis kommt die Objektvorstellung mit ihrer Libidobesetzung zusammen mit den dauernd zum Ich gehörigen narzißtisch besetzten Vorstellungen desselben Gegenstandes. Unsere früher gestellte Frage: „Was geschieht bei der Erwerbung von Objektbesetzungen mit der narzißtischen Ichgrenze?", haben wir dahin beantwortet, daß sie erhalten bleibt und sich weiter verändert. Die neuerworbene Objektbesetzung ist wohl dadurch entstanden, daß die narzißtisch besetzte Ichgrenze von den unbotmäßigen oder peinlichen Objekten zurückwich, oder nur ganz vorübergehend die neue Wahrnehmung mit Ichgefühl ergriff, so daß die Objektvorstellung mit neuer Objektbesetzung (vom Es aus) ohne Ichgefühl zurückbleiben kann. Aber — entsprechend aller Erfahrung der Psychoanalyse — verschwindet auch hier nichts einmal Erworbenes. Daß eine neue Erfahrung mit zurückgezogener oder sich sofort zurückziehender Ichgrenze gewonnen wurde, die als Objektvorstellung zurückbleibt, hindert nicht, daß die alten, bereits von früher bestandenen, mit Ichgefühl besetzten Vorstellungen in der Erinnerung fortbestehen, daß wir also zwei Niederschriften, wie Freud in einem anderen Zusammenhang es nannte (Engramme im Sinne Semons), von demselben Objekt haben. Die eine narzißtisch gefärbt, undeutlich und nicht der Wirklichkeit genau entsprechend, — geniale Menschen ausgenommen, auch bei diesen immer vielfach mit kindlichen Elementen vermengt — die andere möglichst richtig, spät erworben, der Korrektur durch neue Erfahrung sehr zugänglich. Daß beide beim Erlebnis zusammenkommen, liegt daran, daß beide aktuell durch eine zu beiden gehörige Wahrnehmung oder durch ein Wortbild in das Bewußtsein gerufen werden. Je mehr die narzißtische Vorstellung oder Vorstellungsgruppe der objektlibidinösen inhaltlich entspricht, desto leichter gelingt die Befriedigung der Libido bei dem Aktuellwerden und Zusammenkommen beider. Ich weiß, daß diese ganze Darlegung schwer angenommen werden wird. Die Selbstbeobachtung läßt aber, leichter in den wunschbetonten, als in den begrifflichen geistigen Vorgängen, weil erstere stärker mit Ichlibido besetzte Inhalte enthalten, diese Inhalte von den Objektvorstellungen im Auftauchen unterscheiden. An beiden hängen Libidoquanten, die sich im Erleben selbst vereinen. Hat man einmal diesen Vorgang an wunschbetonten Vorstellungsgruppen öfters beobachtet, so erkennt man den gleichen Vorgang auch beim gleichgültigeren Denken oder Tun. Das Wort „begreifen" besagt, daß mit Zuwendung von Ichlibido ein neues Vorstellungselement einer richtig geordneten bestehenden Gruppe zugeordnet wird. Dort, wo keine narzißtische stärkere Besetzung im Vorbewußten ist, dort wird beim Auftauchen einer Objektvorstellung nur das

uns jetzt schon bekannte Ichgefühl (Libidobesetzung) der Ichgrenze der auftauchenden Vorstellung entgegenströmend gefühlt. Fehlt auch diese, so tritt, wie schon oft erklärt, Entfremdung ein. Die narzißtisch besetzte Vorstellung ist also nicht dasselbe wie die mit Objektlibido besetzte Vorstellung.

Wir können jetzt zusammenfassend sagen, die Ichlibido setzt sich im Ichgefühl und in den vom Autoerotismus stammenden, das Ichgefühl verstärkenden Besetzungen als Einheit durch das ganze Leben fort. Das ist aber nur möglich, weil die von ihnen besetzten Vorstellungen nicht mehr wie zur Zeit der Alleinherrschaft des primären Narzißmus den Charakter der Wirklichkeit haben. Den haben sie an die Objekteindrücke, die von außen die Ichgrenze berühren, abgegeben. Die Erinnerungen an jene Zeit, da sie noch Wirklichkeitscharakter hatten, an das, wie ich es oben nannte, „egokosmische Ich", mußten zu diesem Zweck verdrängt werden. Triebökonomisch war diese komplizierte Entwicklung möglich, weil vom Es aus um so viel weniger Libido der alten narzißtischen Besetzung in ihrer Gesamtheit zugeführt wurden, als die Inanspruchnahme der wirklichen Objekte Libido für ihre Besetzungen in Anspruch nahm.

In diesem ganzen Entwicklungskampfe der Realanpassung gegen die archaische, lustvoll narzißtische Ichform sehen wir daher sowohl die zentrale Ichlibido mit ihren wechselnden Grenzen als auch die isoliert sich bildenden Objektbesetzungen kontinuierlich sich entwickeln. Die Kontiguität der Libidobesetzungen wird durch Isolierung der Objektbesetzungen und durch Verdrängungsprozesse unterbrochen. Wir wissen aber, daß pathologische und physiologische (Schlaf, Traum, Psychoanalyse, Ekstase) Veränderungen in der Ökonomie die aufgehobene Kontiguität für kurz oder lang wieder herstellen können.

Unsere Darlegung hat aber auch gezeigt, daß jeder voll (nicht entfremdet) gefühlte seelische Vorgang vorübergehend die durch die dargestellte Entwicklung getrennten Besetzungen, nämlich die des Real-Ichs (dessen Grenze der Wirklichkeitserfassung, d. h. der Wahrnehmung und der Motilität, inklusive Sprache, zugewendet ist), die des purifizierten Lust-Ichs (dessen narzißtische Grenze wir oben beschrieben haben) und die der Objektvorstellungen aktuell vereinigt. Es hat also tatsächlich die Realanpassung an allen Stellen die ursprüngliche narzißtische libidinöse Alleinheit so zertrennen müssen, daß sie nur durch der Außenwelt angepaßte Besetzungsverschiebungen wieder sich herstellen lasse. Wiederum eine auf die Beobachtung der Ichgrenzen aufgebaute Erkenntnis, welche in überraschender Weise die Freudsche Definition des Triebes, daß er

einen früheren Zustand wieder herzustellen trachtet, an den komplizierten seelischen Akten als richtig erkennen läßt.

Bei diesem Wiederherstellen der narzißtischen Einheit ist, wie wir sahen, das verdrängte „egokosmische Ich" nicht eingeschlossen — und das aus ersichtlichem Grunde. Im „egokosmischen Ich" sind Wirklichkeit und Vorstellung nicht verschieden und es würde daher durch dieses „Ich" die Anpassung der seelischen Inhalte an die Realität der aktuellen Geschehnisse der Außenwelt, die die äußeren Wahrnehmungen vermitteln, eventuell durch andere spontane Vorstellungen, die vom „Ur-Ich" als wirklich aufgefaßt werden, gestört. Würde dieses nicht dauernd verdrängt sein, so wäre die ganze Aufgabe der Entwicklung, nämlich die richtige Wiedergabe des dauernden und jeweiligen Geschehens der Außenwelt durch die Bilder und Begriffe des seelischen Geschehens, ständig durch fremdartige archaische und frühinfantile, für wirklich gehaltene Vorstellungen wirr und gestört.

Wenn daher — im Traume und in Geisteskrankheiten — die Verdrängung des „ego-kosmischen" Ichs zum Teile nachläßt, dann treten tatsächlich Spukgestalten in das reife Ich, das sich später entwickelt hat; sie haben den Charakter der physiologischen Regression, wie einst in der Frühzeit des Ichs. So können wir wohl verstehen, daß manchem Geisteskranken Halluzinationen und Wahnideen über sich oder andere auftauchen, und er dabei doch sich richtig mit seinen normal gebliebenen Ichgrenzen in der wirklichen Welt bewegt. Die Ichgrenzen im Traume und in den Psychosen sind aber noch nicht, gewiß nicht genug beachtet. Das Erwecken des „Ur-Ichs" im Traume ist in den metapsychologischen Darstellungen in der Traumlehre an anderen Stellen Freuds nicht expressis verbis, aber implicite enthalten. Dort werden sie als Regression (historische und physiologische) beschrieben, so daß die hier vertretene Auffassung kaum von der Freuds abweicht.

Auch hätte ich diese — auf den ersten Blick — phantastisch anmutende Erklärung nicht gebracht, wenn nicht die Mitwirkung des verdrängten „ego-kosmischen Ichs" an der Bildung einer der großen Instanzen des Ichs, nämlich der des „Über-Ichs", uns beschäftigen müßte. Gerade im Über-Ich sind primärer und sekundärer Narzißmus und die Subjekt- und Objektrolle des Ichs tunlichst zu präzisieren.

Ich weiß, daß viele Psychoanalytiker solche Untersuchungen für mehr minder gute Gedankenakrobatik halten. Sie sehen in der Freudschen Konzeption des Über-Ichs nur eine wohlgelungene Formel, welche früher einzeln untersuchte Reaktionen jetzt wegen ihrer gemeinsamen Richtung — Fordern und Hemmen — zusammenfassen soll. Andere wieder sprechen in gerade entgegengesetzter Stellungnahme vom „Über-Ich" wie von einer

zweiten Person, die in der Seele als eine Art Dragonade Quartier genommen hat, und finden an der Entstehung eines solchen Fremdkörpers nichts zu verwundern; sie freuen sich vielmehr, daß sie im „Über-Ich" gleichsam einen Sündenbock ausgeliefert bekommen haben. Manche Autoren, vor allem Alexander, Fenichel, Glover, Jones, Odier haben sich hingegen um das Verständnis der Entstehung des Über-Ichs sehr bemüht; denn so klar und gewichtig auch die Darstellung Freuds war, es gilt von geschenkten Erkenntnissen das gleiche wie von Erbgütern: man muß sie erwerben, um sie zu besitzen.

Soweit ich andere und mich selbst beobachten konnte, erkannte ich auch diese Konzeption Freuds als Wirklichkeitsbeschreibung und sah darin nicht nur eine theoretische Formulierung.

Wir wollen nun aus der Selbstbeobachtung des Ichgefühls vorsichtig Schlüsse auf die subjektive Abgrenzung von Ich und Über-Ich ziehen. Jeder solche Schluß bedarf großer Vorsicht, weil die Angaben anderer Personen und die eigene Selbstbeobachtung immer doch subjektiv sind. Wenn erst das Ichgefühl als Gegenstand der Eigenerfahrung ein größeres psychologisches Interesse erweckt haben wird, werden wir größeres Vergleichsmaterial gewinnen und auch die vorliegenden Mitteilungen richtiger benützen können; denn was in der Literatur jeglicher Richtung als Selbsterkenntnis, Selbsteinkehr und Selbsterziehung beschrieben wurde, bezieht sich auf das Verhältnis vom eigenen Über-Ich zum eigenen Ich. Denn eines ist gewiß: Das Über-Ich hat in seinem bewußten, wie in seinem unbewußten Wirken, sei dieses ein Fordern, ein Verbieten oder ein Gestatten, zunächst immer mit dem eigenen Ich zu tun. Beide empfinden dabei je nach der Befriedigung oder Nichtbefriedigung der vom Über-Ich dem Ich und vice versa zugewendeten Libido „moralisch" Lust oder Unlust. Ich meine, das Über-Ich verfügt selbst über keine Exekutive. Doch ist die libidinöse Bindung des Ichs an das Über-Ich so groß, daß die Lust eine Seligkeit und die Unlust eine Qual werden kann und unter dem Einfluß dieser Lust und Unlust das Ich die Exekutive vom Über-Ich nach dessen Libidobesetzungen sich vorschreiben läßt, und dabei sein „soll" empfindet. Ob aber das „müssen" nicht eine Exekutive des Über-Ichs in sich schließt, kann ich noch nicht entscheiden. Die Struktur des Über-Ichs ist bei den verschiedenen Charaktertypen wohl verschieden. Mit fremden Personen kann sich das Über-Ich wohl auch, aber erst über den Umweg einer Identifizierung des Ichs oder des Über-Ichs oder beider mit den fremden „Ichs" und „Über-Ichs" beschäftigen.

Was fühlen wir in bezug auf die Ichgrenzen des Ichs gegen das Über-Ich? Sie sind durch eine besonders scharfe Grenze geschieden. Damit sind wir zu einer merkwürdigen und überaus wichtigen Bedeutung des Ichgefühls ge-

kommen. Wir erleben deutlich, daß das Ichgefühl eine Grenze besetzen kann, die nicht die Außenwelt berührt, sondern eine Innenwelt, klarer ausgedrückt eine andere Grenze des Ichs. Wir erinnern uns sofort, daß ja die Krankheitszustände der Depersonalisation uns viele Beispiele geliefert haben, in denen ein Innenvorgang des Ichs als entfremdet erlebt wird. Wir sehen also, daß Entfremdung besonderer Art dann entsteht, wenn sich das Ichgefühl (die ichlibidinöse Besetzung) von einer solchen Grenze zurückzieht, welche eine andere Grenze des Ichs (nicht die Außenwelt) berührt. Dieser merkwürdige Befund, der nicht durch Spekulation, sondern durch Selbstbeobachtung der Entfremdeten gewonnen wurde, läßt uns aber etwas Neues über die Natur der Affekte aussagen. Bei der Entfremdung der Innenwelt, die eine Form der Depersonalisation ist, fühlt der Patient seine Affekte nicht mehr als sein Ich berührend. Nach unseren Ausführungen können wir daher schließen, daß viele oder alle Affekte sich zwischen zwei Ichgrenzen, die einander berühren, abspielen. Eine Affektlehre wird deshalb die einzelnen Affekte auf diese Art von spezieller Lokalisation untersuchen müssen und im allgemeinen feststellen, welche Funktion die Affekte im Libidohaushalt, der, wie wir sahen, an den Ichgrenzen sich abspielt, haben.

Wir kehren nun zu dem Problem der Ichgrenzen zwischen Ich und Über-Ich zurück. Es gibt also bestimmte Funktionen (Beachten, Bedenken, Bejahen, Verneinen, Loben, Tadeln u. a.), die, mögen sie welches Objekt immer haben, beim Gesunden stark mit Ichgefühl besetzt sind. Haben diese Funktionen sich selbst zum Objekt, so fühlt sich auch das Ich als Objekt einer solchen Beschäftigung mit sich selbst. Die genannten Funktionen pflegt auch das Ich, nicht nur das Über-Ich, auszuüben, soweit fremde Personen ihr Objekt sind. In bezug auf die eigene Person als Objekt verhalten sich wahrscheinlich verschiedene Personen ganz verschieden. Das Ich des einfachen, naiven Menschen überläßt die Beschäftigung mit der eigenen Person mehr ausschließlich dem Über-Ich, als es der kontemplative oder wissenschaftliche Selbstkenner tut.

Nun könnte man meinen, bei der Selbstüberwachung fühlt sich wohl das Ich als das vom Über-Ich Bewachte; bei den anderen Funktionen aber, deren Gegenstand das eigene Ich ist, handelt es sich nicht um das Ich selbst, sondern um die Vorstellungen, die vom Ich sich in Einem geformt haben. Es sind also Objektbesetzungen, d. h. Besetzung von Vorstellungen, die das Ich und die Eigenschaften des Ichs und die Urteile über das Ich repräsentieren. Das ist völlig richtig, ja selbstverständlich. In voller Kenntnis, daß ein guter Teil des sekundären Narzißmus die Vorstellungen vom Ich, die Gedanken über sein Ich zum Gegenstand hat, will ich aber gerade darauf aufmerksam machen, daß nicht nur die Besetzung solcher

Objektvorstellungen, die sich auf die eigene Person beziehen, besonders intensiv ist, sondern daß dabei auch das Ich selbst (ähnlich wie es etwa ein Tier merkt oder fühlt, wenn man von ihm spricht) sich als Gegenstand der Funktionen[1] fühlt, daß also, wie ich in den letzten Absätzen auseinandergesetzt habe, Ichgrenzen dabei einander begegnen. Es ist eine besondere Aufgabe der Selbstdisziplinierung, das Gefühl, Gegenstand seiner Selbstbeobachtung zu sein, zu ignorieren oder zu eliminieren, wenn man sich selbst kennen oder lenken will.

Solche innere Berührung besteht aber durchaus nicht zwischen Ich und Über-Ich allein, sondern sie kommt an all den vielgestalteten Grenzen, die mit Ichgefühl besetzt sind, zustande, sobald das Ich oder etwas vom Ich zum Objekt einer seiner Funktionen wird. Es ist also abermals die Gliederung und Höherentwicklung der Psyche, welche es von selbst mit sich bringt, daß der Narzißmus aufhört, Autoerotismus zu sein, sondern deutlich zu einer libidinösen Beziehung von einem Subjekt zu einem Objekt wird; beide liegen innerhalb des Ichs, sind aber wohl meistens voneinander verschiedene Funktionen oder Teile des Ichs. Ich möchte aber, um nicht falsch dahin verstanden zu werden, als ob ich den Gegensatz von Ichlibido und Objektbesetzung nicht erkennen oder ihn theoretisch nicht anerkennen könnte, nochmals betonen, welch ein Unterschied zwischen der wirklichen Objektbesetzung und der Besetzung des Ichs als Gegenstand des Narzißmus besteht: Die Objektbesetzungen sind isolierte, an den Sachvorstellungen und an anderen Elementen mehr oder weniger labil, resp. stabil haftende Libidoquanten, die narzißtische Besetzung ist eine stärkere Besetzung (einer Ichgrenze), welche aber stets mit der gesamten Ichlibido des ganzen Ichs zusammenhängt. In bezug auf die Ichlibido gilt die einstige Theorie der Antike, daß das Auge mit seinen Lichtstrahlen die Gegenstände abfühle.

Wir erinnern, daß Freud die hier geschilderte Beziehung des Ichs auf sich selbst, sowohl für den Narzißmus als Ganzes, für das „Sich-selbst-Lieben", als auch für die Partialtriebe Sadismus und Schautrieb als die ursprüngliche dargestellt hat (siehe die früher zitierten Definitionen und Mitteilungen), aus der die aktive und passive Richtung zum Objekt erst entstünden (das Lieben und Geliebtwerden, das lustvolle Quälen

1) Ich gebrauche absichtlich in dieser Arbeit das allgemeine Wort „Funktion", weil ich der Verständlichkeit halber alle Erörterung der nicht libidinösen Kräfte im Ich und außerhalb des Ich vermeide. Dafür habe ich zwei Gründe, erstens weiß ich noch nicht genug darüber, um bereits systematisch über das Verhältnis der Libido und der andern Triebkräfte zu schreiben, zweitens würde eine solche Systematik, solange die einzelnen neuen Befunde und Schlüsse noch nicht vom Leser akzeptiert wurden, ihm unverständlich sein, oder wenigstens nicht für ihn lebendige Wirklichkeit werden können.

und Gequältwerden, das lustvolle Schauen und Sich-Zeigen). Wir weichen insofern von dieser Darstellung ab, daß wir ein eigentliches „Sich-selbst-Lieben" erst mit der Höherentwicklung des Ichs uns vorstellen können, vorher im reinen psychischen Autoerotismus, als welcher der primäre Narzißmus ursprünglich sich darbietet, nur die Sensation des Lustverlangens und des Lustgewinnens an der eigenen Person erkennen, aber noch keine Richtung der Libido gegen sich selbst. Vom frühen autoerotischen Gesamterlebnis bleibt immer die libidinöse Einheit, auch die Wohligkeit im Ichgefühl fortbestehen; wenn wir die in der lateinischen Grammatik niedergelegte Psychologie benützen, so kann man es so ausdrücken, daß der primäre Narzißmus „*medial*" ist und daß er erst später zu einer „*reflexiven*" Form dadurch gelangt, daß das Ich sich immer wieder selbst in unzähligen Beziehungen begegnet. Noch genauer geben wir die Verhältnisse auf Grund der vielfachen Arten von Entfremdung damit wieder, daß das Ichgefühl unzählige außerichliche (vorbewußte) Vorgänge von zwei Seiten her besetzt.

Das, was wir z. B. Selbstgefälligkeit nennen, verlangt immer eine solche Konzentration des Ichgefühls an eine Grenze, mit welcher das Individuum seine eigenen Eigenschaften, Funktionen, Leistungen erfaßt. Die Unsicherheit des Selbstgefälligen entsteht dann, wenn eben die als Objekt fungierende Ichgrenze ebenso stark besetzt ist, als die als Subjekt des Narzißmus fungierende. Denn, wie schon einmal gesagt, die dauernde gleichzeitige Besetzung mehrerer Ichgrenzen bedingt von einer gewissen Intensität und Ausdehnung an Verwirrtheit. Manche Fälle von Befangenheitsneurose und von Erröten haben diesen Mechanismus.

Wenn es mir gelungen ist, den Leser an die Vorstellung von einander berührenden Ichgrenzen zu gewöhnen, so kann ich die Frage nach der narzißtischen Besetzung des Über-Ichs zur Beantwortung bringen. Nach dem Gesagten braucht nur die Gliederung des Ichs die Funktionen des moralischen Wertens, Forderns und Verwerfens zu entwickeln, damit diese Funktionen auch zwischen zwei Ichgrenzen, also affektvoll und narzißtisch, vor sich gehen, so daß bei jedem Aktuellwerden des Über-Ichs diese Funktionen von zwei Grenzen aus mit Ichgefühl besetzbar werden. Wäre aber schon damit der Besetzungsvorgang erschöpfend beschrieben, so würde die besondere Hervorhebung des Über-Ichs nur eine besondere Aufgabe des Ichs treffend charakterisieren, aber nicht, was Freud wirklich wollte, die besondere Doppelstruktur des Ichs (im weiteren Sinne) benennen. Eine solche Doppeltheit könnte auch nur vorgetäuscht sein dadurch, daß gerade zwischen den vom Über-Ich zusammengefaßten Funktionen und dem Ich die Abgrenzung des Ichgefühls besonders scharf und deutlich jedem zum Bewußtsein käme.

So wäre das Über-Ich von allen Seiten gleichsam im Ich eingescheidet, aber doch nur eine besonders entwickelte Funktionsgruppe des Ichs, mit demselben Ichzentrum wie die anderen Peripherien des Ichs. Dieser Zusammenhang könnte so gering werden, daß, wie gesagt, eine Doppelstruktur vorgetäuscht würde. Wir kennen doch den großen Antagonismus der beiden, den das Buch von Alexander uns zu einem gegenseitigen Übertrumpfen und Überlisten gestaltet hat, der den Dichter vom „Selbsthenker und Selbstrichter" sprechen ließ. Es führt also bei stärkerer Libidobesetzung (vor allem sadistischer) die Grenze zwischen Ich und Über-Ich gerade zur Entzweiung im Ich, so daß man die uns fraglich erschienene Doppelstruktur in sich wahrnehmen kann.

Könnte solche Doppeltheit vielleicht schon dadurch zustande kommen, daß diese Funktionsgruppe überaus stark mit Libido besetzt ist? Dadurch wird die entsprechende Ichgrenze überempfindlich gegen Unbefriedigtheit, wobei gerade hier die Bedingungen zur Befriedigung besonders schwere sind, weil dazu alle Ichideale von der Selbsterkenntnis als durch das wirkliche Ich erfüllt befunden sein müssen. Wir benützen hier schon unsere frühere Auseinandersetzung, daß die Libidobefriedigung an die Bedingung geknüpft ist, daß die Inhalte der narzißtischen und der Objektbesetzungen einander gleichen. Die Enttäuschung, das Ausbleiben der Befriedigung ließe die beiden Grenzen dauernd mit Libido besetzt empfinden, bis zur Gereiztheit, bis zum Schmerzhaften und bis zur grausamen Verbissenheit auf der einen, zur Aufgewühltheit auf der anderen Seite. Die großartigste Projektion dieser libidinösen Besetzungsspannung ist Dantes Höllendichtung!

Es gibt narzißtische Kränkungen anderer, nicht moralischer Art, bei denen das Ich der Kränkung nachhängt, sich schmerzhaft an sich selbst haftet; die Diskrepanz zwischen einem phantasierten Ich und der wirklichen Person kann tief den Narzißmus kränken, und doch geht — von Hysterien, also abnormen Bedingungen abgesehen — nicht das Gefühl der Icheinheit verloren. Das Ichgefühl erhält hier die Einheit aufrecht zwischen dem wirklichen egozentrischen Ich, seinen Phantasien und dem Real-Ich.

Nur das Über-Ich ist so tief vom Ich geschieden, daß solch ein Sadismus zwischen ihnen Platz greifen kann. Erst bei schweren Psychosen kann sich das Über-Ich im Ich auflösen. Von mangelhafter Anlage der Funktionen des Über-Ichs sprechen wir hier nicht. Beim normalen Menschen stellt sich eine Harmonie durch ein gewisses gegenseitiges Maßhalten und Nachgeben meist her; die neurotischen Umwege dazu zeigt uns die Zwangsneurose. Bei der Manie wird die Libidobesetzung des Ichs so gesteigert, daß daneben die des Über-Ichs relativ gering wurde und nichts mehr aus-

richtet. In der Melancholie ist es umgekehrt. Bei pathologischer Seneszenz verliert das Über-Ich oft früher als das Ich die libidinöse Speisung seiner Libidobesetzung vom Es aus.

Mit den bisherigen Erörterungen habe ich den Eindruck, den ich vom Über-Ich habe, wiedergegeben. Ich schließe aus ihnen, daß die strenge Bewachung auf der einen, die große Furcht vor dieser Bewachung auf der anderen Seite die Grenze zwischen beiden sehr verschärfen mußten, daß aber Ich und Über-Ich vom Anfang an geschieden waren, also die Doppelstruktur wirklich besteht. Die lateinische Grammatik als Lehrerin der Psychologie läßt mich eine vor bald fünfzig Jahren gelernte Regel erinnern. Es ist doch zu eigen, daß gerade Funktionen des Über-Ichs (*piget, pudet, paenitet, taedet atque miseret*) nicht in erster Person, sondern als aus der Tiefe des Unbewußten, unbekannten Ursprungs in dritter Person flektiert werden. (Daß *miseret* eine Ausnahme macht, hat selbst eine spezielle Bedeutung.)

Wer sich eigener Dissonanzen und Dispute zwischen Über-Ich und Ich erinnert, besonders die Qual der Selbstvorwürfe eines strebenden Menschen an eigenem Leibe erlebt hat, hat erfahren, daß in eigentümlicher, sonst nie zu erlebender Art das Ichgefühl zwischen Ich und Über-Ich pendelt und man nicht gleichzeitig Ich und Über-Ich — *sit venia verbo* — sein kann. Um aber von dem einen Ichgefühl zum anderen zu kommen, muß man wie durch eine Leere an Ichgefühl hindurch. Man hat das Gefühl seines Ichs verloren, bevor man das seines Über-Ichs wieder bekommt, und umgekehrt. Wie läßt sich das erklären?

Man muß annehmen, daß das Ich und das Über-Ich tatsächlich zwei — nur jedes in sich, aber nicht miteinander einheitlichen — Ichgefühlen entsprechen, also zwei Einheiten von Ichlibido; sie haben im Bewußtsein keinen zentralen Zusammenhang. Daß ein solcher weder bewußt ist, noch bewußt werden kann (also auch nicht vorbewußt ist), schließt nicht aus, daß Ich und Über-Ich peripher gemeinsame Inhalte, jedes für sich, mit Libido besetzen, daß sie beide die analoge Trennung vom und Verbindbarkeit mit den Objektbesetzungen und dem Real-Ich haben.

Freud hat das Rätsel des Gewissens dadurch gelöst, daß er das Über-Ich aufdeckte und das unbewußte Über-Ich aus der Identifizierung mit den gebietenden und verbietenden Personen der Kindheit erklärte. Wir müssen nun annehmen, daß diese Identifizierung besonders stark und besonders frühzeitig zustande kam, daß sie bis in die Zeit des primär narzißtischen einheitlichen Ichs zurückreicht. Da damals noch alles zum Ich gehörte, so waren auch die hemmenden und gebietenden (jedes Gebot

ist eigentlich nur ein Verbieten des Anderstuns und des Unterlassens) Personen mit Ichgefühl besetzt. Als, wie wir früher auseinandersetzten, die primär narzißtische, wir benannten sie die „egokosmische", Ichformation verdrängt wurde, weil sie der Realanpassung widerstritt, blieb ein Teil von narzißtischer Ichbesetzung, nämlich der, welcher die Eltern, zunächst die Mutter betraf, unverdrängt, wie ich jetzt meiner früheren Darlegung ergänzend und einschränkend hinzufüge. Diese Verdrängung ist ganz im Sinne jener Verdrängung unterblieben, denn die Aufrechterhaltung der Elterninstanz im Ich widersprach nicht nur nicht, sondern entsprach gerade der Realanpassung. Es erfolgte aber eine Scheidung des Ichs, das die Eltern außerhalb seines Ichgefühls ließ, und des Ichs, das die Eltern in sich aufgenommen hatte. Letzteres wurde zum Über-Ich. Dadurch ist die besondere — sozusagen — Ichhaftigkeit des Über-Ichs erklärt. Diese Erklärung zeigt auch, daß die Funde verschiedener Psychoanalytiker (Klein, Rank, Jones, Clark, Burrow) in bezug auf die Bildung des Über-Ichs in der Zeit vor der Ödipusperiode den Freudschen Lehren nicht widersprechen. Die besondere Stärke des Über-Ichs wäre daher nicht nur den erbhaft und individuell gewonnenen Eindrücken vom Sadismus des Vaters zuzuschreiben, wohl aber der Macht beider Eltern und der Macht und Unwidersprochenheit, welche der primäre Narzißmus einst dem Kinde verlieh. Deshalb konnten die Philosophie und die Innenschau des braven Menschen dem kategorischen Imperativ und dem gestirnten Himmel die gleiche Wirklichkeit zuschreiben und die gleiche Andacht ihnen zollen. Beide waren einmal mit gleichem Ichgefühl erlebt. Während aber die Ichhaftigkeit der Außenwelt, weil unbrauchbar, ins Unbewußte versank, blieb der Teil der Außenwelt, welcher schon so frühzeitig das Ich zu beherrschen begann, weil brauchbar, mit Ichgefühl erhalten; er war aber nicht im egozentrischen Ich, sondern hatte ein anderes Zentrum. Um die Verwirrung zu vermeiden, wurde die Vorstellung von den ursprünglichen Personen verdrängt, die hemmende und richtungvorschreibende Macht blieb allein im Bewußtsein. Da dieser Kern nur die ersten Hemmungen psychisch repräsentierte, erweiterte er sich durch viele Identifizierungen, die erst ein brauchbares, oft ein übermäßiges Über-Ich sich gestalten ließen.

Wir glauben, jetzt verständlich gemacht zu haben, weshalb das Ich und das Über-Ich zwei Ichgrenzen, die so scharf geschieden sind, haben. Davon, daß das Über-Ich nur eine abstrakte Formulierung für zusammengehörende Funktionen ist, davon ist keine Rede.

*

Während wir zwischen Ich und Über-Ich eine Ichgrenze für den Normalmenschen fanden, können wir merkwürdigerweise keine solche zwischen

geistigem und körperlichem Ich feststellen. Selbstverständlich können die Wahrnehmungen des eigenen Körpers, wenn seine Teile Objekt des Sehens, Hörens usw. sind, entfremdet werden. Die eigene Stimme ist besonders häufig entfremdet. Bei Psychosen hypochondrischer Art kann allen möglichen Organen und Funktionen das Ichgefühl fehlen. Schizophrene Patienten wissen oft mehr über ihre Ichgrenzen anzugeben als normale, analog wie sie Symbole verstehen, für welche der Gesunde keine bewußte Deutung hat. So wissen sie oft, wie tief in den Körper ihr Ichgefühl reiche. Ein Fall begründete damit, daß er mit den Teilen, denen das Ichgefühl fehlt, nichts tun könne: „Er werde wieder gut atmen können, bis er bis hinunter sich spüren werde." Er klagte aber nicht über Entfremdung! Ebensowenig hat der Gesunde ein Entfremdungsgefühl, wenn beim verlangsamten Einschlafen das Körper-Ich-Gefühl früher verschwindet als das geistige Ichgefühl. Das widerspricht nicht meinen früheren Erklärungen. Entfremdung entsteht ja nur, wenn außerichliche (vorbewußte) Funktionen nicht mehr an das Ich herankommen. Verringerung im Ichgefühl selber, nicht in den Grenzen, fallen aber nicht als solche auf, man muß speziell seine Aufmerksamkeit ihnen zuwenden.

Wir können an diesen Unterschieden jetzt den Unterschied, der zwischen Entfremdung und Depersonalisation besteht, genau erkennen. (Mitunter werden aber beide Bezeichnungen unterschiedslos verwendet.) Wenn aus dem Vorbewußten ein außerichlicher Vorgang an das Ich herantritt (bewußt wird), ohne daß ein Ichgefühl dem Bewußtwerden entgegenkommt, so wird eine Entfremdung erlebt. Wenn dem bewußten Ich sonst ständig angehörige Vorstellungen, so besonders die vom Körper, das Ichgefühl verlieren, dann tritt Depersonalisation ein. So geschieht es bei der Spaltungserscheinung beim abnormen Erwachen und bei der Hysterie, von der ich in meinen früheren Mitteilungen gesprochen habe. Der Körper wird dabei rein der Außenwelt zugehörig, außerichlich, nur durch die Erinnerung an das eigene (historische) Ich gebunden, wirklich depersonalisiert, er wird aber nicht entfremdet, sondern als ein noch nie erlebtes neues Phänomen gefühlt. Dieser höchste Grad von Depersonalisation, den ich nur als ganz vorübergehendes Stadium des Erwachens beschrieben habe, war dadurch erreicht, daß auch das Real-Ich in diesem Momente noch nicht hergestellt war. Die genauere Untersuchung der eigentlichen Depersonalisation wird daher auch über das Real-Ich manche Schlüsse zulassen, so wie die Beobachtung der Entfremdung sie für das „egozentrische", so nannten wir das narzißtisch besetzte Ich, ermöglicht hat. Körperliches und seelisches Ichgefühl sind daher subjektiv eine Einheit, die erst durch Beobachtung der Zurückziehung des Ichgefühls vom Körper trennbar wird. So hat der Körper eine

dreifache Stellung: er ist Teil des Ichs (nicht nur objektiv beurteilt, sondern auch subjektiv gefühlt), er liegt zwischen Ich und Außenwelt, weil seine Organe die Eindrücke der Außenwelt vermitteln, er ist Teil der Außenwelt, weil durch die der Außenwelt zugewendeten Organe auch Eindrücke des Körpers als Gegenstand (via Organe) das geistige Ich treffen. Diese dreifache psychologische Funktionsstellung des Körpers scheint für die Erklärung der Konversion wichtig. Nebenbei bemerkt, entsprechen ihnen drei Gruppen von Weltanschauungen, die idealistische, die monistische, die materialistische; sie sind Arten, sich selbst anzuschauen. Daß die idealistische den Menschen mehr beglückt, liegt daran, daß sie die primäre, narzißtische Auffassung wieder herstellt, und daß sie auch einem der mächtigsten Wünsche des sekundären Narzißmus, nämlich dem, den eigenen Körper zu lieben und zu erhöhen, mehr entgegenkommt. Von diesem geliebten Objekte hat ja die ganze Ichlibido den Namen „Narzißmus" erhalten. Dieser Name war darum trefflich geeignet, die anfangs erschütternde Idee durchzusetzen, daß die antagonistischen Ichtriebe vom Sexualtriebe Libido erhalten. In einer Zeit, wo alles Partei wurde, sollten die Wissenschaftler es ertragen, daß der „Eros" für alles in der Menschenseele Energien spendet!

Ich habe die Zuwendung der Libido von außen gegen den eigenen Körper als sekundären Narzißmus bezeichnet, annehmend, daß der schöne Griechenknabe mit dem Liebeserwachen zuerst Objekte gesucht und erst sekundär der Schönheit des eigenen Bildes zum Opfer wurde. Er dachte, endlich eine seiner würdige Schönheit umarmen zu können, und fand sich selbst und den Tod. Ist aber diese Art von Narzißmus als „sekundär" zu bezeichnen, wenn wir sie analysieren? Stellte er die in früher Kindheit erreichte Stufe, sich selbst zu lieben, wieder her? War nicht vielmehr der schöne Knabe auf der früheren Stufe verblieben? Sonst hätte ihm sein Eigenbild gar nicht besser gefallen als mancher Hirte und manche Hirtin! Das „sich selbst lieben" bezeichnet aber Freud als die erste Stufe des Triebschicksals, also als gewiß „primär". Aus dem Gesagten ergibt sich, daß im Freudschen Sinne „primär" und „sekundär" nur sich auf die Geschichte der Vorgänge beziehen, die zu einer bestimmten Besetzung führen, nicht auf die Art der Dynamik, mit der ich mich hier beschäftigt habe. Wir können wohl sagen, daß der primäre Narzißmus immer objektlos sei, daß er es ist, der das Ichgefühl als objektlose, aber stets objektbereite libidinöse Strebung speist, und daß alle Objektzuwendung im Narzißmus schon etwas sekundäres sei. Mit den letzten Worten entferne ich mich von der Nomenklatur, nicht aber von der Ansicht Freuds.

Die Leitlinien meines Vortrages (s. Korrespondenzblatt, diese Zeitschr., Bd. XIV, 1928, S. 572.): haben gelautet: 1) Der primäre Narzißmus ist

ichlibidinöser, der sekundäre objektlibidinöser Natur. 3) Die Ichgrenzen sind nicht starr, aber jeweilig dadurch bestimmt, daß psychische Vorgänge an die einheitliche primär-narzißtische Besetzung herantreten; das einheitliche Ichgefühl ist durch eine zusammenhängende narzißtische Besetzung unterhalten.

Den ersten Satz muß ich nun nicht dem Inhalt nach, wohl aber der Nomenklatur nach modifizieren. Das Wort „sekundär" ist von Freud festgelegt für die Rückwendung eines einem Objekte bereits zugewendeten Libidoquantums gegen das Ich oder gegen dem Ich zugehörige oder das Ich zum Inhalt habende Vorstellungsgruppen oder Funktionen. Es steht mir nicht zu und würde nur Verwirrung stiften, wenn ich das Wort sekundär im Sinne der Objektbeziehung im Narzißmus benützen würde, wenngleich die Tatsachen, welche von dem Worte „sekundär" im ersten und zweiten Sinne getroffen werden, sich zum großen Teile decken; sie tun es nicht durchwegs.

Besser fasse ich aber den Gedanken des ersten Satzes heute folgendermaßen: *1a*) Das Ichgefühl wird von objektloser Ichlibido unterhalten, die der Vorlust des Triebes entspricht. *1b*) Der Narzißmus beginnt als mediale und wird zu reflexiver Libido. „Medialer" und „reflexiver" Narzißmus sind auch weiter bei der späteren Entwicklung zu unterscheiden.

Mit dieser Formulierung verwende ich neue Worte für neu hervorgehobene Qualitäten und es bleibt das Wort „sekundär" als Bezeichnung für eine vorausgegangene andere Unterbringung einer narzißtischen Besetzung reserviert.

In welcher Weise wird nun eine Objektbesetzung zu einer sekundär narzißtischen? Das kann dadurch geschehen, daß das Ichgefühl sich auf Objektvorstellungen erweitert. Wie wir früher erörtert haben, geschieht das eigentlich vorübergehend bei jedwedem aktuellen psychischen Vorgang. Hat nun die libidinöse Befriedigung oder sonstige Erledigung stattgefunden, so brauchen nachher Objekt- und Ichbesetzung nicht dieselben geblieben zu sein, sondern es kann sich die Ichlibido auf mehr Elemente der Objektvorstellungen erstrecken und dauernd erstreckt bleiben, als vorher, oder auch umgekehrt. Das wiederholt sich ungezählte Male. So kommt die Identifizierung zustande, wenn das Ichgefühl sich auf die ganze Vorstellungsgruppe von einer Person dauernd erweitert. Solche Umwandlungen gehen auch unbewußt vor sich. Es kann sich aber auch Ichlibido, wie ich schon darlegte, von Vorstellungen und Funktionen zurückziehen, so daß diese auch späterhin nicht gleichstark beim aktuellen Erleben besetzt werden. Identifizierungen können aufgegeben werden. Geschieht das aktuelle Erleben infolge äußerer Wahrnehmung oder wegen unbewußter Zuschüsse trotz-

dem wieder, und hat die ichlibidinöse Besetzung abgenommen, so bekommt das früher vertraute Objekt oder die betreffende Erinnerung den Charakter des „fremd geworden sein". Tatsächlich berührt uns der geliebte Mensch fremd, wenn er uns plötzlich „nichts mehr angeht", d. h. wenn wir die früher für ihn mit Ichlibido besetzte Vorstellung von Ichlibido entblößt haben. Daß die Objektbesetzung unabhängig davon noch lange fortbestehen kann, zeigt eben die Psychoanalyse, welche sich mit den unbewußten und vorbewußten Objektbesetzungen beschäftigt. In Fällen, in welchen die Objektbesetzungen verdrängt wurden oder durch Libidoverschiebung verblaßt sind, kann die unscharfe narzißtische Imago noch lange fortdauern. Zwischen der jedem aus dem gesunden Erleben bekannten Erfahrung, daß eine bisher geliebte Person plötzlich einem wie fremd erscheinen kann, bis zur Entfremdung pathologischer Art besteht nur ein quantitativer Unterschied. Wenn Freud (Ges. Schr., Bd. V, S. 422) in der Abhandlung über „Neurose und Psychose" die Frage stellt: „welches der einer Verdrängung analoge Mechanismus sein mag, durch den das Ich sich von der Außenwelt ablöst", so erweist sich die Entblößung der Ichgrenze von Ichlibido und die daraus resultierende Entfremdung als der gesuchte Vorgang. Er spielt bei allen Loslösungen von nicht verdrängbaren Objekten tagtäglich seine Rolle.

Ein ganz anderer als der besprochene Weg, Objektbesetzungen zu sekundär narzißtischen zu machen, ist der, welchen wir bei den narzißtischen Neuropsychosen und den Psychosen nicht sehen, aber erschließen können. Hier wurde die Libido vom Es aus von den Objekten abgezogen und wir finden eine verstärkte Ichlibido wieder, also eine auf unbewußten Wegen gegangene Umschaltung von Libidoquanten.

Der erste Vorgang ist gewiß leichter beeinflußbar. Daß die Ablösung und die Neuknüpfung von Objektbesetzungen durch Veränderung der Ichgrenze erfolgen kann, macht uns die heilende Wirkung des Wiedererlebens und Wiedererinnerns in der Psychoanalyse erklärbar. Dort, wo aber die Libido durch das Es der Außenwelt entzogen wird, sind wir psychoanalytisch machtlos, können eigentlich psychoanalytisch nur neuerliche Anknüpfung von Objektbesetzungen erzielen, wenn noch genügend Ichgrenze nach außen genügend und genügend dauernd besetzt ist; daher nicht bei schwerer Melancholie oder Manie, auch nicht bei der ganz auf Innenvorgänge gerichteten Ichlibido des Katatonen.

Wenn es richtig ist, daß außer den Objektbesetzungen von den gleichen Objekten vielfach narzißtische „Imagines" bestehen, daß das Ich und das Über-Ich getrennte Ichgrenzen haben, die aber gemeinsam manche dieser „Imagines" mit Ichgefühl und Narzißmus stärker besetzen, dann erhält

die Komplexlehre Jungs eine Stütze. Unbewußt hängen alle „Niederschriften" durch viele Assoziationen, durch die Erinnerungsspuren von Erlebnissen, durch verdrängte Erlebnisse aus früheren Ichstadien mit anderen Ichgrenzen, und auch vom Es aus durch die Erinnerungsspuren, die die Entwicklung der Libido und speziell der einzelnen Partialtriebe hinterlassen hat, zusammen. So bilden sie zusammen den Komplex, der, von der Ichseite aus gesehen, auf ganz verschiedene innere und äußere Ichgrenzen sich verteilt, und von der Objektwelt her betrachtet, ganz verschiedene Gegenstände und Personen der Außenwelt repräsentiert. Im aktuellen Erleben kommen aber diese vielfachen Besetzungen auf dem Wege der Berührung der Objektvorstellungen mit der Ichgrenze zur Befriedigung oder zu einer sonstigen Entladung. Daher hat es einen guten Sinn, von Komplexbereitschaft, Komplexbefriedigung, Komplexwirkung usw. zu sprechen. Komplexe sind, weil zum großen Teil unbewußt, nicht der Selbstbeobachtung zugänglich, deren wissenschaftliche Benützung das Thema dieser Arbeit verlangte. Die Komplexlehre gehört aber in diesen Zusammenhang, und wir sehen, daß sie eine die Wirklichkeit richtig wiedergebende Konstruktion ist.

*

Zum Schluß will ich hervorheben: Diese Darstellung ist, soweit sie sich mit den Ichgrenzen und mit der Dynamik des Narzißmus beschäftigt, Wirklichkeitsdarstellung. Die Annahme des Ausgleichs von Besetzungen der Ichgrenze und der Objektvorstellungen ist eine Hypothese. Sie führt die Theorie der getrennten Niederschriften Freuds weiter. Ich glaube, daß neue Befunde auch theoretische Ergänzungen nötig machen. Ich habe aber dem Leser schon reichlich Neuartiges zugemutet.

Wen aber die mitgeteilten Befunde fremd anmuten sollten, dem möchte ich auch dafür eine theoretische Erklärung auf Grund des Mitgeteilten vorlegen: Damit wir einen psychischen Akt als befriedigend empfinden, müssen Besetzung der Objektvorstellungen und narzißtische Besetzung der für sie passenden Ichgrenze einander entsprechen. Für das Neue besteht noch keine narzißtische Besetzung, es sei denn, wie z. B. gegenüber einem gewinnenden Vortragenden, die aktuelle Identifizierung gelänge sofort. Sonst braucht das Neue seine Zeit, um vom Ichgefühl des Aufnehmenden einerseits, als Objektbesetzung andererseits Libido zu erhalten. Dann erst ist das Real-Ich imstande, kritisch zu unterscheiden, ob die gegebene Wirklichkeitserfassung eine richtige war. Einfacher ausgedrückt: Dem Neuen gegenüber gibt es kein Verstehen ohne Einfühlung; sonst läßt es das Vorurteil eben beim alten!

Erfolge und Dauer der psychoanalytischen Neurosenbehandlung.

Vortrag auf dem X. Int. PsA. Kongreß in Innsbruck, Sept. 1927.

Von

I. Sadger

Wien

Im engeren Kreise der Wiener Analytiker haben unlängst eingehende Diskussionen über Aussichten und Erfolge der psychoanalytischen Behandlung stattgefunden, wobei auch recht pessimistische Ansichten geäußert worden sind. Es sei mir als ältestem Schüler Prof. Freuds gestattet, auf Grund von mehr als dreißigjähriger Erfahrung meine persönliche Ansicht auszusprechen.

Wenn wir von Heilungsaussichten und Heilungsdauer sprechen, müssen wir uns zunächst darüber einen, was wir unter „Heilung" einer Neurose verstehen. Man begreift darunter zumeist die Beseitigung all ihrer Symptome, wodurch die sogenannte „Gesundheit" vor Ausbruch des nervösen Leidens wiederhergestellt wird. Eine solche „Heilung" kann erfahrungsgemäß unter günstigen Umständen auch spontan geschehen, ohne jedes Eingreifen ärztlicher Kunst, d. h. die Krankheitszeichen schwinden von selbst. Nur hat dieser Erfolg einen fatalen Beigeschmack: man kann mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß sämtliche Symptome früher oder später wiederkehren werden, so daß ihr Verschwinden nicht gleichwertig ist einer wirklichen Heilung. Darum stellten idealere Gemüter die Forderung auf: man habe nicht etwa bloß die Krankheit, sondern den Kranken selber zu heilen, oder was das nämliche, nicht nur die gegenwärtigen neurotischen Symptome zum Schwinden zu bringen, es müsse auch ihre spätere Wiederkehr unmöglich gemacht werden. Der frühere Erfolg sei bestenfalls als „relative" Heilung zu werten, anzustreben aber sei stets die „absolute" oder „ideale Heilung", ohne jede Möglichkeit eines Rückfalls.

Diese zweite Forderung ist keine geringe. Stellt sie uns doch vor die schwere Aufgabe, den Kranken sozusagen übergesund zu machen. Auch

der noch gesunde, normale Mensch hat ja seine Komplexe, aus denen heraus er neurotisch zu erkranken vermag. Wer aber durch Psychoanalyse vollkommen geheilt ist, der besitzt keine störenden Komplexe mehr, kann psychoneurotisch nicht mehr erkranken, ist also hierin sozusagen ein Übermensch. Was vermag nun da die Psychoanalyse zu leisten, genauer gesagt: kann sie die ideale Heilung erreichen, und wenn das möglich, in welcher Zeit?

Ehe ich auf all diese Fragen eingehe, will ich zuerst die Verhältnisse der Alltags-Praxis beleuchten. Ein Kranker mit allerlei hysterischen Beschwerden nicht schwerster, aber doch quälender Art sucht mich in meiner Sprechstunde heim. Er hat nicht viel Zeit und nicht viel Geld, verlangt jedoch selbstredend völlige Heilung. Mehr aber als zwei bis höchstens drei Monate könne er an die Behandlung nicht wenden. Darauf pflege ich folgendes zu erwidern: „Wenn Sie bloß so kurze Zeit zur Verfügung haben, ist völlige Heilung wohl ausgeschlossen. Versprechen Sie mir aber, sehr fleißig zu sein, und arbeiten Sie täglich eine Stunde lang ordentlich mit, dann kann ich Sie in zwei bis drei Monaten von Ihren quälendsten Sachen befreien, Ihnen eine große Erleichterung schaffen. Vor Rückfällen freilich sind Sie keineswegs gefeit. Immerhin ist die Psychoanalyse die einzige Behandlungsmethode, welche Ihre quälendsten Symptome für längere Zeit mit Sicherheit wegzubringen vermag.“ Entschließt sich der Kranke nun wirklich zur vorgeschlagenen Kur, dann arbeitet er in wenigen Monaten meist ohne nennenswerten Widerstand, so daß man tatsächlich das Allerärgste wegschaffen kann.

Zu beachten bleibt, daß ich so zu reden bloß berechtigt bin bei leichteren bis höchstens mittelschweren Fällen, nie aber etwa bei tiefen Depressionen, Phobien, Epilepsie, Perversionen und der Zwangsneurose. Bei all diesen schweren Affektionen tut man am besten, sich nicht mit einer relativen Heilung zufrieden zu geben, die obendrein in einer nur zwei- bis dreimonatigen Kur kaum zu erreichen ist. Und selbst wenn unter glücklichsten Umständen eine wesentliche Besserung erzielt worden wäre, so muß man doch stets mit einem baldigen Rückschlag rechnen. Drum ist für alle schwereren Fälle dringendst eine absolute, ideale Heilung anzustreben, die freilich lange Behandlungsdauer zur Voraussetzung hat.

In meinem ersten psychoanalytischen Aufsatz, den ich im Jahre 1906 verfaßte,[1] kam ich zu dem Schlusse: „Die Psychoanalyse beherrscht nur jener, der imstande ist, ein jegliches Symptom bis in die allerersten vier Lebensjahre, nicht selten sogar bis direkt ins erste zurückzuverfolgen. Wem

1) „Die Bedeutung der psychoanalytischen Methode nach Freud“, Zentralblatt für Nervenkrankheiten und Psychiatrie, 15. Januar 1907.

dies nicht gelingt, der ist noch recht weit vom Endziel entfernt."[1] Was ich damals vor mehr als zwanzig Jahren aussprach, hat seitdem meine gemehrte Erfahrung nur noch bestätigt. Ja, heute möchte ich jene Sätze noch dahin ergänzen: Wir sind bei den meisten, vielleicht sogar bei sämtlichen Symptomen geradezu bemüßigt, ihren Ursprung bis in die Säuglingszeit, mitunter selbst bis zum „Trauma der Geburt" zurückzuverfolgen, um eine Neurose zu wirklich restloser Heilung zu bringen, ohne jede Möglichkeit eines Rückfalls.

Vielleicht wird da ein Widerspruch einsetzen. Ist denn so tiefe Zurückverfolgung überhaupt möglich, kann man mit absoluter Sicherheit bis in die Säuglingszeit, ja, bis zur Stunde der Geburt vordringen? Darauf ist zu sagen: Man ist in Einzelfällen wirklich in der Lage, den schlüssigen Beweis für eine solche Möglichkeit zu liefern, die Erinnerung des Kranken durch das Zeugnis noch lebender, glaubwürdiger Eltern als zutreffend über jeden Zweifel zu haben. Von mehreren Beispielen, über die ich verfüge, will ich nur eines hier anführen. Ich behandelte einen impotenten Uro- und Spermatorrhoiker, der mir erzählte, er habe in Fieberzuständen stets das Gefühl, einen Gummiball mit der Hand zu drücken. Er glaube ganz bestimmt, diese Empfindung sei nichts anderes als das Fühlen der Ammenbrust, die er in der Hand halte. Ferner zog er aus Einfällen und Träumen den Schluß, er müsse beim Gestilltwerden eine solche Wollust empfunden haben, daß er seine Amme anurinierte und die Augen verdrehte. Dies bestätigte nun die befragte Mutter: „Wenn du an der Brust lagst, hast du stets Erektionen bekommen und dich oder andere dabei regelmäßig angepißt. Wäre dies nicht so häufig erfolgt, hätte ich es mir sicherlich nicht gemerkt. Du hast dabei auch stets die Augen verdreht. Deine Augen werde ich nie vergessen, sie waren wie die eines Mannes in Ekstase. Dies alles spielte sich höchstens sechs Monate ab, denn länger wurdest du nicht gestillt." Ich ergänze, daß die Mutter sehr intelligent ist, an ihrem einzigen Sohn abgöttisch hängt und ein sehr gutes Gedächtnis besitzt.

Wenn also tatsächlich Erinnerungen des Kranken aus seiner Säuglingszeit zu wecken sind, dann ist man, wenn irgend möglich, verpflichtet, die Analyse bis dorthin zu führen, wo die wirklichen Grundlagen der Krankheit liegen und das Konstitutionelle mit dem Frühesterlebten zusammentrifft. Über eins werde man sich allsogleich klar. Mit einer Schnellkur von Wochen oder selbst ein paar Monaten ist dieses Endziel nie zu erreichen. Zu solchen Ergebnissen gelangt man kaum eher als im

1) Später hat Freud die Forderung aufgestellt, man müsse die Behandlung fortsetzen bis zur Aufdeckung der Ereignisse zwischen 2 bis 4 Jahren.

zweiten bis dritten Jahr der Behandlung. Auf diese Zeit muß man sich unbedingt einrichten, sofern man eine absolute Heilung erstrebt, und sie ist ferner unerläßlich in allen schweren Krankheitsfällen.

Man erschrecke nicht, daß ich für eine so häufige Erkrankung wie die Hysterie[1] eine Kur von selbst mehreren Jahren empfehle. Zum Vergleiche mag uns ein anderes ungemein verbreitetes Leiden, die Tuberkulose, dienen, bei der ja gleichfalls eine Frühinfektion in der Kindheit stattfindet. Kein Vernünftiger wird von dem Arzte verlangen, er solle diese Krankheit durch einen einzigen zwei- bis dreimonatigen Aufenthalt in einer Lungenheilstätte zu einer endgültigen Heilung bringen, auch wenn die Verhältnisse ihn zwingen, mit einer so kurzen Behandlungsdauer *faute de mieux* sich zufrieden zu geben. Die Hysterie ist nun mindestens ebenso verbreitet wie die Tuberkulose, bloß daß man gemeinhin an ihr nicht stirbt. Andererseits aber liegen die Verhältnisse dadurch noch schlimmer, daß es keine Volksheilstätten gibt zu ihrer Behandlung, bloß zwei, drei armselige Ambulatorien in der ganzen Welt, wo naturgemäß nur eine ganz beschränkte Anzahl von Neurotikern Besserung oder Heilung zu finden vermag. Und doch erscheint eine jahrelang fortgesetzte Behandlung bei der Tuberkulose heutzutage schon selbstverständlich, ja sogar eine lebenslängliche Befürsorgung durchaus gerechtfertigt.[2] Bei der Hysterie und den andern Neurosen, die ohne psychische Beeinflussung gleichfalls lebenslänglich währen, wird man ungeduldig, so die Dauer der Behandlung zwei bis drei Monate übersteigt!

1) Ich spreche im folgenden der Kürze halber von Hysterie, doch meine ich da stets die andern Psychoneurosen mit. Auch gilt das Gesagte für alle sexuellen Perversionen.

2) Es wurde wiederholt von fachmännischer Seite der Wunsch ausgesprochen, die Behandlung der Tuberkulose mit der Psychoanalyse zu kombinieren. Doch nicht etwa wie im „Zauberberg" von Thomas Mann, wo man für Kranke psychoanalytisch angehauchte Vorlesungen hält über die Zusammenhänge von Liebe und Tuberkulose, sondern als regelrechte seelische Mitbehandlung der Lungenaffektion. Bedenkt man, daß erfahrungsgemäß bei der Tuberkulose die Libido stark gesteigert ist, die Insassen der Anstalten größtenteils abstinent leben müssen und einer Reihe von seelischen Konflikten unterliegen, so wird man dieser Forderung Berechtigung nicht absprechen können. Aus eigener Erfahrung mit Tuberkulösen, die ich wegen gleichzeitiger schwerer Neurose psychoanalytisch behandelte, kann ich die ungemein günstige Wirkung dieser Therapie auch auf den organischen Prozeß bestätigen. Ich behandle z. B. gegenwärtig eine solche Kranke, die sonst jeden Winter wiederholten fieberhaften katarrhalischen Anfällen unterliegt. In den zwei Wintern ihrer psychoanalytischen Behandlung aber ist kein solcher mehr zur Entwicklung gelangt. Kam sie schon einmal mit Husten und Heiserkeit in die Stunde, so war, eventuell nach kurzem Schwitzen über Nacht, der ganze Katarrh am nächsten Morgen sicher verschwunden. Und das ohne Bettruhe und ohne jede andere Behandlung als eine rein psychische.

Ich weiß, es läßt sich eine Reihe von Argumenten anführen, die Dauer der psychoanalytischen Kur möglichst abzukürzen, zunächst natürlich solche finanzieller Art. Nach den ungeheuren Vermögensentwertungen, die der Weltkrieg und die Nachkriegszeit in Deutschland und Österreich mit sich brachten, besitzen die wenigsten ja soviel Geld, um eine jahrelange Behandlung materiell durchzuhalten, zumindest in jenen meistbetroffenen Ländern. Dies Argument bekommt man natürlich vor allen andern und am häufigsten vorgesetzt. Es ist auch für die meisten Kranken der beliebteste Vorwand, mit dem man andere, minder anständige Motive zudeckt, von denen ich später noch handeln werde. Jedenfalls aber führte jener häufige Vorhalt dazu, nach neuen Kombinationen zu suchen, um die überlange Behandlungsdauer möglichst abzukürzen.

So hat noch zur Zeit des Weltkrieges selber Ernst Simmel-Berlin der Verbindung mit Hypnose, zumal für eine Massenbehandlung, das Wort geredet, ohne freilich viel Gegenliebe zu finden — aus bekannten Gründen. Dann hat S. Ferenczi plötzlich die „aktive Therapie" entdeckt, ohne freilich irgendwie bündig auseinanderzusetzen, was darunter eigentlich zu verstehen sei. Ein gut Stück aktiver Therapie hat ja jeder ausübende Analytiker von Anbeginn geleistet, den Kranken z. B. stets über verschiedene psychische Mechanismen aufklären müssen, ihm viel theoretische Belehrung gegeben, am Ende der Behandlung von Phobien zum aktiven Bekämpfen angehalten, den Widerstand rast- und ruhelos bekämpft u. dgl. mehr.[1] Das ist also ältestes Handwerk der Methode. Was Ferenczi darüber hinaus an Beispielen seiner neuen Technik anführt, mag in einzelnen Fällen vielleicht ein wenig abkürzend gewirkt haben, im allgemeinen aber würde ich nach meinen eigenen Erfahrungen dringendst warnen — und vor allem jeden nicht sehr Geübten — sich auf neue Formen der „aktiven Therapie" überhaupt einzulassen. Sie ist ein überaus zweischneidiges Schwert. Mitunter gelingt sie, doch, wohlgemerkt, stets nur in einzelnen Fällen, fast hätte ich gesagt, in Ausnahmsfällen. Zumeist wird sie die Behandlung nicht abkürzen, sondern ganz im Gegenteil durch Weckung schlafender Widerstände geradezu verlängern. Erhebliche Verringerung der Behandlungsdauer habe ich durch sie gar nie erlebt. Es dünkt mich am besten, bei der altbewährten Technik zu bleiben und den ewig sprungbereiten Widerstand des Kranken nicht zu reizen.

Es blieben noch zwei neuere „Abkürzungsmethoden" zu besprechen: die von Otto Rank und von Wilhelm Stekel. Jener knüpft an das

1) Neuestens hat wieder die Aufdeckung des Kastrationskomplexes und des unbewußten Schuldgefühls unsere Technik außerordentlich befruchtet. Auch diese Erkenntnisse muß man dem Kranken aktiv vermitteln.

„Trauma der Geburt" an, das als entscheidendes Faktum im Leben des Neurotikers hingestellt wird, welches dieser rückgängig zu machen sucht, um dann sozusagen „neugeboren" dazustehen. Nun ist ja jedem Psychoanalytiker längst bekannt, daß alle Nervösen und auch viele sonst Gesunde in den Zeiten der Niedergeschlagenheit davon träumen, wieder in den Mutterleib zurückzukehren, wo sie absolut sicher und geborgen waren. Nur hat dieser Wunsch bei weitem nicht jene zentrale Bedeutung, die Rank ihm zuschreibt. Von seiner Lehre kann ich bloß sagen: sie ist weder neu noch überhaupt richtig. Die ältesten Mitglieder der „Wiener psychoanalytischen Vereinigung" erinnern sich vielleicht noch, daß seinerzeit Grüner jedes beliebige zur Diskussion stehende Thema stets auf Mutterleibswünsche und -phantasien zurückführte. Die Tendenz zur Rückkehr in den Mutterschoß wurde von ihm als universelles Erklärungsprinzip proklamiert. Später hat dann Freud als Urangst jene bei der Geburt erklärt. Diese beiden Erinnerungen gaben wohl Rank den Anstoß zu seiner „Geburtstechnik der Neurosenbehandlung", wie sie Ferenczi benannte, die alle Symptome bis in den Mutterleib zurückführt und als einzige Zeit der Akquisition den Augenblick der Geburt zuläßt. Ja, Rank, der erfahrene Traumdeuter, ging in seiner neuen Technik noch weiter, indem er den Träumer gar nicht mehr assoziieren ließ, sondern jetzt alles aus Eigenem vom Geburtskomplex her ableitete. Es ist überaus bezeichnend, daß auch ein zweiter erfahrener Traumdeuter, Wilhelm Stekel, neuestens auf die Einfälle seiner Kranken verzichtet, um sie dann durch seine „Intuition" zu ersetzen, d. h. durch eigene vorgefaßte Meinungen. Das ist natürlich viel bequemer, führt aber niemals in die Tiefe und läßt vielfach die wichtigsten Zusammenhänge unerschlossen, wie mir jeder bestätigen wird, der sich mit Traumanalysen beschäftigt. Bezüglich der Rankschen Technik ist bloß zu sagen, daß es durch sie vielleicht möglich ist, den Widerstand aus einem Schlupfwinkel rascher herauszulocken, doch aber nur mit dem Endergebnis, ihn desto fester in einen andern hineinzujagen. An eine wirkliche Dauerheilung in wenigen Monaten, wie Rank sie behauptet, werde ich erst glauben, wenn man mir die Fälle in einigen Jahren als dauernd geheilt wieder vorstellen kann.

Bleibt endlich noch die Methode Stekels. Er will jeden seiner Fälle in drei bis sechs Monaten zur Heilung bringen, nur bei einigen besonders schweren braucht er dazu ein paar Monate länger. Wer Stekels erzählende Schriften liest, wird sehr bald erkennen, daß dieser ideenstrotzende Autor seine eigenen Einfälle weit höher wertet als die der Patienten, und daß er zufrieden ist, wenn seine nach der Jahreszeit wechselnden Gedanken jeweils durch Äußerungen seiner Kranken „bestätigt" werden. Er nennt

diese Kranken dann „geheilt", auch wenn sie später einen andern Psychoanalytiker zu Rate ziehen müssen.

All diesen „Ersparungs"-Methoden gegenüber kann ich nach meiner Erfahrung nur sagen: das einzige Mittel, die Dauer einer Psychoanalyse abzukürzen, ist — sie nicht künstlich zu verlängern. Eine jede Gewaltskur wirkt nicht abortiv, sondern ganz im Gegenteil den Widerstand des Patienten steigernd und damit auch die Genesung aufhaltend. In seinem Verhalten erinnert mich das Unbewußte an den Moribunden, dessen Angehörige seinen Hintritt nicht mehr erwarten können. Bis dieser, dem die Ungeduld seiner Umgebung nicht entgeht, dann schließlich ausruft: „Sterben will ich, aber drängen lasse ich mich nicht!" Auch das Unbewußte läßt sich nicht drängen, mindestens nicht allzusehr. Alle solchen Versuche führen bestenfalls dazu, daß man einzelne, vorbewußte Dinge etwas rascher erfährt, als sie sonst herauskämen. Was man aber leider gewöhnlich damit bezahlen muß, daß der Kranke dann erst recht verstockt und noch widerborstiger wird.

Stets ist damit zu rechnen, daß auch der sogenannte willige Kranke, d. h. jener, der spontan zum Psychoanalytiker geht und nach eigenen Worten darauf brennt, rasch gesund zu werden, eine wirkliche Genesung perhorresziert. Er will im Grunde nur behandelt, d. h. mit Liebe dauernd umgeben, doch ja nicht geheilt werden. Es gibt eine besondere Gruppe von Hysterikern, zumal von Frauen, die gegen ihre nervösen Symptome alle möglichen Neurologen aufsuchen. Bloß den Analytikern weichen sie in weitem Bogen aus, denn diese könnten sie, Gott behüte, wirklich gesund machen. Und werden sie schon einmal, z. B. vom Gatten, zu einem solchen geschleift, dann geben sie vor, sie möchten doch lieber erst eine elektrische oder Wasserkur probieren, oder schieben den Beginn der Behandlung hinaus — ganz regelmäßig ad Kalendas Graecas — oder feilschen endlos um den Preis, weil der Arzt sie als Liebesbeweis um ihrer schönen Augen willen, d. h. umsonst behandeln soll, und ähnliche Dinge. In der Brust auch des aufrichtigsten Kranken streiten sich zwei Seelen. Die eine, die Verstandesseele, betreibt die Genesung, denn sie erkennt die schweren Schäden der Neurose. Anders die Gefühlsseele. Die sieht nur die Liebesvorteile der Krankheit, den sexuellen Genuß, der den Symptomen anhaftet, die Erfüllung des unbewußten Strafbedürfnisses, und sträubt sich heftig, dies alles aufzugeben. Mindestens erzeugt sie einen beständigen, wenn auch verborgenen Widerstand, der in jeglicher Psychoanalyse zu spüren.

Im allgemeinen darf man behaupten: die wirkliche Bereitwilligkeit eines Kranken steht in umgekehrtem Verhältnis zu seinen Beteuerungen. Erklärt mir eine Frau bei der ersten Besprechung, sie würde freudig ihr ganzes Vermögen opfern, um gesund zu werden, dann werde ich darauf

achten, daß sie das Honorar sofort erlegt, denn dann besteht die größte Wahrscheinlichkeit, daß sie den Betrag für die erste Konsultation auch schon schuldig bleiben wird. Der ernstlich Wollende entschließt sich rasch oder nach kurzer Überlegungsfrist und geht dann ohne viel Worte mit. Aber selbst bei diesem erlebt man stets wieder, daß er mit Einigem dauernd zurückhält, um sich die Möglichkeit des Krankheitsgewinnes nicht ganz und völlig entgehen zu lassen, und wütend wird, wenn man auf eine absolute, restlose Heilung drängt.

Aus meiner Erfahrung möchte ich da ein schlagendes Beispiel erzählen. Vor Zeiten behandelte ich einen Mann mit schwerer Hysterie und allerhand Phobien. Wegen einer Knieverletzung hatte er jahrelang mit Chirurgen zu tun gehabt, die er durch seine hysterischen Übertreibungen so irre führte, daß schon eine Überführung in die Irrenanstalt erwogen wurde. Durch eine Psychoanalyse von fast dreijähriger Dauer gelang es nach und nach, ihn von seinen sämtlichen nervösen Beschwerden ganz zu befreien. Er wurde dick und fett, trotzdem er zu Hause am Hungertuch nagte. Leute, die ihn schon als Todeskandidaten angesehen hatten, waren verblüfft, als sie ihn nach Jahren blühend zu Gesicht bekamen, kurz, er wurde eine lebendige Reklame für unsere Methode. Auch persönlich zeigte er wunderbare Eigenschaften. So schickte er mir alljährlich eine Anzahl von Kranken, erfüllte also das sagenhafte Ideal des „dankbaren Patienten". Geheilt entlassen, begegnet er ein paar Monate später einem meiner Kollegen, den er in seiner schlechtesten Zeit einmal konsultiert hatte. „Wie geht es Ihnen?" — „Danke, gut." — „Sind Sie völlig geheilt?" — „Nun ja, von den nervösen Sachen schon. Aber meine Kniegeschichte habe ich immer noch." Ich bemerke, daß der Kranke es abgelehnt hatte, nach Beendigung der Kur sich einem vorgeschlagenen Chirurgen in Behandlung zu geben. Wie sich dann später herausstellte, wollte er eben etwas zurückbehalten. Als ich von jener Zwiesprache erfuhr, ließ ich dem Manne sagen, er solle noch einen Monat bei mir Analyse machen, dann würde ich ihm auch die Kniegelenkssache wegbringen. Sie werden nun glauben, der Kranke sei entzückt gewesen, eine völlige Heilung zu erreichen. Ach nein, auf meine Botschaft brach er ingrimmig in die Worte aus: „Alles will mir der Doktor nehmen!" Er war also wütend über meine Zumutung, ihn ganz zu kurieren. Auf Drängen seiner Frau kam er dann doch zu mir, und es gelang auch, die nervöse Verstärkung seiner Kniebeschwerden völlig zu beheben, so daß er diese zu neuen Klagen nicht mehr benutzen konnte und auch von ihnen kaum mehr belästigt wurde. Doch eins hatte ich durch mein Vorgehen erzielt: der Kranke, der mir bis dahin alljährlich hysterische Patienten „aus Dankbarkeit"

gesandt hatte, verlor jetzt alles Interesse an mir und stellte jede Empfehlung ein. So gründlich hatte ich ihn geheilt. Sie sehen, es hat auch Schattenseiten, einen Patienten völlig zu heilen.

Um nochmals alles zusammenzufassen: ich glaube an keine Abkürzungsmöglichkeit für psychoanalytische Behandlung. Im Gegenteil fühle ich mich auf Grund von mehr als dreißigjähriger Erfahrung zu der Erklärung gedrängt: die Behandlungsdauer ist nicht abzukürzen, sondern zu verlängern, vorausgesetzt, daß man eine absolute, vollständige Heilung zu erzielen wünscht. Ich weiß sehr wohl, daß die meisten Kranken da nicht ausharren, das Geld oder der Zahlungswille ihnen ausgeht, daß unvorhergesehene Zwischenfälle den vorzeitigen Abbruch der Kur erzwingen und dergl. mehr. Dies alles aber schließt nicht aus, daß eine vollständige Heilung der Neurose mindestens anzustreben ist, und daß man versuchen muß, ihr wenigstens möglichst nahe zu kommen — ohne Rücksicht auf Geld oder Zeit des Patienten. Wenn dieser gegen Ende einer gut durchgeführten Psychoanalyse sich doppelt an den Arzt zu hängen pflegt und der alle Mühe hat, ihn los zu werden, so ist da nicht immer nur die Übertragung des Kranken schuld, der die liebevolle tägliche Unterhaltung nicht missen möchte. Nicht so selten ist es des Kranken unbewußte, doch gleichwohl tiefgefühlte Erkenntnis, daß er im Grunde noch nicht fertig sei. Namentlich vor Aufklärung des unbewußten Schuldgefühls, des daraus entspringenden Strafbedürfnisses und der Lust an der Selbstkastration haben wir mancherlei gesündigt und unsere Patienten oft eher entlassen, als sie wirklich geheilt waren. Am besten fährt, wer von vornherein gründliche Arbeit macht, die Analyse *usque ad finem* führt und dadurch die häufigen Ergänzungs- oder Nachtragsbehandlungen sich erspart. Eine solche Behandlung braucht aber Zeit und wird, von den Kinderanalysen abgesehen, kaum in einigen Monaten zu beenden sein.

Wer sich diese Grundsätze vor Augen hält, wird den Pessimismus mancher Kollegen nicht zu teilen vermögen. Ich kann, wenn ich meine Fälle überschaue — und deren Zahl ist wahrhaftig nicht klein — nur ehrlich erklären: die psychoanalytische Methode leistet in der Neurosentherapie um vieles mehr als jede andere Behandlungsweise, ja, ich möchte behaupten, sie ist die einzige, die da überhaupt etwas leisten kann. Unter günstigen Bedingungen führt sie zur idealen Heilung und selbst eine unvollständige oder mangelhaft durchgeführte Kur ergibt noch immer weit bessere Resultate als sämtliche übrigen Heilversuche. Darum ist die Methode nicht einzuschränken oder umzugestalten, sondern auszubauen *saluti et solatio aegrorum.*

Der genitale und der neurotische Charakter

Untersuchungen über die libido-ökonomische Funktion des Charakters

Von

Wilhelm Reich

Wien

I) Der ökonomische Sinn der Charakterbildung

Der Ausgangspunkt der folgenden Untersuchungen über die Charakterbildung war ein alltägliches therapeutisches Problem. Es ist in der Psychoanalyse seit langem bekannt, daß der Narzißmus der Kranken, wenn er die Analyse nicht überhaupt unmöglich macht, doch zumindest bei vielen Fällen den analytischen Bemühungen eine Grenze der Beeinflussung setzt. Die Notwendigkeit, sich mit dieser „narzißtischen Schranke" (Freud) theoretisch auseinanderzusetzen, ihren ökonomischen Sinn, ihre Dynamik und ihre Herkunft zu untersuchen, war also ein Gebot des praktischen Alltags. Dazu kommt die Erfahrung, daß bei einer nicht geringen Anzahl von Fällen die Analyse des Unbewußten und der verdrängten Kindheitserlebnisse dem Anschein nach klaglos verläuft, der Kranke hingegen darauf therapeutisch nicht entsprechend reagiert; man hat in solchen Fällen schließlich den Eindruck, als ob alle analytischen Bemühungen an einem „Panzer" abprallten, als ob zwischen dem intellektuellen Ich und den Tiefen der Affektpersönlichkeit eine Mauer stünde, gegen die keine noch so korrekte inhaltliche Deutung aufkommt. Besinnt man sich auf den analytischen Grundsatz, daß die erfolgreiche Beeinflussung eines Kranken die theoretische Kenntnis seiner seelischen Dynamik und Ökonomik zur Voraussetzung hat, so wird man zur Auskunft, sein Narzißmus sei eben so stark, daß er nicht beeinflußt werden könne, nicht greifen, sondern sich sagen, daß man ein wesentliches Stück des Aufbaues der Persönlichkeit noch nicht erfaßt, nicht verstanden habe. Als wichtigster Angriffspunkt ergab sich bei der Untersuchung der technischen Schwierigkeiten, daß sich das Ich verschiedener Patienten bei gleichen verdrängten Inhalten

ganz verschieden zur Analyse im allgemeinen und zur Grundregel im besonderen einstellt. Man konnte ferner feststellen, daß die Art und Weise dieser Einstellung eine gewisse Konstanz im Verlaufe der ganzen Analyse bewahrt, und daß — wohl das Interessanteste und Wesentlichste an diesem Phänomen — sich die Verhaltungsweise des Ichs in den Zeiten des Widerstandes am reinsten und klarsten ausprägt, wobei der Kern der Haltung eine starre, stets wiederkehrende Form beibehält. Mit der Zeit wurde klar, daß diese Verhaltungsweise vom Charakter des Kranken bestimmt wird und sich zu den einzelnen Widerständen, die zur Abwehr einzelner aus der Verdrängung auftauchender Inhalte mobilisiert werden, als ein konstanter formaler Faktor von Widerstandscharakter hinzugesellt. Dieser konstante Zuschuß zu den Detailwiderständen verdiente, durch die Bezeichnung „Charakterwiderstand" hervorgehoben zu werden;[1] weitere Erfahrungen gaben der ersten Vermutung recht, daß so mancher Mißerfolg in der Analyse auf das Übersehen der konstanten Haltung, die immer im gegebenen Augenblick zum Widerstand wird, zurückzuführen ist.

Von der Fragestellung: „Wie stellt sich das Ich des Kranken zur Psychoanalyse ein, in welcher typischen Art und Weise reagiert es?" konnte man leicht zu einer formalen Definition des Charakters gelangen; da das Ich in der Analyse nicht anders als sonst, nur ausgeprägter, schärfer reagiert, mußte der Charakter formal begriffen werden, als die typische Reaktionsweise des Ichs auf das Es und die Außenwelt. Nicht also war so sehr der Inhalt der Mitteilungen als die Art des Ausdrucks, nicht etwa der Vorwurf, den der Kranke dem Analytiker macht, sondern die Art, wie die Persönlichkeit den Vorwurf vorbringt, der Ausgangspunkt für die Analyse des Charakters und des von ihm ausgehenden Widerstandes.

Wir wenden uns nun der Frage zu, aus welchem Grunde denn überhaupt ein Charakter ausgebildet wird und welche ökonomische Funktion er hat.

Die Beantwortung der ersten Frage wird angebahnt durch die Beobachtung der dynamischen Funktion und der sinnvollen Arbeitsweise der charakterologischen Reaktionen: Der Charakter erweist sich

1) Vgl. „Über Charakteranalyse", diese Ztschr., Bd. XIV (1928). Der Begriff „Charakterwiderstand" ist nicht mit dem des Freudschen „Ichwiderstandes" zu verwechseln. Er meint die formale Seite jener Phänomene, die Freud mit dem Begriff „Ichwiderstand" erfaßt. Also daß das Ich überhaupt einen Widerstand mit bestimmten Inhalten leistet, nennen wir Ichwiderstand. Der Ausdruck „Charakterwiderstand" bezieht sich auf die typische Form, in der die verschiedenen Inhalte abgewehrt werden. Diese Form bleibt überdies die gleiche, auch wenn ein Es- oder ein Über-Ich-Widerstand sich einstellt.

hauptsächlich und in erster Linie als ein narzißtischer Schutzmechanismus.[1] Es ist dann naheliegend zu vermuten, daß, wenn der Charakter in der Gegenwart, etwa in der analytischen Situation, im wesentlichen dem Schutze des Ichs dient, er seinerzeit als ein Apparat zum Schutze vor Gefahren entstanden ist. Und die Charakteranalyse eines jeden Einzelfalles ergibt, wenn man bis in die Zeit der endgültigen Ausbildung des Charakters, nämlich ins Ödipusalter, vordringt, daß sich der Charakter formiert hat unter dem Einflusse der gefahrdrohenden Außenwelt und der drängenden Ansprüche des Es.

Im Anschlusse an die Theorie Lamarcks haben Freud und besonders Ferenczi im Seelischen eine autoplastische von einer alloplastischen Anpassung unterschieden. Hier verändert der Organismus die Umwelt (Technik und Zivilisation), dort sich selbst, um bestehen zu können. Biologisch betrachtet, ist die Charakterbildung eine autoplastische Funktion, die durch die störenden und unlustvollen Reize der Außenwelt in Gang gesetzt wird. Im Zusammenprall von Es und Außenwelt, die die

1) Hier ist es notwendig, unsere Auffassungen von den Aufstellungen Alfred Adlers über die Charakterbildung und die „Sicherung" prinzipiell abzugrenzen.

1) Adler begann seine Abschwenkung von der Psychoanalyse und der Libidotheorie mit der These, nicht auf die Analyse der Libido, sondern auf die des nervösen Charakters komme es an. Daß er Libido und Charakter in Gegensatz setzte und jene aus der Betrachtung völlig ausschaltete, war gerade das, was der Psychoanalyse völlig widersprach. Wir gehen zwar vom selben Problem aus, nämlich von der sinnvollen Arbeitsweise dessen, was man Gesamtpersönlichkeit und Charakter nennt, bedienen uns aber dabei einer grundsätzlich verschiedenen Theorie und Methodik. Wir betrachten den Charakter kausal, wenn wir fragen, was den seelischen Organismus zwingt, einen Charakter zu bilden, und gelangen erst sekundär zu seinem Zweck, den wir aus der Ursache ableiten (Ursache: Unlust, Zweck: Schutz vor der Unlust). Adler bediente sich beim gleichen Problem einer finalen Betrachtung.

2) Wir versuchen, die Charakterbildung libidoökonomisch zu erklären, gelangen also zu völlig anderen Resultaten als Adler, der das Prinzip des „Willens zur Macht" als Erklärungsprinzip wählt und dabei die Abhängigkeit des „Willens zur Macht" als eines narzißtischen Teilstrebens von den Schicksalen des Gesamtnarzißmus und der Objektlibido übersieht.

3) Die Adlerschen Formulierungen über die Wirkungsweise des Minderwertigkeitsgefühls und seiner Kompensationen sind richtig, was nie geleugnet wurde, nur fehlt auch hier die Verbindung zu den tiefer liegenden Prozessen der Libido, insbesondere der Organlibido. Wir unterscheiden uns von Adler gerade dadurch, daß wir das Minderwertigkeitsgefühl selbst und seine Auswirkungen im Ich libidotheoretisch auflösen.

Man muß es daher als Ausdruck methodologischer Unklarheit werten, wenn solchen Untersuchungen entgegengehalten wird, das habe Adler längst gesagt. Er kann es nicht gesagt haben — weil er sich dabei einer anderen Methode bediente, und, soweit er zu gleichen Resultaten gelangte, war er eben noch Psychoanalytiker. Diese seine Ergebnisse werden ja auch vollinhaltlich anerkannt. In anderen Fällen zeigen solche Einwände nur, daß eine Scheu besteht, Probleme noch einmal zu untersuchen, die Adlers eigentliches Arbeitsgebiet waren.

Libidobefriedigungen einschränkt oder ganz verhindert, und anläßlich der Realangst, die dabei entwickelt wird, reagiert der seelische Apparat mit der Organisierung eines Schutzapparates, den er zwischen sich und der Außenwelt aufbaut. Um diesen zunächst nur grob angedeuteten Vorgang zu begreifen, müssen wir für eine Weile den dynamischen und ökonomischen Gesichtspunkt gegen den topischen eintauschen.

Das Ich, der der Außenwelt zugekehrte, daher exponierte Teil des seelischen Apparates, den Freud als Reizschutzapparat begreifen gelehrt hat, ist die Stätte der Charakterbildung. Freud hat uns in klarer und einleuchtender Weise den Kampf geschildert, den das Ich als Puffer zwischen Es und Außenwelt (bzw. Es und Über-Ich) zu kämpfen hat. Das Wesentliche an diesem Kampf ist, daß das Ich bei seinem Versuche, im Interesse der Selbstbehauptung zwischen den feindlichen Parteien zu vermitteln, die versagenden Objekte der Außenwelt, und zwar gerade diejenigen, die sich dem Lustprinzip des Es in den Weg stellen, in sich aufnimmt und als moralische Instanz, als Über-Ich, festhält. Die Moral des Ichs ist somit kein aus dem Es hervorgegangener, also nicht ein im narzißtisch-libidinösen Organismus gewachsener, sondern ein fremder, der drängenden und drohenden Außenwelt entlehnter Bestandteil. Die psychoanalytische Trieblehre findet im seelischen Organismus zunächst nichts anderes als ein Bündel primitivster Bedürfnisse, deren Basis körperliche Erregungszustände sind. Zwischen dieses Bündel primitiver Bedürfnisse und die Außenwelt schaltet sich im Laufe der Entwicklung das Ich durch besondere Differenzierung eines Teiles des seelischen Organismus und wieder auf Grund des der Selbsterhaltung dienenden Urnarzißmus. Denken wir etwa, um uns das zu veranschaulichen, an ein Urtierchen. Da gibt es manche, etwa die Wurzelfüßler, die Radiolarien und andere, die sich gegen die rauhe Außenwelt durch einen Panzer aus anorganischem Material schützen, der durch chemische Ausscheidungen des Protoplasmas zusammengekittet wird. Manche dieser Urtierchen bilden schneckenartig gewundene, andere kreisförmige, mit Stacheln versehene Schalen. Die Bewegung dieser gepanzerten Urtierchen ist gegenüber der einfachen Amöbe beträchtlich eingeschränkt, der Kontakt mit der Außenwelt ist eingeengt auf die Pseudopodien, die zum Zwecke der Bewegung und Nahrungsaufnahme durch feine Löcher im Panzer vorgestreckt und wieder zurückgezogen werden können. Wir werden noch oft Gelegenheit haben, uns dieses Vergleiches zu bedienen, können aber schon jetzt den Charakter des Ichs, vielleicht das Ich mit Freud überhaupt, als den reizschützenden Panzer des Es gegen die Außenwelt begreifen. Das Ich im Freudschen Sinne ist eine Strukturinstanz. Unter Charakter verstehen wir hier nicht nur die

äußere Erscheinungsform dieser Instanz, sondern auch die Summe all dessen, was das Ich an typischen, das heißt für diese Persönlichkeit spezifischen Reaktionsweisen leistet, also einen wesentlich dynamisch bestimmten Faktor, der sich in der charakteristischen Erscheinungsform (Gang, Mimik, Haltung, Sprechweise, sonstige Verhaltungsweisen) kundgibt. Dieser Charakter des Ichs baut sich aus Elementen der Außenwelt, aus Verboten, Triebeinschränkungen und Identifizierungen verschiedenster Art auf. Die inhaltlichen Elemente des charakterologischen Panzers sind also äußerer, gesellschaftlicher Herkunft. Ehe wir uns die Frage vorlegen, was den Kitt dieser Elemente bildet, welches der dynamische Vorgang der Festigung des Panzers ist, müssen wir uns klarmachen, daß der Schutz gegen die Außenwelt zwar der Hauptanlaß der Charakterbildung war, aber gewiß nicht auch später seine Hauptfunktion bildet. An Schutzmitteln gegen die realen Gefahren der Außenwelt hat der zivilisierte Mensch eine Fülle zur Verfügung, die gesellschaftlichen Einrichtungen in allen ihren Formen. Als hochentwickeltem Organismus stehen ihm überdies der Muskelapparat, um zu fliehen oder zu kämpfen, und sein Intellekt, um Gefahren vorauszusehen und zu vermeiden, zur Verfügung. Die charakterologischen Schutzmechanismen treten dann in typischer Weise in Funktion, wenn, sei es aus einem inneren Reizzustand heraus, sei es infolge äußerer, den Triebapparat treffender Reize, das Moment der Triebgefahr, also ein aus dem Innern stammendes Angstmoment in Frage kommt. Dann hat der Charakter die Aufgabe, der Aktual-(Stauungs)-Angst Herr zu werden, die der Energie der nicht zur Abfuhr gelangenden Triebe entstammt.

Die Beziehung des Charakters zur Verdrängung ist darin zu sehen, daß die Notwendigkeit, Triebansprüche zu verdrängen, die Charakterbildung in Gang setzt, daß aber andererseits der einmal gebildete Charakter Verdrängungsaufwand erspart, indem die Triebenergien, die bei gewöhnlichen Verdrängungen frei flottieren, in den Charakterformationen selbst aufgezehrt werden. Die Herstellung eines Charakterzuges zeigt somit die Lösung eines Verdrängungskonfliktes an, entweder Ersparnis eines Verdrängungsprozesses überhaupt oder die Verwandlung einer zustande gekommenen Verdrängung in eine starre, ichgerechte Formation. Die Vorgänge der Charakterbildung entsprechen somit durchaus der von Freud beschriebenen Tendenz des Ichs zur Vereinheitlichung der Strebungen des seelischen Organismus. Aus diesen Tatsachen erklärt es sich, daß Verdrängungen, die in feste Charakterzüge ausliefen, so viel schwerer zu beseitigen sind als solche, die etwa ein Symptom begründen.

Zwischen dem Ausgangspunkte der Charakterbildung, dem Schutze vor realen Gefahren, und seiner schließlichen Funktion, dem Schutze vor der

Triebgefahr und der Stauungsangst und der Aufzehrung der Triebenergien, gibt es eine bestimmte Beziehung. Die gesellschaftliche Einordnung, insbesondere die Entwicklung vom primitiven Naturzustand zur Zivilisation, haben viel Einschränkung an libidinöser Befriedigung gefordert. Die Entwicklung der Menschheit steht, wenigstens bisher, im Zeichen fortschreitender Sexualeinschränkung, im besonderen ging die Entwicklung der Zivilisation und der heutigen Gesellschaft mit steigender Zersplitterung und Einschränkung der Genitalität einher. Je weiter dieser Prozeß fortschritt, desto geringer und seltener wurden die Anlässe der Realangst, freilich nur für den Einzelnen; gesellschaftlich sind ja die realen Gefahren für das Leben des Individuums gestiegen. Die imperialistischen Kriege und der Klassenkampf wiegen die Gefahren der Urzeit gewiß reichlich auf. Trotzdem brachte die Zivilisation den Vorteil der Sicherheit im Einzelnen mit sich, ein Vorteil, der nicht ohne seinen Gegensatz blieb. Um die Realangst zu vermeiden, war es notwendig, seine Triebe einzuschränken; man darf seinen Destruktionstrieb nicht ausleben, und der Sexualtrieb ist durch gesellschaftliche Normen und Vorurteile geknebelt; eine Übertretung der Normen würde sofort eine reale Gefahr nach sich ziehen, etwa die Strafe für Onanie im Kindesalter oder Kerker für Inzest und Homosexualität. In dem Maße, als die Realangst vermieden wird, steigert sich die Stauung der Libido und mit ihr die Stauungsangst. Aktualangst und Realangst stehen zueinander also in einem ergänzenden Gegensatz: Je mehr Realangst vermieden wird, desto stärker die Stauungsangst und umgekehrt. Der Furchtlose befriedigt seine starken libidinösen Bedürfnisse, wenn er dabei auch gesellschaftliche Ächtung riskiert. Die Tiere sind infolge ihrer mangelhaften gesellschaftlichen Organisation mehr den Bedingungen der Realangst ausgesetzt, leiden aber, wenn sie nicht dem Zwange der Domestikation verfallen, und auch hier nur unter besonderen Umständen, kaum an Triebstauungen. Der Mensch hingegen, der es verstanden hat, durch die Polizei, Gesetze und Moral die Realangst zu verringern, erliegt gleichzeitig der Neurose, dem spezifischen Ergebnis der Stauungsangst.

Wenn wir hier die (Real-) Angstvermeidung und die (Stauungs-) Angstbindung als die beiden ökonomischen Prinzipien der Charakterbildung hervorgehoben haben, so ist darüber ein drittes Prinzip nicht zu übersehen, daß nämlich die Charakterbildung im Zeichen des Lustprinzips auch hinsichtlich größtmöglichen Lustgewinns steht. Ursache und Anlaß der Charakterbildung ist zwar der Schutz vor den Gefahren, die die Triebbefriedigung mit sich bringt; hat sich aber der Panzer einmal gebildet, so wirkt das Lustprinzip noch weiter, indem der Charakter wie das Sym-

ptom nicht nur der Triebabwehr und der Angstbindung, sondern auch der verstellten Triebbefriedigung dient. Der genital-narzißtische Charakter etwa hat sich nicht nur gegen die Einflüsse der Außenwelt geschützt, er befriedigt auch ein gut Stück Libido eben in der narzißtischen Beziehung seines Ichs zu seinem Ichideal. Die Triebbefriedigungen sind von zweierlei Art. Einerseits werden die abgewehrten Triebregungen selbst, im besonderen die prägenitalen und die sadistischen, bei der Herstellung und Erhaltung des Schutzmechanismus zu einem großen Teil energetisch aufgezehrt; das bedeutet zwar nicht eine Triebbefriedigung im Sinne direkten, unverhüllten Lustgewinns, wohl aber eine Herabsetzung der Triebspannung, wie sie etwa auch durch die „verstellte" Befriedigung im Symptom erfolgt; und diese Herabsetzung der Triebspannung ist zwar phänomenologisch verschieden von der direkten Befriedigung, aber ihr ökonomisch fast gleichwertig: beide vermindern den Druck des Triebreizes. Die Triebenergie wird aufgewendet bei der Verkittung und Verlötung der Charakterinhalte (Identifizierungen, Reaktionsbildungen usw.). So wird etwa bei der Affektsperre mancher Zwangscharaktere vorwiegend der Sadismus, bei der übertriebenen Höflichkeit und Passivität mancher passiv-femininer Charaktere die Homosexualität bei der Bildung und Erhaltung der Mauer zwischen Es und Außenwelt aufgezehrt.

Die Triebregungen, welche dem Schicksal der Verarbeitung im Charakter entgehen, streben nun, wenn sie nicht der Verdrängung anheimfallen, der direkten Befriedigung zu. Welcher Art die direkte Triebbefriedigung ist, hängt von der Charaktergestaltung ab, und es macht nicht nur den Unterschied zwischen gesund und krank, sondern auch den zwischen den einzelnen Charaktertypen aus, welche Triebkräfte zur Herstellung des Charakters verwendet und welche zur direkten Triebbefriedigung zugelassen wurden.

Neben der Qualität des Charakters kommt der Quantität der charakterologischen Abpanzerung eine große Bedeutung zu. Hat nämlich die charakterologische Abgrenzung gegen die Außenwelt und gegen das Es einen den Umständen der Libidoentwicklung entsprechenden Grad erreicht, so bleiben „Lücken" im Panzer übrig, die den Kontakt mit der Außenwelt vermitteln. Durch diese Lücken werden die frei verfügbare Libido und die anderen Triebregungen der Außenwelt zugewendet oder von ihr zurückgezogen. Die Panzerung des Ichs kann nun einen so hohen Grad erreichen, daß die Lücken „zu eng" werden, die Kommunikationswege mit der Außenwelt nicht mehr ausreichen, um eine geordnete Libidoökonomie und die soziale Anpassung zu gewährleisten. Als restlose Absperrung imponiert uns etwa die katatone Starre, als völlig unzureichende Panzerung die Charakter-

struktur des triebhaften Charakters. Es ist wahrscheinlich, daß jede dauernde Verwandlung von Objektlibido in narzißtische Libido mit einer Erstarkung und Verhärtung des Ichpanzers einhergeht. Der affektgesperrte Zwangscharakter hat einen starren, unveränderbaren Panzer mit geringen Möglichkeiten, mit der Außenwelt in affektive Beziehungen zu treten. Alles prallt an seiner glatten, harten Oberfläche ab. Der querulatorisch-aggressive Charakter hingegen hat zwar einen beweglichen, aber ständig in der gleichen Weise „stacheligen" Panzer, seine Beziehungen zur Außenwelt beschränken sich im Grunde auf seine paranoid-aggressiven Reaktionen. Als drittes Beispiel nennen wir den passiv-femininen Charakter; seine Wesensart scheint nachgiebig und weich, aber in der Analyse lernt man sie als eine schwer auflösbare Abpanzerung kennen.

Die endgültige Qualität eines Charakters — das gilt sowohl für das Typische wie für das Besondere — ist zweifach bestimmt: Erstens qualitativ durch diejenige Stufe der Libidoentwicklung, an der der Prozeß der Charakterbildung durch innere Konflikte am nachhaltigsten beeinflußt war, das heißt durch die spezifische Fixierungsstelle der Libido. Darnach werden etwa depressive (orale), genital-narzißtische (phallische), hysterische (genital-inzestuöse) Charaktere und Zwangscharaktere (sadistisch-anale Fixierung) zu unterscheiden sein. Zweitens quantitativ durch die Libidoökonomie, die von der qualitativen Bestimmung abhängt. Jene könnte man auch die historische, diese die aktuelle Bedingtheit der Charakterform nennen. In den folgenden Ausführungen wird uns hauptsächlich das aktuelle, libidoökonomische Moment beschäftigen.

II) Die libido-ökonomische Differenz des genitalen und des neurotischen Charakters

Die Differenz in der Libidoökonomie

Geht die charakterologische Panzerung über ein gewisses Maß hinaus, hat sie sich hauptsächlich solcher Triebregungen bedient, die unter normalen Umständen den Beziehungen zur Realität dienen sollten, ist dadurch insbesondere die sexuelle Befriedigungsfähigkeit allzusehr eingeschränkt worden, so sind alle Bedingungen des neurotischen Charakters gegeben. Wenn man nun die Charakterbildung und -struktur neurotischer Menschen mit der arbeits- und liebesfähiger Individuen vergleicht, so gelangt man zu einem qualitativen Unterschied der Mittel, mit denen die charakterologische Bindung der gestauten Libido erfolgt. Man kann dann feststellen, daß es zulängliche und unzulängliche Mittel der Angstbindung gibt; als Prototyp der zulänglichen erweisen sich die genital-orgastische

Befriedigung der Libido und die Sublimierung, als unzulängliche alle Arten der prägenitalen Befriedigung und die Reaktionsbildung. Dieser qualitative Unterschied drückt sich dann auch in einem quantitativen aus: Der neurotische Charakter leidet unter einer sich ständig steigernden Libidostauung, eben weil seine Befriedigungsmittel den Bedürfnissen des Triebapparats nicht adäquat sind; der andere, der genitale Charakter, steht unter dem Einfluß eines ständigen Wechsels von Libidospannung und adäquater Libidobefriedigung, verfügt also über einem geordneten Libidohaushalt. Die Bezeichnung „genitaler Charakter"[1] rechtfertigt sich durch die Tatsache, daß, ganz vereinzelte Fälle vielleicht ausgenommen, der genitale Primat und die orgastische Potenz (selbst durch eine besondere Charakterstruktur bestimmt) gegenüber allen anderen Libidostrukturen allein den geordneten Libidohaushalt gewährleisten.

Die historisch bedingte Qualität der charakterbildenden Kräfte und Inhalte bestimmt also aktuell die quantitative Regulierung des Libidohaushaltes und macht dadurch auch an einer bestimmten Stelle den Unterschied zwischen „gesund" und „krank" aus. Mit Bezug auf die qualitativen Unterschiede sind der genitale und der neurotische Charakter als Idealtypen aufzufassen. Die realen Charaktere stellen Mischformen dar und es kommt bloß auf die Entfernung von dem einen oder anderen Idealtyp an, ob die Libidoökonomie gewährleistet ist oder nicht. Hinsichtlich der Quantität der möglichen direkten Libidobefriedigung sind der genitale und der neurotische Charakter als Durchschnittstypen aufzufassen: Entweder ist die Libidobefriedigung derart, daß sie die Stauung der unverwendeten Libido zu beheben vermag, oder sie ist es nicht; in diesem letzten Falle entstehen Symptome oder neurotische Charakterzüge, die die soziale und sexuelle Leistungsfähigkeit beeinträchtigen.

Wir wollen nun versuchen, die qualitativen Unterschiede der beiden Idealtypen darzustellen und werden dabei der Reihe nach die Struktur des Es, des Über-Ichs und schließlich die von beiden abhängigen Eigenschaften des Ichs einander gegenüberstellen.

a) Struktur des Es:

Der genitale Charakter hat die postambivalente genitale Stufe (Abraham, a. a. O.) voll erreicht, der Inzestwunsch und der Wunsch, den Vater (die Mutter) zu beseitigen, sind aufgegeben worden, die Genitalität wurde auf ein

1) Siehe dazu die für diese Abhandlung grundlegende Studie von Karl Abraham: „Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung" (Int. Ps. A. Bibl., Nr. XXVI, 1925), insbes. Kap. III.: Zur Charakterbildnng auf der „genitalen" Entwicklungsstufe.

heterosexuelles Objekt übertragen, das nicht etwa, wie beim neurotischen Charakter, das Inzestobjekt aktuell darstellt, sondern seine Rolle völlig übernommen hat, oder besser, an seine Stelle getreten ist. Der Ödipuskomplex existiert aktuell nicht mehr, er ist „untergegangen"; er ist nicht etwa verdrängt, sondern frei von Besetzung. Analysiert man genitale Charaktere, so muß, wenn die Analyse überhaupt gelingen soll, erst die Neubesetzung des Inzestobjekts erfolgen, was gewöhnlich eine vorübergehende Schädigung der aktuellen Liebesbeziehungen zur Folge hat. Die prägenitalen Tendenzen (Analität, Oralerotik, Voyeurtum usw.) sind nicht verdrängt, sondern teils in kulturellen Sublimierungen charakterologisch verankert, teils sind sie an der direkten Befriedigung in den Vorlustakten beteiligt und jedenfalls der Genitalität untergeordnet. Der Sexualakt bleibt das vornehmste und lustvollste Sexualziel. Die Aggressivität ist ebenfalls zum größten Teile in sozialen Leistungen sublimiert, zum geringeren Teile liefert sie ihren direkten Beitrag zum genitalen Sexualleben, ohne jedoch jemals zur ausschließlichen Befriedigung zu drängen. Diese Verteilung der Triebkräfte sichert die Fähigkeit zur entsprechenden orgastischen Befriedigung, die zwar nur auf genitalem Wege, das heißt an der genitalen Zone zu erzielen ist, aber nicht auf das genitale System beschränkt bleibt, sondern die prägenitalen und aggressiven Tendenzen ebenfalls zur Befriedigung bringt. Je weniger prägenitale Ansprüche verdrängt sind, je besser die Systeme der Prägenitalität mit der Genitalität kommunizieren, desto vollständiger die Befriedigung, desto geringere Möglichkeiten zur Herstellung einer pathogenen Stauung der Libido.

Demgegenüber weist der neurotische Charakter die Eigenschaft auf — wenn er nicht ab ovo schwach potent ist oder abstinent lebt, was bei der überwiegenden Mehrzahl der Fälle zutrifft, — seine freie, unsublimierte Libido nicht entsprechend im Orgasmus abführen zu können. Er ist immer relativ orgastisch impotent. Diese Tatsache leitet sich aus folgender Triebkonstellation ab: Die Inzestobjekte sind aktuell besetzt oder die ihnen zugehörige Libidobesetzung ist in Reaktionsbildungen aufgebraucht. Wenn ein Liebesleben überhaupt besteht, so stellt man leicht seinen Infantilismus fest; die geliebte Frau vertritt bloß die Mutter (Schwester usw.) und die Liebesbeziehung ist mit allen Ängsten, Hemmungen und neurotischen Schrullen der infantilen Inzestbeziehung belastet (unechte Übertragung). Der genitale Primat ist entweder gar nicht vorhanden oder nicht besetzt, oder aber wie beim hysterischen Charakter durch die Inzestfixierung der Genitalität funktionsgestört. Die Sexualität bewegt sich — das gilt vornehmlich für die Übertragungsneurosen — in den Bahnen der Vorlust, wenn nicht Abstinenz oder Sexualscheu vorherrscht. So entsteht eine Zirkel-

wirkung: Die infantile Sexualfixierung stört die orgastische Funktion des genitalen Primats, diese Störung wieder schafft die Libidostauung; die gestaute Libido verstärkt ihrerseits die prägenitalen Fixierungen und so fort. Durch diese Überbesetzung und Hochgespanntheit der prägenitalen Systeme schleichen sich libidinöse Regungen in jede kulturelle und soziale Leistung ein, was natürlich nur eine Störung zur Folge haben kann, weil dann die Leistung in assoziative Verbindung mit Verdrängtem, Verbotenem tritt, ja, gelegentlich sogar völlig zur Sexualbetätigung in verstellter Form wird (z. B. Violinspielerkrampf). Der libidinöse Zuschuß zur sozialen Leistung ist nicht frei verfügbar, weil er in der Verdrängung an die infantilen Triebziele gekettet ist.

b) Struktur des Über-Ichs:

Das Über-Ich des genitalen Charakters zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß es wichtige sexualbejahende Elemente enthält; daher besteht bis zu einem hohen Grad Einklang zwischen Es und Über-Ich. Da der Ödipuskomplex seine Besetzung verloren hat, ist auch die Gegenbesetzung an den Kernelementen des Über-Ichs überflüssig geworden. Man kann sagen, daß praktisch keine sexuellen Über-Ich-Verbote bestehen. Das Über-Ich ist nicht sadistisch überlastet, nicht nur aus dem eben genannten Grunde, sondern auch weil keine Libidostauung besteht, die den Sadismus hochtreiben und das Über-Ich grausam machen könnte.[1] Die genitale Libido ist, da sie direkt befriedigt wird, nicht in den Ichidealstrebungen versteckt, daher sind die sozialen Leistungen nicht in erster Linie Potenzbeweise wie beim neurotischen Charakter, sondern gewähren eine natürliche, nicht kompensierende narzißtische Befriedigung. Da die Potenz in Ordnung ist, bestehen keine Minderwertigkeitsgefühle. Das Ichideal ist vom Real-Ich nicht allzuweit entfernt, es besteht daher keine unüberwindbare Spannung zwischen beiden.

Beim neurotischen Charakter sehen wir hingegen das Über-Ich geradezu gekennzeichnet durch die Sexualverneinung, wodurch automatisch der bekannte große Konflikt und Gegensatz zwischen Es und Über-Ich hergestellt wird. Da der Ödipuskomplex nicht überwunden ist, ist auch der Kern des Über-Ichs, das Inzestverbot, voll erhalten und stört jede Art von Sexualbeziehung (Details beim Sexualakt!). Die mächtige Sexualverdrängung des Ichs und die in ihrem Gefolge sich einstellende Libidostauung verstärkt die sadistischen Antriebe, die unter anderem in einer brutalen Moral zum Ausdruck kommen. (Hier muß daran erinnert werden, daß nach

1) Über die Abhängigkeit des Sadismus von der Libidostauung vgl. Kapitel VII in meinem Buche „Die Funktion des Orgasmus".

Freuds Ausführungen die Verdrängung die Moral schafft und nicht umgekehrt.) Da immer ein mehr oder minder bewußtes Impotenzgefühl besteht, werden viele soziale Leistungen in erster Linie kompensierende Potenzbeweise, was die Minderwertigkeitsgefühle nicht verringert; im Gegenteil: da die sozialen Leistungen oft Potenzbeweise sind, aber das genitale Potenzgefühl in keiner Weise ersetzen können, wird der neurotische Charakter das Gefühl der inneren Leere und Unfähigkeit nie los, er mag noch so gut kompensieren. So kommt es, daß die positiven Ichidealforderungen immer höher geschraubt werden, während das Ich, ohnmächtig und von Minderwertigkeitsgefühlen doppelt gelähmt (Impotenz und hohes Ichideal), immer untüchtiger wird.

c) Struktur des Ichs:

Betrachten wir nun die Einflüsse, unter denen das Ich des genitalen Charakters steht. Die periodischen orgastischen Lösungen der libidinösen Spannung des Es haben zur Folge, daß sich der Druck der Triebansprüche des Es auf das Ich beträchtlich vermindert; das Es ist weitgehend befriedigt und das Über-Ich hat aus diesem Grunde keinen Anlaß, sadistisch zu sein: Es übt auf das Ich keinen besonderen Druck aus. Das Ich übernimmt die genitale Libido und gewisse prägenitale Strebungen des Es ohne Schuldgefühl zur Befriedigung und sublimiert die natürliche Aggressivität sowie Teile der prägenitalen Libido in sozialen Leistungen. Das Ich ist hinsichtlich der Genitalität nicht gegen das Es eingestellt und kann ihm um so leichter gewisse Hemmungen auferlegen, als es ihm in der Hauptsache, in der Libidobefriedigung, nachgibt. Das scheint die einzige Bedingung zu sein, unter der das Es sich überhaupt vom Ich, ohne die Mittel der Verdrängung, in Schach halten läßt. Eine starke homosexuelle Strebung wird sich ganz anders verhalten, wenn das Ich auch die Heterosexualität nicht befriedigt, und anders, wenn keine Libidostauung besteht. Das ist ökonomisch leichter zu verstehen, weil ja bei der heterosexuellen Befriedigung — vorausgesetzt, daß die Homosexualität nicht verdrängt, das heißt aus dem Kommunikationssystem der Libido ausgeschaltet ist — auch den homosexuellen Strebungen Energie entzogen wird.

Da das Ich sowohl von seiten des Es als auch des Über-Ichs unter geringem Drucke steht, — was in erster Linie der Sexualbefriedigung zuzuschreiben ist, — muß es sich nicht gegen das Es in der Weise wehren, wie das des neurotischen Charakters; es braucht nur geringe Gegenbesetzungen und hat daher reichlich Energien frei für das Erleben und Handeln in der Außenwelt; sein Handeln und seine Erlebnisse sind intensiv, frei strömend; das Ich ist sowohl der Lust als auch der Unlust

in hohem Maße zugänglich. Auch das Ich des genitalen Charakters hat einen Panzer, aber es verfügt über ihn, es ist ihm nicht ausgeliefert. Dieser Panzer ist schmiegsam genug, um sich den verschiedenen Situationen des Erlebens anzupassen; der genitale Charakter kann sehr fröhlich, aber er kann, wenn nötig, auch sehr zornig sein; er reagiert auf Objektverlust mit entsprechender Trauer, aber er verfällt ihr nicht; er kann intensiv und hingebend lieben, aber er kann auch energisch hassen; er kann in entsprechender Situation kindlich sein, wird aber nie infantil erscheinen; sein Ernst ist natürlich, nicht kompensierend steif, weil er keine Tendenz hat, sich partout erwachsen zu zeigen; sein Mut ist kein Potenzbeweis, sondern sachlich gerichtet; er wird daher auch unter Umständen, etwa in einem Kriege, wenn er von dessen Unberechtigtheit überzeugt ist, dem Vorwurf der Feigheit nicht ausweichen, sondern seine Überzeugung vertreten. Da die infantilen Wunschvorstellungen ihre Besetzung verloren haben, ist sein Haß ebenso wie seine Liebe rational gerichtet. Die Schmiegsamkeit sowohl wie die Festigkeit seines Panzers zeigen sich darin, daß er sich in dem einen Falle der Welt ebenso intensiv öffnen, wie er in einem anderen Falle sich vor ihr abschließen kann. Seine Hingebungsfähigkeit zeigt sich vor allem in seinem sexuellen Erleben: Im Sexualakt mit dem geliebten Objekt hört das Ich bis auf die Wahrnehmungsfunktion fast zu existieren auf, der Panzer hat sich vorübergehend völlig gelöst, die ganze Persönlichkeit strömt im Lusterleben, ohne Angst, sich darin zu verlieren, denn sein Ich hat eine solide narzißtische Fundierung, die nicht kompensiert, sondern sublimiert. Und sein Narzißmus schöpft aus dem Sexualerleben seine besten Energien. Betrachtet man seine aktuellen Konflikte, so sieht man schon an der Art, wie er sie löst, daß sie rationalen Charakter haben, nicht belastet sind von Infantilem und Irrationalem, wieder aus dem Grunde, daß die rationelle Libidoökonomie eine Überbesetzung der infantilen Erlebnisse und Wünsche unmöglich macht.

Wie der genitale Charakter in keiner Hinsicht steif und krampfhaft ist, so auch nicht in den Formen seiner Sexualität. Da er befriedigbar ist, ist er zur Monogamie ohne Zwang oder Verdrängung fähig, aber er ist bei rationaler Begründung auch schadlos fähig zum Wechsel des Objekts. Er klebt nicht an seinem Sexualobjekt aus Schuldgefühl oder moralischen Rücksichten, sondern er hält es aus seinem gesunden Verlangen nach Lust fest: weil es ihn befriedigt. Er kann polygame Wünsche ohne Verdrängung bezwingen, wenn sie in Widerspruch zu seiner Beziehung zum geliebten Objekt stehen; aber er ist auch imstande, ihnen ohne Schaden nachzugeben, wenn sie ihn allzusehr stören. Den dadurch entstehenden aktuellen Konflikt erledigt er in realitätsentsprechender Weise.

Neurotische Schuldgefühle sind kaum vorhanden. Seine Sozialität beruht nicht auf verdrängter, sondern auf sublimierter Aggression und auf seiner Eingeordnetheit in die Realität. Das bedeutet aber nicht, daß er sich der Realität immer beugt; im Gegenteil, gerade der genitale Charakter vermag infolge seiner der Umgebung widersprechenden Struktur — ist doch unsere Kultur durchaus zwangsneurotisch (anal und sadistisch) — sie zu kritisieren und zu verändern; seine geringe Lebensängstlichkeit bewahrt ihn vor Konzessionen an die Umwelt, die seiner Überzeugung widersprechen.

Wenn der Primat des Intellekts eine Forderung der gesellschaftlichen Entwicklung und ihr Ziel ist, so ist er ohne den genitalen Primat undenkbar, weil die Vorherrschaft des Intellekts nicht nur dem irrationellen Sexualleben ein Ende macht, sondern gerade selbst die geordnete Libidoökonomie zur Voraussetzung hat. Genitaler und intellektueller Primat gehören ebenso zueinander, einander wechselseitig bedingend, wie Libidostauung und Neurose, Über-Ich (Schuldgefühl) und Religion, Hysterie und Aberglauben, prägenitale Libidobefriedigung und die heutige Sexualmoral, Sadismus und Ethik, Sexualverdrängung und Vereine zur Hebung gefallener Mädchen.

So wie beim genitalen Charakter der geregelte Libidohaushalt, getragen von der Fähigkeit zum sexuellen Vollerleben, die Basis ist, auf der sich die beschriebenen Charakterzüge aufbauen, so wird alles, was der neurotische Charakter ist und tut, letzten Endes bestimmt von seinem inadäquaten Libidohaushalt.

Das Ich des neurotischen Charakters ist entweder asketisch oder der Sexualbefriedigung nur unter Schuldgefühlen zugänglich. Es steht unter doppeltem Drucke: auf der einen Seite das ständig unbefriedigte Es mit seiner gestauten Libido, auf der anderen das brutale Über-Ich. Das Ich ist feindlich gegen das Es und liebedienerisch gegen das Über-Ich eingestellt, nicht ohne den Gegensatz, sein Liebäugeln mit dem Es und seiner geheimen Auflehnung gegen das Über-Ich. Seine Sexualität ist, sofern sie nicht völlig der Verdrängung erlag, vorwiegend prägenital gerichtet, die Genitalität ist infolge der herrschenden Sexualmoral anal und sadistisch gefärbt: Der Akt bedeutet etwas Schmutziges und Grausames. Da die Aggressivität teils im charakterologischen Panzer, teils im Über-Ich verarbeitet, beziehungsweise verankert ist, sind die sozialen Leistungen defekt. Das Ich ist entweder gegen Lust und Unlust gesperrt (Affektsperre) oder nur der Unlust zugänglich oder jede Lust verwandelt sich sehr bald in Unlust. Der Panzer des Ichs ist starr, wenig oder gar nicht beweglich, die „Kommunikationen" mit der Außenwelt sind sowohl in objektlibidinöser als auch in aggressiver Hinsicht unzulänglich, ständig von der narzißtischen Zensur kontrolliert. Seine Funktion ist vorwiegend gegen das

Innen gerichtet; daraus ergibt sich eine mehr oder minder ausgesprochene Schwäche der Realitätsfunktion. Die Beziehungen zur Außenwelt sind entweder unnatürlich, unlebendig oder widersprochen, auf keinen Fall kann die Gesamtpersönlichkeit harmonisch mitschwingen. Die Fähigkeit zum Vollerleben fehlt. Während der genitale Charakter seine Schutzmechanismen abändern, verstärken und abschwächen kann, ist das Ich des neurotischen Charakters den unbewußt in der Verdrängung sich abspielenden Mechanismen seines Charakters völlig ausgeliefert; er kann nicht anders, auch wenn er will. Er möchte fröhlich oder zornig sein, ist aber dazu nicht fähig. Er kann weder intensiv lieben, weil seine Sexualität in wesentlichen Stücken verdrängt ist, noch kann er adäquat hassen, weil sein Ich sich seinem durch die Libidostauung mächtig gewordenen Haß nicht gewachsen fühlt und ihn verdrängen mußte. Und wo er Liebe oder Haß aufbringt, entspricht die Reaktion kaum dem rationalen Tatbestande, im Unbewußten schwingen die infantilen Erlebnisse mit und bestimmen das Ausmaß und die Art der Reaktionen. Die Starre seines Panzers macht es ihm sowohl unmöglich, sich irgendeinem Erleben zu öffnen, wie es ihn verhindert, sich gegen andere Erlebnisse, wo es rational berechtigt wäre, gänzlich abzuschließen. Ist er nicht sexualscheu oder bei den vorbereitenden Aktionen des Sexualaktes gestört, so kommt es entweder überhaupt zu keiner Befriedigung oder sie ist durch den Mangel an Hingebungsfähigkeit so weit gestört, daß der Libidohaushalt nicht geregelt wird. Bei der genauen Analyse des Erlebens während des Sexualaktes lernt man Typen unterscheiden, etwa den narzißtischen Menschen, der nicht dem Lustempfinden zugewendet, sondern darauf konzentriert ist, einen recht potenten Eindruck zu machen; oder den Hyperästheten, der darauf bedacht ist, ja keinen Körperteil zu berühren, der sein ästhetisches Empfinden verletzen könnte; den Menschen mit dem verdrängten Sadismus, der den Zwangsgedanken nicht los wird, er könnte der Frau weh tun, oder von Schuldgefühl geplagt ist, daß er die Frau mißbraucht; den sadistischen Charakter, für den der Akt eine Marterung des Objektes bedeutet; man könnte beliebig fortfahren. Wo solche Störungen nicht völlig ausgesprochen sind, findet man die ihnen entsprechenden Hemmungen in der gesamten Einstellung zur Sexualität. Da das Über-Ich des neurotischen Charakters keine sexualbejahenden Elemente enthält, wendet es sich vom Sexualerleben ab (wie H. Deutsch auch für den Gesunden irrtümlicherweise postuliert); das bedeutet aber, daß nur die halbe Persönlichkeit am Erleben teilnimmt.

Das Impotenzgefühl treibt das Ich dazu, narzißtisch zu kompensieren, wo der genitale Charakter eine solide narzißtische Fundierung hat. Die

aktuellen Konflikte sind von irrationalen Motiven durchsetzt, was den neurotischen Charakter unfähig macht, zu rationellen Entscheidungen zu kommen; die infantile Einstellung, der infantile Wunsch schwingt störend immer mit.

Sexuell unbefriedigt und unbefriedigbar, muß der neurotische Charakter schließlich entweder asketisch werden, oder er lebt in starrer Monogamie, wie er glaubt, aus Moral, oder aus Rücksicht auf den Sexualpartner, in Wirklichkeit aus Angst vor der Sexualität. Da der Sadismus nicht sublimiert ist, das Über-Ich streng wütet, das Es ständig auf Befriedigung seiner Bedürfnisse drängt, entwickelt das Ich Schuldgefühle, die es soziales Gewissen nennt, und ein Strafbedürfnis, in dem es sich selbst all das antun möchte, was es dem anderen wünscht.

III) Sublimierung, Reaktionsbildung und neurotische Reaktionsbasis

Wenden wir uns nun den Unterschieden zu, die zwischen den sozialen Leistungen des genitalen und denen des neurotischen Charakters bestehen.

Wir sagten früher, daß die orgastische Libidobefriedigung und die Sublimierung die zulänglichen, die prägenitale Libidobefriedigung und die Reaktionsbildung die unzulänglichen Mittel sind, die Libidostauung zu beheben, beziehungsweise der Stauungsangst Herr zu werden. So wie die orgastische Befriedigung, ist auch die Sublimierung eine spezifische Leistung des genitalen Charakters, die Reaktionsbildung die Arbeitsweise des neurotischen Charakters. Das will natürlich nicht heißen, daß nicht auch der Neurotische sublimiert und der Gesunde Reaktionsbildungen hat.

Versuchen wir zunächst, die Beziehung der Sublimierung zur Sexualbefriedigung nach unseren klinischen Erfahrungen theoretisch zu beschreiben. Die Sublimierung ist nach Freud das Ergebnis der Ablenkung einer libidinösen Strebung von ihrem ursprünglichen und ihrer Hinlenkung auf ein „höheres", sozial wertvolles Ziel. Der Trieb also, der in der Sublimierung befriedigt wird, muß sein ursprüngliches Objekt und Ziel aufgegeben haben. Aus dieser ersten Formulierung Freuds hat sich schließlich das Mißverständnis ergeben, daß Sublimierung und Triebbefriedigung überhaupt Gegensätze sind. Betrachten wir aber die Beziehung der Sublimierung zur Libidoökonomie überhaupt, so zeigt uns die alltägliche Erfahrung nicht nur, daß hier keine Gegensätze bestehen, sondern vielmehr, daß der geordnete Libidohaushalt die Voraussetzung gelungener und dauernder Sublimierungen ist. Es kommt nur darauf an, daß diejenigen Triebe, die unsere sozialen Leistungen fundieren, nicht zur direkten Befriedigung kommen, nicht aber, daß die Libido überhaupt nicht befriedigt werde. Die Psychoanalyse der Arbeitsstörungen lehrt, daß die Sublimie-

rungen der prägenitalen Libido um so mehr leiden, je größer die Stauung der Gesamtlibido ist. Sexuelle Phantasien absorbieren die seelischen Interessen, lenken von der Arbeit ab, oder die kulturellen Leistungen werden selbst sexualisiert und geraten so in den Bereich der Verdrängungsarbeit.[1] Die Beobachtung der Sublimierungen des genitalen Charakters zeigt, daß sie durch die orgastische Befriedigung der Libido immer neu angeregt werden, daß durch die Erledigung der sexuellen Spannungen Energien für erhöhte Leistungen frei werden, weil die sexuellen Vorstellungen vorübergehend keine libidinöse Besetzung an sich ziehen. Wir sehen ferner bei gelungenen Analysen, daß die Leistungsfähigkeit erst dann besonders stark wird, wenn der Analysand zur vollen Sexualbefriedigung gelangt. Auch die Haltbarkeit der Sublimierungen ist abhängig von der Regelung des Libidohaushalts; Patienten, die bloß durch Sublimierung ihre Neurose verloren, weisen einen weit labileren Zustand auf und neigen viel leichter zur Rezidive, als die, die nicht nur zur Sublimierung, sondern auch zur direkten Sexualbefriedigung gelangten. So wie die unvollkommene, in erster Linie die rein prägenitale Libidobefriedigung die Sublimierungen stört, so werden diese durch die orgastische Genitalbefriedigung gefördert.

Vergleichen wir nun, zuerst rein deskriptiv, die Sublimierung mit der Reaktionsbildung. An der Erscheinung fällt uns auf, daß die Reaktionsbildung krampfhaft und zwangsartig ist, die Sublimierung hingegen frei strömt. Es ist, als ob hier das Es in Einklang mit Ich und Ichideal direkt mit der Realität in Verbindung stünde, dort hingegen bekommt man den Eindruck, als ob alle Leistungen von einem strengen Über-Ich einem sich

1) „Man sagt zwar, der Kampf mit dem mächtigen Triebe und die dabei erforderliche Betonung aller ethischen und ästhetischen Mächte im Seelenleben ‚stähle' den Charakter, und dies ist für einige besonders günstig organisierte Naturen richtig; zugegeben ist auch, daß die in unserer Zeit so ausgeprägte Differenzierung der individuellen Charaktere erst mit der Sexualeinschränkung möglich geworden ist. Aber in der weitaus größeren Mehrheit der Fälle zehrt der Kampf gegen die Sinnlichkeit die verfügbare Energie des Charakters auf, und dies gerade zu einer Zeit, in welcher der junge Mann all seiner Kräfte bedarf, um sich seinen Anteil und seinen Platz in der Gesellschaft zu erobern. Das Verhältnis zwischen möglicher Sublimierung und notwendiger sexueller Betätigung schwankt natürlich sehr für die einzelnen Individuen und sogar für die verschiedenen Berufsarten. Ein abstinenter Künstler ist kaum recht möglich, ein abstinenter junger Gelehrter gewiß keine Seltenheit. Der letztere kann durch Enthaltsamkeit freie Kräfte für sein Studium gewinnen, beim ersteren wird wahrscheinlich seine künstlerische Leistung durch sein sexuelles Erleben mächtig angeregt werden. Im allgemeinen habe ich nicht den Eindruck gewonnen, daß die sexuelle Abstinenz energische, selbständige Männer der Tat oder originelle Denker, kühne Befreier und Reformer heranbilden helfe, weit häufiger brave Schwächlinge, welche später in der großen Masse eintauchen, die den von starken Individuen gegebenen Impulsen widerstrebend zu folgen pflegt." (Freud, Ges. Schriften, Bd. V, S. 159.)

sträubenden Es aufdiktiert würden. Bei der Sublimierung liegt der Akzent auf dem Effekt der Handlung, wenn auch das Handeln selbst libidinös betont ist; bei der Reaktionsbildung kommt es zunächst auf das Tun selbst an, der Effekt ist ziemlich nebensächlich, und das Handeln ist nicht libidinös betont, sondern negativ bestimmt: Es kann nicht unterlassen werden. Der Sublimierende kann mit seiner Arbeit auch längere Zeit aussetzen, die Ruhe ist ihm ebenso wertvoll wie die Arbeit; beim Aussetzen der reaktiven Leistung aber stellt sich früher oder später eine innere Unruhe ein, die sich bei längerer Dauer zu Irritiertheit, ja Angst steigern kann. Auch der Sublimierende ist gelegentlich irritiert, gespannt, aber nicht, weil er nicht leistet, sondern weil er seine Leistung sozusagen erst gebiert. Der Sublimierende will leisten und freut sich an seiner Arbeit; wer reaktiv arbeitet, muß — nach dem treffenden Ausdruck eines Patienten — „roboten", und hat er eine Arbeit beendet, so muß er sofort eine neue beginnen, weil seine Arbeit eine Flucht vor der Ruhe ist. Gelegentlich kann der Leistungseffekt einer Reaktionsbildung der gleiche sein, wie der einer Sublimierung. Gewöhnlich gelingen aber die reaktiven Leistungen in sozialer Hinsicht weniger als die sublimierten. Jedenfalls würde derselbe Mensch unter den Bedingungen der Sublimierung weit mehr zustande bringen als unter denen der Reaktionsbildung.

Während bei der Sublimierung keine Verkehrung der Triebrichtung vorliegt, der Trieb einfach vom Ich übernommen und nur auf ein anderes Ziel abgelenkt wird, erfolgt bei der Reaktionsbildung eine Verkehrung der Triebrichtung, der Trieb kehrt sich gegen das Selbst, und nur insoweit diese Verkehrung erfolgt, wird er vom Ich übernommen. Aus der Besetzung des Triebes wird bei dieser Verkehrung eine Gegenbesetzung gegen das unbewußte Triebziel. Als Paradigma kann hier der von Freud beschriebene Vorgang beim Ekel gelten. Das ursprüngliche Ziel behält bei der Reaktionsbildung im Unbewußten seine Besetzung. Das ursprüngliche Triebobjekt wurde nicht aufgegeben, sondern bloß verdrängt. Beibehaltung und Verdrängung des Triebzieles und -objektes, Verkehrung der Triebrichtung unter Bildung einer Gegenbesetzung sind die Kennzeichen der Reaktionsbildung; Aufgeben (nicht Verdrängen) und Eintauschen des ursprünglichen Triebzieles und -objektes, gleiche Triebrichtung, keine Gegenbesetzung sind die Kennzeichen der Sublimierung.

Verfolgen wir den Prozeß der Reaktionsbildung weiter. Das wichtigste ökonomische Moment dabei ist die Notwendigkeit einer Gegenbesetzung. Da das ursprüngliche Triebziel beibehalten wurde, strömt ihm unaufhörlich Libido zu, und ebenso unaufhörlich muß das Ich diese Besetzung in Gegenbesetzung verwandeln, aus der analen Libido etwa die Energie der

Ekelreaktion ableiten usw., um den Trieb in Schach zu halten. Die Reaktionsbildung ist kein einmaliger Vorgang, sondern ein ständiger, und wie wir gleich sehen werden, um sich greifender Prozeß.

Bei der Reaktionsbildung ist das Ich ständig mit sich selbst beschäftigt, es ist sein eigener strenger Aufpasser. Bei der Sublimierung hat das Ich seine Energien für die Außenwelt frei. Einfache Reaktionsbildungen, wie etwa der Ekel und die Scham, gehören zur Charakterbildung jedes Menschen. Sie beeinträchtigen die Entwicklung des genitalen Charakters nicht und bleiben in physiologischen Grenzen, weil keine Libidostauung die prägenitalen Strebungen verstärkt. Ging aber die Sexualverdrängung zu weit, betraf sie insbesondere die genitale Libido, so daß eine Stauung der Libido hinzutrat, so erhalten die Reaktionsbildungen zu viel Zustrom an libidinöser Energie und zeigen dann eine Eigenschaft, die dem Kliniker von den Phobien her als phobische Ausbreitung gut bekannt ist.

Als Beispiel sei ein Beamter angeführt, der, wie es sich für einen richtigen Zwangscharakter geziemt, seine Bureauarbeit äußerst gewissenhaft versah, im Laufe der Jahre aber, ohne daß ihn die Arbeit im geringsten freute, sich ihr immer mehr widmete. Als er in die Analyse kam, war es nichts Außergewöhnliches, wenn er bis 12 Uhr nachts, ja gelegentlich bis 3 Uhr früh arbeitete. Die Analyse ergab sehr bald, daß erstens sexuelle Phantasien seine Arbeit störten, er also schon deshalb länger brauchte („Trödeln"), und zweitens, daß er sich keine ruhige Minute, besonders nicht am Abend, gönnen durfte, weil dann die überbesetzten Phantasien um so stärker zum Bewußtsein drängten. In der Nachtarbeit führte er einen Teil der Libido ab, aber der auf solche Weise unerledigbare große Rest der Libido wuchs immer mehr an, bis er sich seine Arbeitsstörung nicht mehr verhehlen konnte.

Das Umsichgreifen der Reaktionsbildungen und reaktiven Leistungen entspricht also einer ständig wachsenden Libidostauung. Wenn schließlich die Reaktionsbildungen nicht mehr ausreichen, um der Libidostauung Herr zu werden, wenn die Dekompensation einsetzt, wenn also mit anderen Worten der Charakter des Ichs in der Aufzehrung der Libido versagt, tritt entweder unverhüllte neurotische Angst auf oder es entstehen neurotische Symptome, die den Überschuß an nicht gebundener Angst erledigen.

Die reaktiven Leistungen werden immer rationalisiert. So redete sich unser Patient auf Überbürdung mit Arbeit aus. Die übertriebene und mechanische Leistung unseres Beamten hatte nicht nur den ökonomischen Sinn einer Entspannung und diente nicht nur als Ablenkung von sexuellen Phantasien, sondern sie hatte auch den Sinn einer Reaktionsbildung gegen seine verdrängten Haßgedanken gegen den Chef (Vater). Die Analyse zeigte, daß das Bestreben des Kranken, dem Chef besonders dienlich zu sein, das Gegenteil seiner unbewußten Absichten darstellte. Man kann solches „Roboten" nicht letzten

Endes als Selbstbestrafung deuten. Die Selbstbestrafung ist nur einer von vielen sinnvollen Inhalten des Symptoms. Im Grunde wollte er sich ja gar nicht strafen, sondern im Gegenteil vor Strafe schützen. Denn die tiefste Ursache der Reaktionsbildung war die Angst vor den Folgen seiner sexuellen Phantasien.

So wie die zwangsneurotische Pflichtarbeit, sind auch andere Reaktionsbildungen nicht imstande, die ganze Stauungsangst zu binden. Denken wir etwa an die Hypermotorik des weiblichen hysterischen Charakters oder an die Hyperagilität und Unruhe des neurotischen Bergsteigers. Beide haben eine mit ungesättigter Libido überladene Muskulatur, beide dringen ständig zum Objekt vor, das hysterische Mädchen unverhüllt, der Bergsteiger symbolisch (Berg = Frau—Mutter). Ihre Motilität baut zwar ein Stück Libido ab, erhöht aber gleichzeitig die Spannung dadurch, daß sie keine Endbefriedigung gewährt; so kommt es, daß das betreffende Mädchen schließlich hysterische Anfälle bekommt, der neurotische Bergsteiger aber immer anstrengendere und gefährlichere Bergtouren unternehmen muß, um seiner Stauung Herr zu werden. Da dem aber eine natürliche Grenze gesteckt ist, bricht schließlich eine Symptomneurose durch, wenn er nicht, wie es so oft vorkommt, in den Bergen verunglückt.

Es empfiehlt sich, die Summe aller Mechanismen, die der Aufzehrung der gestauten Libido und der Bindung der neurotischen Angst in Charakterzügen dienen, die charakterologische Reaktionsbasis zu nennen. Versagt diese in ihrer ökonomischen Funktion wegen zu weitgehender Sexualeinschränkung, so wird sie zur neurotischen Reaktionsbasis, auf deren Beseitigung es dann in der analytischen Behandlung letzten Endes ankommt. Die umsichgreifende Reaktionsbildung ist nur eine der Mechanismen der neurotischen Reaktionsbasis.

Die Exazerbation des neurotischen Charakters mag früher oder später erfolgen; in jedem Falle kann festgestellt werden, daß ein neurotischer Charakter seit der frühen Kindheit, seit der Konfliktzeit des Ödipusalters bestand. Das neurotische Symptom weist gewöhnlich eine qualitative Zugehörigkeit zu seiner neurotischen Reaktionsbasis auf. So steigert sich, um einige Beispiele zu nennen, die zwangsneurotische Überordentlichkeit eines Tages bei entsprechendem Anlaß zum Ordnungszwang, der anale Charakter zur Obstipation, die charakterologische Befangenheit zum krankhaften Erröten, die hysterische Agilität und Koketterie zum hysterischen Anfall, die charakterologische Ambivalenz zur Entschlußunfähigkeit, die Sexualscheu zum Vaginismus, die Aggressivität oder die Übergewissenhaftigkeit zum Mordimpuls.[1]

1) Nicht immer aber entspricht das neurotische Symptom qualitativ seiner Reaktionsbasis. Es kommt vor, daß das Symptom eine Abwehr der überschüssigen

Ein Überblick über die Ergebnisse dieser Untersuchung mahnt uns, die Unterscheidung zwischen dem neurotischen und dem genitalen Charaktertyp so plastisch als möglich zu fassen. Da die Unterscheidung auf einem quantitativen Kriterium beruht (dem Ausmaß der direkten Sexualbefriedigung und der Libidostauung), ergeben sich zwischen den Idealtypen unendlich viele Zwischenglieder realer Charakterformen. Trotzdem scheint eine typologische Untersuchung wegen ihres heuristischen Wertes und der Gesichtspunkte, die sie bei der praktischen Arbeit liefert, nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar geboten. Da diese Arbeit nur einen schwachen Ansatz zu einer genetischen Typenlehre darstellt, muß sie auf den Anspruch verzichten, allen Fragen gerecht zu werden, die sich aus der Problemstellung „Typenlehre" ergeben. Ihre Aufgabe ist vorderhand erfüllt, wenn es ihr gelungen ist, zu überzeugen, daß die einzig legitime Grundlage einer psychoanalytischen Charakterologie die uneingeschränkte und konsequent durchdachte F r e u d sche Libidotheorie ist.

Angst auf höherer oder niederer Libidostufe bedeutet. So kann ein hysterischer Charakter einen Waschzwang, ein Zwangscharakter eine hysterische Angst oder ein Konversionssymptom entwickeln. Es braucht wohl kaum weitschweifig ausgeführt zu werden, daß die realen Fälle unserer Praxis meist Mischformen darstellen, mit Überwiegen der einen oder der anderen Charakterform. Es empfiehlt sich aber, die Diagnose nicht nach den Symptomen, sondern nach dem neurotischen Charakter zu stellen, der den Symptomen zugrunde liegt. So wird man etwa trotz des Konversionssymptoms, um dessentwillen der Kranke uns aufsucht, die Diagnose Zwangsneurose stellen, wenn sein Charakter vorwiegend zwangsneurotische Züge aufweist.

Zur Dynamik der Bewältigung des Übertragungswiderstandes

Von

Richard Sterba

Wien

Neben der Deutung der Inhalte des Unbewußten kommt ein ganz beträchtlicher Anteil der analytischen Arbeit der Deutung und Auflösung der Widerstände zu, da ja die Auflösung der Widerstände die Inhaltsdeutung und damit die Leistung der Rekonstruktion, die von der Analyse gefordert wird, erst ermöglicht. Die Untersuchung der Dynamik der Lösung einer Gruppe von Widerständen, der Übertragungswiderstände, hat sich diese Arbeit zur Aufgabe gemacht. Die Übertragungswiderstände erscheinen deshalb als von besonderer Wichtigkeit, weil sie, im Verlaufe der Kur ständig auftauchend, häufig den Sammelplatz für Widerstände aus anderen Gruppen bilden.

Bevor wir uns der Dynamik der Lösung dieser Widerstände zuwenden, ist es notwendig, sich über die Dynamik der Entwicklung des Übertragungswiderstandes selbst zu informieren. Hören wir zunächst, was Freud über die Genese des Übertragungswiderstandes schreibt:

„Verfolgt man einen pathogenen Komplex von seiner (entweder als Symptom auffälligen oder auch ganz unscheinbaren) Vertretung im Bewußten gegen seine Wurzel im Unbewußten hin, so wird man bald in eine Region kommen, wo der Widerstand sich so deutlich geltend macht, daß der nächste Einfall ihm Rechnung tragen und als Kompromiß zwischen seinen Anforderungen und denen der Forschungsarbeit erscheinen muß. Hier tritt nun nach dem Zeugnisse der Erfahrung die Übertragung ein. Wenn irgend etwas aus dem Komplexstoff (dem Inhalt des Komplexes) sich dazu eignet, auf die Person des Arztes übertragen zu werden, so stellt sich diese Übertragung her, ergibt den nächsten Einfall und kündigt sich durch die Anzeichen eines Widerstandes, etwa durch eine Stockung, an. Wir schließen aus dieser Erfahrung, daß diese Übertragungsidee darum vor allen anderen Einfallsmöglichkeiten zum Bewußtsein durchgedrungen ist, weil sie auch

dem Widerstande Genüge tut. Ein solcher Vorgang wiederholt sich im Verlaufe einer Analyse ungezählte Male. Immer wieder wird, wenn man sich einem pathogenen Komplexe annähert, zuerst der zur Übertragung befähigte Anteil des Komplexes ins Bewußtsein vorgeschoben und mit der größten Hartnäckigkeit verteidigt." (Zur Dynamik der Übertragung, Ges. Schriften, Bd. VI, S. 58.)

Die Entwicklung des Übertragungswiderstandes geschieht nach Freuds Schilderung also so, daß aus dem nahe dem Vorbewußten liegenden Material sich jener Anteil ins Bewußtsein vorschiebt und des Analytikers bemächtigt, der zur Übertragung geeignet ist. Der Analytiker wird zur gehaßten, geliebten oder gefürchteten Person, je nach der Einstellung, die dem Widerstand gegen den Fortgang der Analyse, also der Verhinderung des Auftauchens unbewußten Materiales jeweils günstig ist. Es ist vielleicht für das Verständnis des Folgenden vorteilhaft an einem konkreten Fall zu schildern, wie die Übertragung gerade als Widerstand gegen die Forschungsarbeit der Analyse sich entwickelt. Der Fall, der nach 20 Monaten Analyse symptomfrei und charakterologisch günstig verändert entlassen werden konnte, eignet sich deshalb zur Untersuchung, weil bei ihm ein bestimmter Übertragungswiderstand für eine große Zeitstrecke der Analyse als wichtigstes Hindernis für den Fortgang der Kur eine entscheidende Rolle spielte.

Ein 27jähriger abgebauter Bankbeamter sucht die Analyse wegen folgender Symptome auf: Er leidet an Depressionen, beklagt sich über seine allgemeine Inaktivität, ferner über Kopfschmerzen, die häufig recht quälend sind. Vor allem aber leidet er an einer Eßstörung, die bereits zu einer beträchtlichen Abmagerung geführt hat. Er muß alle Speisen sehr lange kauen, faseriges Fleisch und häutige Früchte oft wieder ausspucken, denn er hat Angst, beim Schlucken zu ersticken. Er hat eine Zeitlang nach Ausbruch der Eßstörung, die $1\frac{1}{4}$ Jahre vor Beginn der Behandlung erfolgt ist, nur von Milch und Schokoladebonbons gelebt. Gleichzeitig besteht eine Sexualstörung im Sinne einer schwereren Ejaculatio praecox. Häufig ist der Patient obstipiert; seit Ausbruch der Neurose quält ihn ein beträchtlicher Pruritus ani. Charakterologisch gehört der Patient in die Gruppe der passiv-femininen Charaktere; er ist sehr devot, sehr folgsam, gegen jedermann unterwürfig und voll Angst, daß er niemanden beleidige. Er ist enorm feig; bisweilen aber, wenn auch nicht häufig, kommt es vor, daß er gerade gegen Personen, die er sehr fürchtet, besonders gegen Vorgesetzte, außer Reichweite Anfälle von blindem Haß entwickelt. In solchen Haß- und Wutanfällen weit hinter dem Rücken des Veranlassers pflegt er aufs unflätigste zu schimpfen, um sich bei nächster Begegnung neuerlich devot gegen den Betreffenden einzustellen.

Die Symptome entwickelten sich allmählich, als der Vater des Patienten

etwa zwei Jahre vor Beginn der Analyse an einer Angina pectoris erkrankte. Sieben Monate vor Beginn der Analyse war der Vater des Patienten gestorben. Seit diesem Ereignis hatten sich seine Symptome sehr verstärkt. Er begann vor allem unter quälenden Gedanken an den Tod zu leiden. Er sah sich selbst im Grabe liegen, er mußte bei jedermann nachrechnen, wie lange der wohl noch zu leben haben werde, u. dgl. m. Die Kopfschmerzen und die allgemeine Depression steigerten sich erheblich. Seit dem Tode des Vaters hatte er sich bereits mehrere Male um bedeutendere Summen gebracht, und die Art, wie er dies zustande gebracht hatte, zeigte deutlich, daß eine Tendenz bestand, das Geld zwanghaft zu verlieren. Das Geld spielte im Seelenleben des Patienten überhaupt eine zentrale Rolle. Sein ganzes Sinnen und Trachten war auf Gewinn und Verdienen gerichtet, seine Phantasien beschäftigten sich fast ausschließlich mit diesem Thema. Um das Geld zentriert sich auch eine im Ausgang der Pubertät wiederholt ausgeführte Symptomhandlung. Sie bestand darin, daß der Patient der Mutter Geld stahl, um es für Bordellbesuche zu verwenden. Das Geld aber hatte die Mutter heimlich dem Vater entwendet, da dieser aus Geiz zu wenig Geld für die Bestreitung des Haushaltes geben wollte. Diese symbolische Handlung der Geldentwendung stellte sich bald ins Zentrum der analytischen Situation.

Von der Entwicklung der Übertragungssituation und des von ihr ausgehenden Widerstandes ist folgendes zu berichten: Der Patient zeigte mit Beginn der Analyse mir gegenüber die gleiche servile und devote Haltung wie überall.[1] Er war außerordentlich bestrebt, der analytischen Grundregel genau Folge zu leisten. Aber nach wenigen Wochen schon stellten sich bei ihm Gedanken ein, deren Auftauchen ihm äußerst peinlich war und die er ängstlich bemüht war, von sich abzuwehren, weil sie als Sticheleien und Feindseligkeiten gegen den Analytiker hätten betrachtet werden können. Wenn er zum Beispiel meinen Hut im Vorzimmer hängen sah, dachte er unwillkürlich: „No, der gefällt mir nicht", erschrak aber sehr über diesen Gedanken, da doch der Hut mein Eigentum sei und er doch etwas Böses im Zusammenhang mit mir nicht denken dürfe. Derartige Einfälle traten anfangs selten, später zunehmend auf; gleichzeitig bekam der Patient Angst vor solchen Einfällen und vor der Analyse, resp. vor dem Analytiker. Diese

1) Es ist oft charakteristisch, wie Patienten die Tatsache des In-Analyse-Seins bezeichnen. So sagte der Patient immer, wenn von seiner Analyse die Rede war: Ich lasse mir die Analyse machen, damit oder weil . . . Diese Bezeichnung stand in grellem Gegensatz dazu, wie eine ebenfalls zu jener Zeit bei mir in Behandlung stehende Patientin mit stark viriler und narzißtischer Haltung diese Tatsache bezeichnete. Wenn sie von ihrer Analyse sprach, so gebrauchte sie regelmäßig die Worte: Ich mache die Analyse, weil oder damit . . .

Angst wurde allmählich so mächtig, daß sie seine Einfälle im weiteren drosselte und den Fortgang der Analyse für lange Zeit aufhielt, da sie sich zu einem Denkverbot auswuchs. Einfälle, die sich auf meine Person und meine Umgebung bezogen, wurden auf das ängstlichste vermieden; wenn der Patient z. B. im Wartezimmer saß, wagte er es nicht, sich umzusehen, da er fürchtete, es könnte ihm irgend etwas im Zimmer unangenehm auffallen und es könnte sich ein feindseliger Gedanke gegen mich daran anschließen. Eingeleitet wurde diese Phase der Analyse durch einen Traum, *in dem der Patient von der Polizei einer Gelddefraudation wegen gesucht wird und in große Angst gerät.* Dieser Traum war als ein Übertragungstraum zu deuten, der Analytiker war dabei durch die Polizei ersetzt worden. Es erwies sich auch nach kurzer Zeit, daß es sich bei dieser Angstentwicklung um eine Übertragung vom Vater her handelte.

Die Angst machte den freien Gebrauch der Grundregel unmöglich, da sie die Einfälle hemmte, die sich gegen meine Person richteten. Sie verhinderte damit aber das Bewußtwerden einer der mächtigsten und auf die Symptomatik des Patienten einflußreichsten Strebungen seines Seelenlebens, nämlich des Hasses gegen den Vater. Es ist hier deutlich, wie die Übertragung im Dienste des Widerstandes steht, offensichtlich im Dienste des Verdrängungswiderstandes und des Widerstandes, ausgehend vom unbewußten Schuldgefühl und vom Wiederholungszwang. Die Angst vor dem Vater stand aber gleichzeitig im Zentrum seiner Neurose. So stand z. B. das orale Symptom der Erstickungsangst beim Essen in inniger Beziehung zur Angst vor dem Vater, denn in diesem Symptom erlebte der Patient eine Identifizierung mit dem Vater als Strafe für die Todeswünsche, die er gegen den Vater richtete. Die tödliche Erkrankung des Vaters war, wie bereits berichtet, eine Angina pectoris mit Erstickungsanfällen, besonders während des Essens, gewesen. In tieferer Schichte freilich erwies sich das Symptom als der Ausdruck der Abwehr einer libidinösen Einstellung zum Vater auf Grund einer masochistisch-passiven Identifizierung mit der Mutter. Die Analyse des libidinösen Anteiles dieses Symptoms führte auf eine Kindheitsbeobachtung aus dem vierten Lebensjahr. Der Vater pflegte die Gänse, die von der Familie gehalten wurden, eigenhändig zu stopfen. Der kleine Junge war nun einmal dabei, wie eine Gans bei dieser grausamen Prozedur unter den Händen des Vaters erstickte. Im Symptom der Erstickungsangst beim Essen festerer Speisen wird die auf die orale Zone verschobene Kastrationsangst als Folge der passiv-femininen Einstellung in der Identifizierung mit der erstickenden Gans = Mutter deutlich. Es soll aber hier auf die libidinöse Beziehung zum Vater nur soweit eingegangen werden, als es zur Vermeidung einer fehlerhaft einseitigen Darstellung

notwendig ist; im großen und ganzen soll sie der Klarheit des Gedankenganges, den die Arbeit entwickelt, zuliebe ausgeschaltet werden.

Es wurde also die zentrale neurotische Reaktion des Patienten, die Angst, gleich im Beginne der Analyse in Beziehung zum Analytiker gebracht. Die Folge dieser Angstentwicklung, die den Analytiker in der Übertragung vom Vater her zum Objekt wählte, war die Verhinderung des Eingeständnisses gerade jener seelischen Regungen, als deren Konsequenz die Angst ursprünglich entwickelt wurde. Wie so häufig, muß auch hier der Erfolg eines seelischen Geschehens als dessen Motiv betrachtet werden. Es wird dann deutlich, daß die Angst vor dem Analytiker in der Übertragung vom Vater zum Zwecke des Widerstandes entwickelt wurde. Wir finden übrigens eine ganz ähnliche Wiederbelebung einer infantilen Angst in der Übertragung, wie in unserem Falle, bei Freud in der „Geschichte einer infantilen Neurose" beschrieben. Dort heißt es: „Das erste der ‚passagèren Symptome'. welches der Patient in der Behandlung produzierte, ging noch auf die Wolfsphobie und auf das Märchen von den sieben Geißlein zurück. In dem Zimmer, wo die ersten Sitzungen abgehalten wurden, befand sich eine große Wandkastenuhr gegenüber vom Patienten, der, abgewandt von mir, auf einem Diwan lag. Es fiel mir auf, daß er von Zeit zu Zeit das Gesicht zu mir kehrte, mich sehr freundlich, wie begütigend ansah und dann den Blick von mir zur Uhr wendete. Ich meinte damals, er gebe so ein Zeichen seiner Sehnsucht nach Beendigung der Stunde. Lange Zeit später erinnerte mich der Patient an dieses Gebärdenspiel und gab mir dessen Erklärung, indem er daran erinnerte, daß das jüngste der sieben Geißlein ein Versteck im Kasten der Wanduhr fände, während die sechs Geschwister vom Wolf gefressen würden. Er wollte also damals sagen: Sei gut mit mir. Muß ich mich vor dir fürchten? Soll ich mich wie das jüngste Geißlein im Wandkasten vor dir verstecken?"[1] — Die „lange Zeit später" erfolgende Ersetzung des Agierens in der Analyse durch die Rekonstruktion und Erinnerung der Infantilgeschichte weist auch dort, obwohl von Freud nicht direkt ausgesprochen, auf den Widerstandscharakter der Übertragungssituation hin. Wir wissen aus der Dauer der Analyse des Wolfsmannes und aus dem Nachtrag, den R. Mack Brunswick zu ihr geliefert hat, daß die Widerstände dieses Patienten ganz besonders große waren und schließlich nur einem Gewaltakt, der Terminsetzung, weichen wollten. Aus der Ubiquität der Kastrationsangst und aus dem Reichtum ihrer Verarbeitung in neurotischen Symptomen ergibt sich, daß so überaus häufig gerade die Kastrationsangst im Übertragungswiderstande eine Rolle spielt.

1) Ges. Schr., Bd. VIII, S. 477 f.

Jede infantile Einstellung, der das Ich notwendigerweise abwehrend gegenübersteht, wird zum Zwecke des Widerstandes in der Übertragung auftauchen können. So vor allem die Liebesstrebung des positiven oder negativen Ödipuskomplexes, die sadistische Aggression, die prägenitalen Triebeinstellungen usf. Aus dem Widerstandscharakter der Übertragung in der Analyse ergibt sich nun typischerweise folgendes: Der Patient reproduziert im Erleben, um der Erinnerung zu entgehen. Die Reproduktion des Erlebens führt zur Abwehr von seiten des Ichs, die sich notwendigerweise gegen die Analyse richtet, da der Analytiker in der Übertragung als das Objekt der vom Ich abgewehrten seelischen Strebung erscheint. Die Übertragung steht so im Dienste der Verdrängung, deren Behebung sich die Analyse zur Aufgabe gemacht hat. Wenn der Patient in unserem Falle den Analytiker zur Vaterimago werden läßt, vielleicht ist es deutlicher, zu sagen: als seinen Vater erlebt, so richtet sich dieses Erleben gegen das Auftauchen — Erinnern — jener, die Abwehr des Ichs fordernden seelischen Strebungen, die den Vater zum Objekt haben. Wenn es in der Arbeit Freuds „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten", heißt: „Je größer der Widerstand ist, desto ausgiebiger wird das Erinnern durch das Agieren (Wiederholen) ersetzt sein", so entspricht dies notwendig der Genese des Übertragungswiderstandes. Mit dem Agieren in der Analyse wird der welcher Quelle immer entstammende Widerstand zum Übertragungswiderstand.

Dem Analytiker fällt nun die Aufgabe zu, diesen Übertragungswiderstand, der dem Fortgang der Analyse hinderlich ist, zu überwinden. Er befindet sich dabei in einer schwierigen Situation. Denn gerade an ihm geschieht ja das Erleben, das die Erinnerung, die er als Analytiker fordert, verhindern soll. So steht er gewissermaßen einem *circulus vitiosus* gegenüber, den er zu unterbrechen hat. Das Mittel, das ihm für diese Unterbrechung zu Gebote steht, ist die Deutung des Widerstandes. Zunächst über die Handhaben dieser Deutung. Sie werden dargestellt durch das in der Analyse agierte Erlebnismaterial. Der Deutung des Widerstandes muß also notwendigerweise ein Verstehen des Agierens vorausgehen. Der Umstand, daß das durch den Übertragungswiderstand bedingte, agierte Erleben in der Analyse das Material enthält, dessen Erinnerung der Widerstand gilt, ergibt die Möglichkeit, das für die Deutung notwendige Verständnis des Widerstandes zu gewinnen. In der Art der Äußerung der agierten seelischen Strebung, in ihrer zeitlichen Verbindung mit gewissen Nebenumständen, in der Parallelführung jetziger mit infantilen, vom Patienten gewissermaßen noch harmlos berichteten Situationen liegen dem Analytiker Erkennungsmöglichkeiten offen. Häufig sind es die sogenannten Über-

tragungsträume, die Klarheit darüber verschaffen, an welchem infantilen Objekt und was in der Analyse zum Zwecke des Widerstandes wiederholt wird.

In unserem Falle ergab sich das Verständnis des Übertragungswiderstandes sehr bald. Die in der vierten Analysenstunde berichtete Symptomhandlung in der Pubertät, welche darin bestand, daß der Patient auf dem Wege über die Mutter dem Vater Geld entwendete, um es zu Bordellbesuchen zu verwenden, und der wenige Wochen später auftretende Traum von der Polizei, die ihn einer Defraudation wegen suche, ließen die Übertragungssituation und die Abwehr, zu deren Zweck sie hergestellt wurde, sofort verstehen. Dies um so mehr, als der Haß, mit dem der Patient dem Großkapital gegenüberstand, sich auch auf die Polizei erstreckte, deren Verbindung mit dem Kapital zu dessen Schutz den Patienten wiederholt empört hatte. Abgewehrt wurde die Aufdeckung der feindseligen Regungen und der Kastrationswünsche gegenüber dem Vater. Die Abwehr erfolgte unter der Form der Angst. Denn in der Folge des Traumes von der Gelddefraudation trat bei dem Patienten die Angst auf, es könnte ihm etwas Feindseliges gegen mich einfallen. Er ertappte sich auch in dieser Zeit wiederholt bei dem Gedanken, er könnte bei einem ihm befreundeten Großkaufmann, der ihn sehr unterstützte, Waren entwenden. Er erschrak über solche Gedanken heftig, weil es ihm äußerst peinlich war, daß er sie in der Analyse werde mitteilen müssen. Er hatte mich in verschiedenen Träumen wiederholt mit jenem Großkaufmann identifiziert.

Bald nachdem diese Zusammenhänge erkannt waren, wurde dem Patienten eine Deutung seines Übertragungswiderstandes gegeben. Sie bestand darin, daß dem Patienten an Hand des Materiales erklärt wurde, daß er sich doch gegen den Analytiker so verhalte wie gegen den Vater, und daß dies von ihm geschehe, um die Kur an ihrem Fortgang zu hindern. Es wurde ihm klar zu machen versucht, daß er die Feindseligkeit gegen den Vater, von der ihm einiges wenige bewußt war, doch gerade dann nicht werde mitteilen können, wenn er sich so verhalte, als ob der Analytiker sein Vater sei und er daher unbewußte Feindseligkeit und konsekutive Angst wie früher dem Vater nun dem Analytiker gegenüber entwickle. Er wurde dabei darauf aufmerksam gemacht, daß die Angst vor bösen Einfällen gegen den Analytiker eine Folge der Bereitschaft zu solchen Einfällen und eigentlich der Beweis einer inneren unbewußten Feindseligkeit sei. — Wir wollen uns zunächst fragen, welches denn der Sinn einer solchen Deutung der Übertragungssituation ist und welchen Effekt man sich von ihr verspricht. Durch die Deutung der Übertragungssituation und des aus ihr entspringenden Widerstandes versucht der Analytiker das Ich des Patienten

als das Kontrollorgan der Realität der in der Übertragungssituation wiederholten triebhaften Aktion gegenüberzustellen. Das Ich des Patienten steht in der Übertragung unter der Einwirkung der triebhaften Strebungen des Es, auf die es in unserem Falle mit Angst reagiert. Der Analytiker kommt dem durch die triebhaften Es-Strebungen bedrängten Ich des Patienten zu Hilfe, indem er ihm die Möglichkeit zu einer Identifizierung bietet, die der Realitätsprüfung des Ich Genüge leistet. Diese Identifizierung der realitätsgerechten Anteile des Ich des Patienten mit dem Analytiker wird ermöglicht durch die unentwegte, affektreaktionsfreie Betrachtung und Erklärung der psychologischen Situation von seiten des Analytikers, die wir eben als Deutung bezeichnen. Die Aufforderung zur Identifizierung geht vom Analytiker selbst aus. Er spricht schon im Beginne der Behandlung von „gemeinsamer Arbeit", die im Verlaufe der Kur zu leisten sein wird; vom Analytiker häufig gebrauchte Redewendungen, wie: „Wir wollen uns doch einmal zusammen anschauen, was Sie da eigentlich gedacht-geträumt-getan haben" enthalten eine solche Aufforderung zur Identifizierung an das Ich des Patienten, ja in jedem „wir", das der Analytiker auf den Patienten und sich anwendet, ist sie enthalten. Diese Identifizierung mit dem Analytiker wird, wie bekannt, getragen *1)* vom Genesungswunsch des Patienten, *2)* von der positiven Übertragung. Diese trägt den stärksten Anteil; allerdings sind gerade unbewußte Anteile dieses libidinösen Faktors befähigt, die Kur empfindlich zu stören. In unserem Falle trägt der Glaube an die Autorität des Vaters viel zur Identifizierungsbereitschaft bei; die unbewußte passiv-feminine Einstellung mit der ihr zukommenden Kastrationsgefahr andrerseits aber erhöht die Angstentwicklung; hier wirken also Anteile der positiven Übertragung im Sinne des Übertragungswiderstandes. Als auf ein *3)* stützt sich schließlich die Identifizierung auf die narzißtische Befriedigung des Miterlebens der intellektuellen Erkenntnisleistung in der Analyse.

Der Analytiker ist also mit Hilfe der Deutung bemüht, Anteile des Ichs des Patienten, und zwar solche, von denen die Realitätsprüfung ausgeht, zu entzweien mit solchen, die die Exekutoren der unbewußten triebhaften Wünsche sind oder von der Unterdrückung dieser Wünsche in Anspruch genommen sind, in unserem Falle also die Angstreaktion liefern. Er drängt durch die Deutung das agierende Erleben gewissermaßen von den realitätsgerechten Anteilen des Ichs zurück, er dämpft das Mitschwingen der infantilen Wiederholung in der aktuellen Situation ab. Die Dynamik dafür liefert ihm die oben beschriebene Identifizierung des Patienten mit dem Analytiker. Die Deutung versucht also eine wenn auch nur passagère Ichstärkung gegenüber der triebhaften Aktion zu erzielen. Die Möglichkeit

und Fähigkeit zu der für die Wirksamkeit der Deutung notwendigen Identifizierung ist eine Voraussetzung bei analysefähigen Patienten, worauf in der analytischen Literatur schon wiederholt hingewiesen wurde.

Wir wissen aus der Erfahrung, daß der Prozeß der Abdrängung der vom Unbewußten in Anspruch genommenen Anteile des Ichs von den realitätsprüfenden und -gerechten Anteilen nicht auf eine erste Deutung gelingt, sondern daß die Deutung wiederholt werden muß. Sie kann dabei durch inzwischen aufgetauchtes Material in ihrer Beweiskraft gestärkt sein, also auf eine Vertiefung der Identifizierung durch stärkere Stützung von der intellektuellen Seite her rechnen. Oder sie kann in eine Phase stärkerer Zuneigung des Patienten fallen, also durch eine libidinöse Verstärkung der Identifizierungsbereitschaft wirksamer werden. Wir wissen, daß auch dann oft die Isolierung des Ich von der triebhaften Aktion anfangs nur auf kurze Zeit, auf eine Analysenstunde, ja oft nur auf eine kurze Zeitspanne innerhalb einer Analysenstunde sich beschränkt und die triebhafte Aktion sofort wieder ihre Rechte auf das Ich geltend macht. In diesen kurzen Phasen aber, in denen aus der Identifizierung mit dem Analytiker das Agieren unterbrochen wird, gelingt es, dieser kurzdauernden dynamischen Wirkung ein Stück topische Änderung beizugesellen: zum vorher agierten Material wird ein Stück erinnert. Mit der topischen Änderung aber ist aus der passagèren Ichstärkung durch Identifizierung bereits eine Ichstärkung durch Erweiterung des Machtbereiches des Ichs über bisher unzugänglich gewesene Anteile des Unbewußten geworden. Über das ökonomische Problem der Deutung des Übertragungswiderstandes wird später noch einiges zu sagen sein.

Bei unserem Patienten war das Verständnis für die Übertragungssituation anfänglich kein großes. Sein Ich war sichtlich allzusehr mit der Triebabwehr und der Angstproduktion beschäftigt. Ja, im Gegenteil erhöhte die Deutung, so vorsichtig sie gegeben worden war, anfangs die Angstbereitschaft und vor allem die servile und demütige Haltung. Aber schon nach kurzer Zeit gelang es, dem Patienten die Parallele zwischen gefürchtetem Vater und Analytiker deutlich zu machen. Er begann sich an die Angst zu erinnern, die er vor dem Vater empfunden hatte, und die zum großen Teil bei ihm in Vergessenheit geraten war. Zunächst erinnerte er sich an die Angst, die sich bei ihm unmittelbar nach dem Tode des Vaters eingestellt hatte. Er hatte es schon vermieden, zum Begräbnis des Vaters, der im Ausland gestorben war, zurecht zu kommen, obwohl es ihm möglich gewesen wäre, da er ja um den baldigen Tod des Vaters gewußt hatte und ständig zur Heimreise hätte vorbereitet sein können. Er erinnerte sich ferner an die erste Nacht, die er nach dem Tode des Vaters zu Hause

zubrachte, und wie es ihm vor Angst nicht möglich gewesen war, allein in einem Zimmer zu schlafen. Schließlich berichtete er von einem entsetzlichen Angstanfall, den er erlebte, als er die Hose, die der Vater zuletzt getragen hatte, bei der Durchsicht der Kleider des Vaters in die Hand bekam. Er warf die Hose mit Entsetzen von sich in eine Zimmerecke und war durch 24 Stunden nicht mehr imstande, das Zimmer zu betreten. Er berichtete auch von einer seltsamen Begebenheit in seiner Pubertät. Er hatte vom fünfzehnten Lebensjahr an onaniert, oft bewußt mit Phantasien, die der Mutter galten. Als er siebzehn Jahre alt war, bekam er eines Tages Kopfschmerzen, als er am Abend im Bette lag; er onanierte, um sie loszuwerden, die Kopfschmerzen aber wurden danach ärger, er fühlte sich elend, schwindlig und benommen. Es handelte sich wohl damals um die Initialsymptome eines akuten Infekts, es trat in der Nacht Fieber auf, der Arzt wurde gerufen und erklärte die Erkrankung für eine Grippe. Der Vater regte sich über die Erkrankung des Sohnes, den er sehr liebte, sehr auf und bekam am nächsten Tag einen nicht näher erklärten Anfall von Bewußtlosigkeit mit Krämpfen und Schaum vor dem Munde. Dieser Anfall war der erste einer kurzen Reihe von Anfällen, die vom Arzt als epileptische diagnostiziert und auf zerebrale Arteriosklerose bezogen wurden. Der Patient hatte seine eigene damalige Erkrankung von vorneherein auf die Onanie bezogen und Angst gehabt, der Arzt werde bei der Untersuchung die Onanie als Ursache seiner Erkrankung entdecken. Im Anschluß an die Anfälle des Vaters entwickelte er heftige Angst und ein ganz schweres Schuldgefühl, denn er bezog unbewußt die Anfälle des Vaters auf seine eigene Onanie, durch die er selbst erkrankt sei und die damit die Aufregung des Vaters verursacht hatten. Er schränkte im weiteren die Onanie sehr ein, auch die Gelddiebstähle sistierten von da an. Die mehrere Jahre später auftretenden Anfälle von Angina pectoris des Vaters wurden unbewußt mit den epileptiformen gleichgesetzt, der Tod des Vaters wurde damit auf die eigene Onanie bezogen. Nach Auftreten der Angina-pectoris-Anfälle des Vaters stellte er die Onanie ganz ein. Es traten die ersten Symptome auf, Depression, Erstickungsangst beim Essen, Obstipation und Pruritus ani.

Der Patient betrachtete bewußt alle Symptome als Folgen seiner Onanie und hatte damit nicht so unrecht. Der zeitliche Zusammenhang zwischen Onanie und ersten epileptiformen Anfällen des Vaters wurde als Ausdruck einer magischen Wirkung betrachtet. Die Permanenz der Todeswünsche ließ die epileptiformen und stenokardischen Anfälle einander gleichsetzen. Es war also ein Schritt zur Bewußtmachung des Unbewußten durch die wiederholte Deutung des Übertragungswiderstandes geschehen, dem Patienten kam

die Angst vor dem Vater zum Bewußtsein. Er verlor darum die vor dem Analytiker nicht, aber der Prozeß der Bewältigung dieser Angst war dadurch eingeleitet, daß durch die Deutung ein Teil des agierten Materiales in Erinnerung übergeführt worden war und das ursprüngliche Angstobjekt dadurch deutlich als solches erkannt wurde. Gleichzeitig mit dem Bewußtwerden der Angst vor dem Vater verstärkte der Patient allmählich seinen Haß, aber nicht gegen den Analytiker, demgegenüber seine Unterwürfigkeit eher zunahm, sondern gegenüber dem Großkapital und gegenüber den Angehörigen der Rasse, der der Analytiker angehört und der der Patient, selbst einer anderen Rasse und Religion angehörig, seit jeher feindselig und doch ängstlich gegenüberstand. Es wurde nicht schwer, dem Patienten zu zeigen, daß er seinen Haß vom Analytiker weg teils auf das Großkapital verschoben, teils in seinem Rassenhaß untergebracht habe. Nachdem er eines Tages wieder wütend gegen das Großkapital losgezogen war und in seiner Wut dabei die Meinung geäußert hatte, es werde nicht besser werden, bevor man nicht zweihundert Generaldirektoren aufgehängt habe, träumte er folgendes: *Der Analytiker steht an einem Schreibtisch; er fertigt in tschechischer Sprache einen Patienten nach dem andern ab und bekommt viel Geld dafür.* — Den Schreibtisch mußte er als den seines ehemaligen Generaldirektors agnoszieren; die tschechische Nation war ihm seit jeher verhaßt, mein Name aber klingt ans Tschechische an. Der Kapitalist ist ihm aber gleichzeitig der Vertreter des Vaters; der Vater hatte ja das Geld, das der Patient entwenden mußte, um zu Prostituierten — zur Mutter — zu gehen. Das Geld hatte hier typischerweise die Bedeutung des Gliedes = Potenz des Vaters. Ein aus viel späterer Zeit der Analyse stammender Traum bestätigte die schon damals erkennbare symbolische Bedeutung von Geld und Ware in eklatanter Weise. Nach einem in dieser späteren Zeit bereits offen und direkt gegen den Analytiker erfolgten Haßausbruch mit derber Beschimpfung träumte der Patient, ein Polizeioffizier fahre ihn hart an; am nächsten Tag gehe er an den gleichen Ort, um Ware abzuliefern; wie er die Ware aus seinem Musterkoffer übergibt, sind es lauter männliche Geschlechtsglieder. In diesem Traum wird die Gleichsetzung von Geld-Ware-Glied überaus deutlich. Dieser Traum enthält gleichzeitig eine Darstellung der Entwicklung seines passiv-femininen Charakters. — Die unterwürfige Haltung, die den Patienten befähigte, jede direkte Manifestation des Hasses auszuschalten, war dem Patienten wohl auch deshalb möglich, weil sie von der in tieferer Schichte liegenden passiv-femininen Hingabe an den Vater libidinösen Zuschuß erhielt.

Gegenüber dem Traum, in dem der Patient von der Polizei einer Gelddefraudation wegen gesucht wird, zeigt der Traum, in dem der Analytiker am Schreibtisch steht und viel Geld einnimmt, einen deutlichen Fortschritt

von der ursprünglichen Angstentwicklung zu Ansätzen einer Manifestation des Hasses, vorläufig allerdings nur in Träumen. Viel deutlicher gibt sich die innere Wandlung unter dem Einfluß der Deutung kund in einer Symptomhandlung, die im sechsten Monate der Analyse vorfiel und die eine Fülle Materiales in der Übertragung agierte.

Der Patient wurde eines Tages, als er von der Analyse fortging, in der Gasse, in der ich wohne, von jemandem angesprochen und aufgefordert, er möge Strümpfe von ihm kaufen, die er zu besonders billigen Preisen abgeben könne. Der Patient vermutete sofort, es sei gestohlenes Gut, ging aber trotzdem oder gerade deswegen mit dem, der es anbot, unter ein Haustor und kaufte ihm sechs Paar Strümpfe ab. Sofort danach stellte sich die Angst ein, ich könnte vom Fenster aus zugesehen haben. In seinem Unbewußten wurde Diebstahl und Hehlerei gleichgesetzt, die Nähe meines Hauses und der Zeitpunkt (nach der Stunde) ließen die Tat als an mir geschehen erscheinen. Die Strümpfe hatte er für seine Geliebte bestimmt. Am gleichen Tage noch vollzog er als Selbstbestrafung an sich eine Art symbolischer Kastration. Zunächst entdeckte er bald nach dem Kauf, daß er statt sechs Paar nur drei Paar Strümpfe bekommen habe; daß sie außerdem aus minderwertigem Material waren. Bald danach zerbrach er einen ihm gehörigen wertvollen Gegenstand. Er vermied es in der Folge wochenlang, durch die Gasse zu gehen, in der die Tat geschehen war, — meine Wohnung ist auch von einer anderen Straße aus zugänglich, — denn er befürchtete, die Polizei könnte ihn beobachtet haben, ihm auflauern und der Hehlerei wegen verhaften. Es ist hier deutlich, wie die Symptomhandlung der Pubertät, die symbolische Kastration am Vater, in entstellter Form und unter konsekutiver Angstentwicklung und Selbstbestrafung am Analytiker ausgeführt wird. — Auf die weiteren Ergebnisse der Analyse, die die Angst typischerweise letzten Endes als Kastrationsangst erkennen ließen, wie sie der Reaktion auf die infantile Onanie entsprach, soll hier nicht weiter eingegangen werden, da es in diesem Aufsatz ja nur auf die ausschnitthafte Darstellung einer typischen Übertragungssituation mit dem zugehörigen Widerstand und die Klarlegung der Dynamik der Bewältigung dieses Übertragungswiderstandes ankommt.

Der Fortschritt von Angstentwicklung zu agierter Manifestation von Haß und Kastrationswunsch im Verlaufe der Analyse entspricht einem Angstabbau, der der Wirkung von zwei Momenten zuzuschreiben ist. Erstens der Deutung der Angst in der Analyse als einer Übertragung vom Vater her zum Zwecke des Widerstandes. Das Bewußtwerden der Angst vor dem Vater und die damit verbundene Ichbereicherung ermöglichten einen Angstabbau aus der Einsicht der Differenz zwischen aktuellen und infantilen Bedingungen.

Es war aber wohl auch gleichzeitig als zweites Moment der Mangel jeglicher Affektreaktion von seiten des Analytikers bei diesem Angstabbau maßgebend. Wir haben oben erwähnt, daß nach der ersten Deutung sich die Angst und Unterwürfigkeit des Patienten verstärkte. Diese Verstärkung ist zu beziehen auf die Erwartung, daß von seiten des Analytikers auf die Aufdeckung des Hasses, den der Patient gegen ihn in sich trug, eine Reaktion erfolgen werde. Als diese ausblieb und auch die Verstärkung seines Hasses gegen das Großkapital und die Aufdeckung der Tatsache, daß auch dieser Haß dem Analytiker gelte und nur verschoben worden sei, keinerlei Zurückweisung, Entzug des Interesses an der psychologischen Situation usw. zur Folge hatte und die ruhige Betrachtung und Erklärung stets die gleiche blieb, gelang es dem Patienten, einen Teil seiner Angst als überflüssig zu erkennen, und nun konnte die Deutung der Übertragungssituation dahin wirken, daß auch infantiles Material zum vorher agierten, unterdrückten und verschobenen Haß erinnert wurde. Gerade die Affektreaktionsfreiheit im Verhalten des Analytikers machte es dem Ich des Patienten leichter möglich, die Übertragungssituation in der Identifizierung mit dem Analytiker realitätsgerecht zu betrachten, weil sie so deutlich darauf hinwies, daß die Feindseligkeit des Patienten vom Analytiker als nicht real, sondern infantil bedingt beurteilt wurde. Wir wissen aber anderseits, daß gerade dieser Affektreaktionsmangel von seiten des Analytikers zu schweren Übertragungswiderständen Gelegenheit gibt. Er dient nämlich ausgezeichnet zur Etablierung einer kontinuierlichen Enttäuschungsreaktion von seiten des Patienten. Wenn eine derartige Enttäuschung in der Kindheit des Patienten stattgefunden hat, dann wird sie häufig am Analytiker zum Zwecke des Widerstandes wiederholt und kann nur durch die Deutung des Widerstandscharakters dieser Wiederholung auf dem Wege über die Ichstärkung durch Identifizierung mit dem Analytiker überwunden werden.

Die lange Zeitstrecke, während deren die Deutung des Übertragungswiderstandes immer wieder vorgenommen werden muß, ehe ihr die topische Veränderung und damit eine dauernde Ichbereicherung nachfolgt, verlangt eine Klarlegung der Quantitäten der Wirkung dieser Deutung, also eine ökonomische Betrachtung, die die vorliegende Untersuchung zu einer metapsychologischen ergänzt. Die quantitative Betrachtung der Überwindung der Widerstände wurde von Freud in der Arbeit „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten" vorgenommen (Ges. Schriften, Band VI, S. 118 ff). Dort spricht Freud vom geringen Wirkungsgrad der einmaligen Widerstandsdeutung und von der Notwendigkeit ihrer Wiederholung auf eine längere Zeitstrecke. Er spricht dabei vom „Durcharbeiten" der Widerstände und vergleicht es mit dem „Abreagieren von Affektbeträgen"; er fügt hier also eine

ökonomische Größe (Affektbetrag) in den Vergleich ein. Ebenso ist der Effekt der einzelnen Deutungen des Übertragungswiderstandes ein geringer; wir haben ja bereits erwähnt, daß das Aufmerksammachen auf den Wiederholungscharakter und die Aufforderung zum gemeinsamen Überschauen des Agierens in der Analyse mit nur äußerst geringer Wirkungsquantität der mächtigen Widerstandsmasse gegenübersteht und daß diese Wirkung oft nur eine augenblickshafte ist. Man kann sich der Quantität der Wirkung einer Einzeldeutung die Quantität des Übertragungswiderstandes gegenüberstehend denken und dann nach dem Energieprinzip der Physik folgende Formel zur Anwendung bringen: $A = p.s$ (Arbeit = Kraft × Weg). Diese Formel sagt uns, daß die Arbeit A der Bewältigung des Widerstandes bei kleiner Deutungswirkung p nur geleistet werden kann, wenn die Zeitstrecke s entsprechend groß ist; daß also die dem „Durcharbeiten" des Übertragungswiderstandes zukommende Zeitstrecke eine lange wird sein müssen.

Es bleibt uns noch übrig, die Quantität des Übertragungswiderstandes selbst einer Untersuchung zu unterziehen. Die Größe des Übertragungswiderstandes ist zum großen Teil abhängig von der Quantität der übrigen Widerstände. Denn wir wissen, daß die Widerstände die Tendenz haben, sich dort zu summieren, wo für das Widerstreben gegen die Analyse sich eine günstige Position ergibt.[1] Meist wird als diese günstige Position die Übertragung gewählt; an unserem Fall z. B. zeigt sich, daß im Übertragungswiderstand der Widerstand aus Wiederholungszwang, der aus unbewußtem Schuldgefühl und der Verdrängungswiderstand quantitativ beträchtlich beteiligt sind. Freud spricht direkt von „Verwandlung" der Widerstände in negative, feindselige Übertragungen (Ges. Schr., Bd. VII, S. 471). Auf Grund dieser Verwandlung wird ja die Überwindung des Übertragungswiderstandes so häufig zur Hauptaufgabe der therapeutischen Bemühung. Bei unserem Patienten ergab sich in der Analyse, daß die Angstentwicklung in der Übertragung letzten Endes der Kastrationsangst entsprach, wie sie als Reaktion auf die infantile Onanie mit ihrer Inzeststrebung der Mutter gegenüber und ihrem Haß und Kastrationswunsch gegen den Vater in der Kindheit sich entwickelt hatte. Es wurde also in der Analyse die gleiche Kastrationsangst mobilisiert, die die Verdrängung der infantilen Onanie besorgt hatte. Die infantile Onanie war gewissermaßen die letzte Determinante für die Angstentwicklung in der Analyse. Wenn der aus dieser Angsteinstellung sich entwickelnde Widerstand jedoch durch die Addition anderer Widerstände vergrößert wird, so kann die Größe des genuinen infantilen Angsterlebnisses nicht mehr maßgebend sein für die Größe des endlichen Widerstandes in

1) S. die Arbeit des Verfassers „Über latente negative Übertragung", Int. Zeitschr. f. PsA., Bd. XIII, 1927.

der Analyse. Denn das Angsterlebnis aus der infantilen Onanie wird seiner besonderen Eignung wegen gewissermaßen zum Kristallisationskern oder zur Additionsbasis für die Widerstände. In einer Fußnote des Aufsatzes „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten" wird dieser Gedankengang angedeutet. Diese Fußnote schließt an den Textsatz: „Immer wieder wird, wenn man sich einem pathogenen Komplexe annähert, zuerst der zur Übertragung befähigte Anteil des Komplexes ins Bewußtsein vorgeschoben und mit der größten Hartnäckigkeit verteidigt" an und lautet: „Woraus man aber nicht allgemein auf eine besondere pathogene Bedeutsamkeit des zum Übertragungswiderstand gewählten Elementes schließen darf. Wenn in einer Schlacht um den Besitz eines gewissen Kirchleins oder eines einzelnen Gehöftes mit besonderer Erbitterung gestritten wird, braucht man nicht anzunehmen, daß die Kirche etwa ein Nationalheiligtum sei, oder daß das Haus den Armeeschatz berge. Der Wert der Objekte kann ein bloß taktischer sein, vielleicht nur in dieser einen Schlacht zur Geltung kommen."

Die Überwindung des Übertragungswiderstandes bedeutet aber dann nicht nur eine Überwindung des genuin der infantilen Kastrationsangst zukommenden Widerstandes, sondern auch ein Freimachen der stützenden Widerstände, die oft dann erst ihrer gesonderten Bearbeitung zugänglich werden, während innerhalb der Phase der heftigen Übertragungsaktion diese Widerstände für eine Deutung und Lösung unzugänglich sind. Man hat dabei den Eindruck, daß die stützenden Widerstände nicht eine Angstvermehrung bedingen, sondern nur an der Hartnäckigkeit des Bestandes dieser Angst in der Analyse beteiligt sind und dadurch die Auflösung dieser Angst erschweren. Dieses Qualitätsproblem jedoch müßte einer gesonderten Untersuchung unterzogen werden.

Die Zwangsneurose und ein historisches Moment in der Über-Ich-Bildung

Vortrag in der Ungarländischen Psychoanalytischen Vereinigung im Oktober 1927

Von

Imre Hermann

Budapest

Meine Erfahrungen bei mehreren Fällen von Zwangsneurose bewogen mich, die Aufmerksamkeit auf einen für den Aufbau dieser Krankheit wichtigen äußeren Faktor zu lenken. Dieser akzidentell auftretende oder dauernd wirkende äußere Faktor steht mit der individuellen Entwicklung des Über-Ichs in enger Beziehung und liefert daher zugleich einen Beitrag zur Kenntnis der Psychogenese dieser seelischen Instanz.

In einem Falle von schwerer Zwangsneurose litt der Patient besonders unter zwanghaften Selbstbeschuldigungen; er klagte sich objektiv ganz unmöglicher Handlungen an, von denen er bei klarerem Bewußtsein auch wußte, daß er sie nicht begangen hat; er hätte — phantasierte — Säuglinge von der Brücke ins Wasser, in Kanalöffnungen, in das Klosett geworfen oder Feuer angelegt; den Vater hätte er durch Verabreichung einer Injektion getötet; mit der Mutter koitiert. Er konnte nichts unternehmen, ohne danach vom Zweifel befallen zu werden, ob er auch moralisch richtig gehandelt hätte.

Dem in Bekanntenkreisen hochgeschätzten Vater war der Patient in großer Liebe und Verehrung zugetan; es bedurfte der Überwindung starker Widerstände, bis er einige kompromittierende Handlungen des Vaters in der Analyse enthüllen konnte. Einer solchen Handlung wegen hatte der Vater, als der Patient vier Jahre alt war, aus dem Militärdienst austreten und sich nach einer neuen Position umsehen müssen. Unmittelbare Erinnerung hat der Patient an dieses, für die Familie zweifellos bedeutungsvolle Ereignis nicht; die Erinnerung, als kränkliches Kind mit dem damals noch rüstigen Vater in einem Jodwasser-Badeort gewesen zu sein, erwies sich in der Analyse als Deckerinnerung. Hinter

ihr verbarg sich eine Beschuldigung: Die luetische Krankheit, unter der der Vater später viel stärker zu leiden hatte, erweckte in ihm den Verdacht einer erblichen Seuche, als Folge lasziver Lebensweise. An spätere, das intime Familien- und Wirtschaftsleben betreffende Entgleisungen des Vaters konnte er sich erinnern; er wußte aber auch, daß er sich verzweifelt dagegen gewehrt hatte, Vorwürfe der Mutter gegen den Vater mitanzuhören; sich die Ohren zuhaltend hatte er die Mutter gebeten, vor ihm doch nichts Böses über den Vater zu reden. Das verdrängte Interesse für die Fehltritte des Vaters verriet sich auch in dem besonderen Interesse, das er dem „großen Prozeß" entgegenbrachte, einer Ritualmordaffäre, welche in Ungarn in der Zeit seiner frühen Kindheit lebhaftes Aufsehen erregte, und die ihn umsomehr angehen mußte, als der Vater aus der Gegend des Dorfes stammte, in dem die Anklage erfunden worden war, in welcher Gegend er als dreijähriger Junge den dort wohnenden Großvater auch besucht hatte.

In seinem Übertragungsverhalten zeigte der Patient einerseits die Angst, die Behandlung sei nur Schwindel; andererseits hatte er den Wunsch, von seinem Leiden so befreit zu werden, wie es von einem alten Arzt erzählt wurde, den er in seiner frühen Kindheit gekannt hatte, der bei einem hypochondrischen Kranken den in den Magen phantasierten Frosch in den erbrochenen Mageninhalt hineingeschmuggelt haben sollte.

Die Entwicklung dieses Kranken stelle ich mir so vor: Er hatte sich zunächst im Triebverlangen, also in der Absicht, die Mutter zu besitzen, mit dem Vater identifiziert (Deckerinnerung: Er sitzt mit großem Stolz auf dem Pferde des Vaters). Später meldete sich das der primitiven Angst folgende Schuldgefühl und nun identifiziert er sich, Wunsch und Schuld verdichtend, statt mit dem triebhaften, mit dem schuldigen Vater. („Entlehntes Schuldgefühl", Freud, wobei wir jedoch im Entlehnen das Gewicht auf die zugrunde liegenden beanstandeten Impulse, nicht auf die nachfolgenden Schuldgefühle legen.) Durch diesen Mechanismus ist das aus der Identifizierung mit dem Vater hervorgegangene Über-Ich in moralischer Hinsicht nicht mehr intakt. Dieses Über-Ich löst offenbar, ebenso wie das normale Über-Ich moralische Impulse, Impulse zu schuldhaften Handlungen aus; sonstige gute Einflüsse des Vaters, der Mutter und der Umgebung hinderten den Patienten jedenfalls, solchen Impulsen weitergehend nachzugeben. Auf dieser Grundlage ist seine Zwangsneurose zu verstehen. Die moralischen Einwände gegen den Vater wollte er nicht anhören; dafür war er ständig gezwungen, die zweifelnde Sprache seines eigenen Gewissens zu hören. Die Anklage, die unbewußt den Vater betraf, fiel auf Grund der Idealverteidigung (was mit seiner Kastrationsangst fest verknüpft ist) stets auf ihn selbst zurück. —

Natürlich wird die Rolle der von Freud beschriebenen, für die Zwangsneurose disponierenden Faktoren durch diese Ableitung keineswegs eingeschränkt; sie kamen sowohl in diesem als auch in den folgenden Fällen ebenfalls deutlich zur Geltung.

In einem anderen Falle, bei einem schwer-zwangsneurotischen Mädchen, hatte sich der Vater der Mutter gegenüber wie ein Betrüger verhalten, indem er sie trotz des ursprünglichen Versprechens nicht geheiratet hatte, so daß die nach außen als legitim geltende Ehe in Wirklichkeit jahrelang keine solche war. Auch von anderwärts wurde gegen den Vater eine Betrugsanklage gerichtet, wie sie aus gerichtlichen Vorladungsscheinen erfuhr. Aus Amerika, wohin der Vater vor seiner Heirat auswanderte, mußte er wegen einer strafbaren Handlung flüchten. Der väterliche Großvater war, wie sie wußte, ein schlauer, durchtriebener Mensch, der anderen viele Schäden zufügte. — Hinter dem Wissen um alle diese Tatsachen verbarg sich der unbewußte Gedanke, daß der Vater, der zu allem Bösen fähig sei, auch die Mutter mit ihr selbst betrügen könnte. Die Analyse konnte eine Szene aus den Kleinkinderjahren rekonstruieren: Sie liegt neben dem Vater, indem sie ihm den Rücken zuwendet, und spürt von hinten den Penis des Vaters. Eine verführende „böse Stimme", die sich vom introjizierten Vater herleitet, fühlt sie schon seit dem vierten oder fünften Lebensjahre als selbständiges, verführerisches Wesen in sich. „Schuldig" war aber auch die Mutter, die sich dem Vater hingab und mehrfach abortiert hatte.

In einem dritten Falle, ebenfalls bei einem Mädchen, hinterging der Vater mit seinen schlecht verheimlichten Liebschaften die Mutter in einemfort und die Eltern dachten ständig an Scheidung.

In einem vierten Falle, bei einem zwangsneurotisch-melancholischen Manne, hielt ich die aus dem Material sich ergebende Beschuldigung, die Mutter hätte, als die Kinder noch klein waren, mit einem Hausfreund den Vater hintergangen, zuerst für eine Phantasie. Ein Zufall machte mich jedoch mit der Realität dieses Vorkommnisses bekannt. — Zwei Schwestern dieses Kranken leiden an Reinlichkeitszwang. Der Vater ist seit Jahren arbeitsunfähig und entzieht sich Geldverlegenheiten durch verantwortungsloses Schuldenmachen.

Bei dem wissenschaftlich und moralisch anerkannt hochstehenden Vater eines anderen jungen Mannes, der an einer milderen Form von Zwangsneurose (Lachzwang) erkrankt war, konnte bei seinem moralisch vorbildlichen Charakter niemand an schuldhafte Handlungen denken. Für ein Kind sind aber oft scheinbare Kleinigkeiten von grundlegender Bedeutung: Eine der ältesten Erinnerungen des Kranken berichtet, der Vater

habe vor der Mutter verheimlichen lassen, daß eine leichte Verletzung des Kindes auf die Schuld des Vaters zurückging, der ihn zum Überschreiten eines Holzsteges verleitet hatte. Auch erlaubte ihm der Vater, Süßigkeiten nie auf einmal, sondern nur in kleinen Portionen zu verzehren, während fremde Kinder mit Süßigkeiten beschenkt wurden und alles auf einmal aufessen durften. Weinte er, so prügelte ihn der Vater und sagte: „Jetzt kannst du weinen!" Für die Erziehung waren überhaupt äußerste Strenge und Verpönung alles Sexuellen kennzeichnend. Nachdem er in der Latenzzeit geglaubt hatte, der Vater sei an der Zeugung eines Kindes unbeteiligt, mußte er zur Zeit der Pubertät anläßlich eines Abortus der Mutter erfahren, daß der bisher für heilig gehaltene Vater mit den verpönten Sexualangelegenheiten selbst zu tun hatte.

Der Verdrängungsschub der Pubertät machte den Vater wieder zum Gegenstand wachsender Bewunderung. Als der Knabe aber diesem hohen Vorbilde folgen wollte, zwang ihn sein unbewußtes Besserwissen gegen seinen Willen, die Moral auszulachen. Auch wenn er jetzt Schicklichkeit und Takt außer Acht ließ, folgte er unbewußt dem Vorbilde des Vaters. Sein erstes Zwangslachen trat in der Schule bei der Lektüre einer Novelle auf, in der ein Mann über das Verschütten eines Glases Wasser, was nach dem Volksglauben eine bevorstehende Geburt ankündigen soll, lachen mußte. Es sei noch erwähnt, daß auch die Mutter den Vater zu verspotten pflegte und ihm etwa mit dem Ausruf: „Das soll ein guter Ehemann sein, hahaha!" vorwarf, daß er sich nicht genügend um die Lebensfragen, um die großen Geldausgaben kümmere. Tatsächlich war, besonders in der Pubertät, bei dem Kranken auch sonst eine Identifizierung mit der Mutter bemerkbar.

Ein weiterer Fall von Zwangsneurose ergab, daß der im Hause der Eltern lebende Großvater das Geburtsdatum seiner Enkel falsch in die von ihm geführte Matrikel eintrug, damit sie leichter dem Militärdienst enthoben werden könnten. Der Großvater war übrigens ein allgemein verehrter Mann, gerade deswegen mit diesem Ehrenamt betraut; auch die Eltern sind moralisch intakt. Der Kranke litt bereits vor Ausbruch seiner Zwangsneurose längere Zeit an Potenzstörungen. Die Zwangsneurose wurde im ersten Jahre seiner Ehe ausgelöst, als er erfuhr, daß ihm von einem Angestellten, dem er fest vertraut hatte, durch Betrug ein bedeutender Schaden zugefügt worden war. Das Mißtrauen in seine Potenz, die Angst seine Frau nicht befriedigen zu können und sie deswegen zu verlieren, waren die bewußten Anlässe seiner Grübelsucht. Seine Grübeleien drehen sich größtenteils um die Furcht, der Staat werde ihn wegen irgendwelchen Fehltritten, z. B. in Steuerangelegenheiten, hart bestrafen. Durch

die Grübeleien kann er seine eigenen Ausschweifungstendenzen vor sich selbst verheimlichen. Im übrigen ein ehrlicher, tüchtiger Mann, hat er zweimal im Leben selbst Taten in betrügerischer Absicht vollführt: einmal als Universitätsstudent, indem er eine Professorenunterschrift fälschte, und später, im Kriege, als er mit Hilfe eines falschen Dokumentes sich eine zeitweilige Befreiung erwarb. Man beachte die Ähnlichkeit dieser Taten, welche noch vor die Zeit der Zwangsneurose fallen, mit derjenigen des Großvaters. Dieser Fall, wo der Betrug eines Fremden auch eine Rolle spielt, leitet schon auf eine andere Gruppe unserer Beobachtungen über. Zunächst möchte ich aber einige Parallelen aus von Freud und anderen beobachteten Fällen zitieren.

„Der Vater unseres Patienten", so heißt es in den „Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose", „war nach allen Auskünften ein ganz vortrefflicher Mann. Er war vor der Heirat Unteroffizier gewesen und hatte eine aufrichtige soldatische Art sowie eine Vorliebe für derbe Ausdrücke als Niederschlag aus diesem Stücke seines Lebens behalten. Außer den Tugenden, die der Leichenstein an jedermann zu rühmen pflegt, zeichnete ihn ein herzlicher Humor und eine gütige Nachsicht gegen seine Mitmenschen aus; es steht gewiß nicht im Widerspruch mit diesem Charakter, stellt sich vielmehr als Ergänzung zu ihm dar, daß er jäh und heftig sein konnte, was den Kindern, solange sie klein und schlimm waren, gelegentlich zu sehr empfindlichen Züchtigungen verhalf. Als die Kinder heranwuchsen, wich er von anderen Vätern darin ab, daß er sich nicht zur unantastbaren Autorität emporheben wollte, sondern in gutmütiger Offenheit die kleinen Verfehlungen und Mißgeschicke seines Lebens ihrer Mitwissenschaft preisgab." — „Der Vater hatte einmal eine kleine Summe Geldes, über die er als Unteroffizier verfügen sollte, im Kartenspiele verloren . . . und wäre in arge Bedrängnis gekommen, wenn ein Kamerad sie nicht ihm vorgestreckt hätte, . . . die Erinnerung an diese Jugendsünde des Vaters war ihm peinlich, da doch sein Unbewußtes von feindseligen Aufstellungen am Charakter des Vaters erfüllt war." Wie sich dieser Konflikt des Vaters in seinem Krankheitszustand wiederholt, so wiederholt sich auch ein anderer: das Imstichlassen eines armen Mädchens zugunsten eines reichen. (Ges. Schriften, Bd. VIII., S. 310, 318, 308.)

In einem Falle von Riklin („Aus der Analyse einer Zwangsneurose") war der Vater Richter. Der Patient hielt ihn aber für einen miserablen Richter, zu Hause hatte er keinen Gerechtigkeitssinn. (Jahrbuch f. psa. u. psychopath. Forsch., Bd. II, 1910, S. 251.)

Jones beschreibt einen Zwangsneurotiker („Einige Fälle von Zwangsneurose", Fall II), der in einer hinsichtlich der Sexualität sehr lasziven

Atmosphäre erzogen worden war. Alle seine Angehörigen führten ganz offenkundig ein ungeregeltes Leben. Der Patient hatte bis zur Zeit der Behandlung nie den Schluß gezogen, daß seine Mutter wahrscheinlich, und dies mehr als einmal, die Ehe gebrochen habe. Die Mutter war schwere Trinkerin, in ihren späteren Jahren öffentliche Dirne. Die homosexuelle Komponente des Patienten war außergewöhnlich stark entwickelt. Die Identifizierung mit der Mutter war ganz auffallend. (Jahrbuch, Bd. V, 1913, S. 55 uff.)

Es wäre nun die Frage zu beantworten, wie weit sich diese Erfahrungen bei Zwangsneurosen verallgemeinern lassen. Wir haben Fälle kennen gelernt, bei denen Handlungen des Vaters, der Mutter, des Großvaters vom Kinde schon sehr frühzeitig als „schlecht", „verwerflich" erkannt worden und davon spezifische Wirkungen ausgegangen waren. Die Frage lautet, ob hier eine Verallgemeinerung erlaubt, ob jede Zwangsneurose hier einzureihen ist. Diese Frage möchte ich, so gefaßt, entschieden verneinen.

Es gibt jedoch eine weitere Gruppe von Fällen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der vorgeführten aufweist. Ein eigener Übergangsfall ist uns schon oben begegnet (Betrug eines Fremden), ein zweiter kann im Jonesschen Fall II erblickt werden. Typischer sind hier zwei weitere Fälle, ein Hypochonder und eine zwangsneurotische Kranke mit Angstzuständen. Der erste Patient wird bei seiner Arbeit durch Zwangsgrübeln gestört; auch der zweite Kranke muß in zwanghafter Form Grübelfragen an sich selbst richten, etwa: Ist es wahr, daß ich lebe, daß ich denke, daß ich bin, daß ich Erinnerungen habe?

Der erste Kranke weiß von sich zu erzählen, daß er der Erziehung große Schwierigkeiten bot und oft vom Elternhause entfloh. Der Vater züchtigte ihn oft, auf Anraten eines Nachbarn auch auf grausame Art, indem er ihn mit Hieben aus dem Schlafe weckte. — Als kleiner Knabe ergötzte er sich öfter am Treiben eines betrunkenen rabiaten Nachbarn. — In der Pubertätszeit wurde das Geschäft des Vaters durch unlautere Manipulationen seines Schwagers und Kompagnons zugrunde gerichtet. Dieser Onkel, der auf dem gleichen Gebiete begabt war wie der Patient selbst, war ihm in seiner Knabenzeit Ideal und Vorbild gewesen. Der Gedanke an den Betrug des Onkels vertrat beim Kranken den Gedanken, die Mutter hätte den Vater betrügen können, und dieser Gedanke bedeutete letzten Endes, die Mutter hätte den Vater mit ihm betrügen sollen; es bestand auch tatsächlich eine heiße Liebe zwischen Mutter und Sohn. Die Identifizierung mit dem Onkel, Bruder der Mutter, verknüpft also die zwei Wünsche: den Vater zu betrügen und der Mutter anzugehören.

Die zweite Kranke hat ihren Vater schon im siebenten Lebensjahre verloren.

Sie kannte ihn als anständigen, ehrlichen Menschen.[1] Vom Großvater aber, der übrigens auch im Rufe eines durchaus ehrwürdigen Menschen stand, bemerkte sie in ihrer kindlichen Feinfühligkeit nicht nur seine heimliche Freude über den Tod des Schwiegersohnes, sondern sie beschuldigte ihn auch, den Tod des Vaters herbeigeführt zu haben. Ein Todesfall lastete übrigens wirklich auf dem Gewissen dieses harten, strengen Menschen, der Tod eines Kollegen, dem er in Geldnot die Hilfe versagt, worauf jener Selbstmord begangen hatte. — Bedeutungsvoller als die Vorwürfe gegen den Großvater, der zu Lebzeiten des Vaters in einer fernen Stadt wohnte und erst nach der Übersiedelung der vaterlosen Familie in innige Berührung mit ihr kam, war aber die Tatsache, daß sie ihre ganze Umgebung als verlogen kennen lernen mußte, daß sie sah, wie die Freunde des Vaters der Mutter den Hof machten und wie sie im Kartenspiel die stark herabgesetzte Sehschärfe des Vaters mißbrauchten. Dem Großvater mußte wegen seines Geizes die Wahrheit in Geldangelegenheiten stets verheimlicht werden. Am wichtigsten in dieser Beziehung war wohl, daß es fernerstehenden Familienmitgliedern durch List und unanständige Handlungsweise gelang, den Vater seines Vermögens und die Tochter ihrer Erbschaft zu berauben. Ich will noch hervorheben, daß sie auch den Vater der Feigheit beschuldigte, weil er gegen die Hofmacher und gegen den Großvater nicht entsprechend aufgetreten wäre. Mit diesem „feigen Vater" identifizierte sie sich in gelegentlichen Angstzuständen. In der Übertragung wirft sie dem Analytiker vor, er sei ein feiger, habsüchtiger, schlauer Schwindler, der sie nur anführen will. Ich war ihr ein Repräsentant von Gruppen, wie von den Juden, aber auch von den lasziven Geistlichen. Es soll auch nicht unerwähnt bleiben, daß in ihrer Erziehung die Ermahnung „Was werden die Leute dazu sagen?" eine wichtige Rolle spielte, ferner, daß sie sich vor Fremden oft produzieren mußte. Ihre Grundeinstellung wird durch einen Traum schön illustriert: *„Ich befinde mich mit meinem Bruder in einer Art Kasten in der Analysenstunde und spreche in sehr freier Weise mit dem Analytiker. Der Bruder will mich zurechtweisen, der Analytiker aber fordert mich duzend auf, weiter so leichthin zu reden."* Ich bin also der Hofmacher, der Fremde, der pflichtvergessene Beichtvater, die verführende Umgebung. Der Bruder erfüllt die Rolle des moralischen Vaters. Daß diese Gegenüberstellung auch die Spaltung des Vaterbildes voraussetzt, ist selbstverständlich.

Wenn wir diese zwei Fälle den vorigen hinzureihen, so ergibt sich eine

1) Nachträglich (?) erfuhr sie allerdings, daß er das Sparkassenbuch der Mutter, welches zur Deckung ihrer Mitgift bestimmt war, heimlich an sich genommen und das Geld verspielt hat.

Möglichkeit, unsere Aufstellung über die Zwangsneurose zu verallgemeinern. Wir müssen uns nur entschließen, die bedeutungsvolle innere moralische Institution nicht nur im introjizierten Vater, sondern auch in den introjizierten Repräsentanten der weiteren respektierten Umgebung zu sehen. Dann ließe sich der Satz, daß beim Zwangsneurotiker das Ideal-Vorbild nicht nur auf Grund ambivalenter Gefühle „für schlecht" gehalten wird, sondern auch real beanstandete Handlungen begangen hat, unmoralisch, verlogen oder ein Verführer war, aufrecht erhalten: Die reale Unmoralität wurde jedenfalls in der Kindheit an der einen oder anderen moralischen Institution erlebt.

Damit erhebt sich eine neue Frage: Haben wir eine Grundlage dazu, das Über-Ich für nicht nur aus den Elternvorbildern hervorgegangen zu halten, ist es begründet in der Entwicklung der Moral — und ev. der Logik — außer den Geboten der nächsten Erziehungspersonen auch der Allgemeinheit und der weiteren Umgebung eine wichtige und unmittelbare Rolle zuzuschreiben?

Die Frage kann auf Grund der Vorgeführten auf zweierlei Art beantwortet werden. Unsere erste Antwort hebt hervor, daß in der kindlichen Idealentwicklung außer dem Vater und der Mutter auch anderen Personen, Verwandten oder Fremden zufällig eine entscheidende Rolle zukommen kann; diese Rolle ist jedoch nicht unabhängig von der Beziehung zu den Eltern, sondern steht gerade im Dienste des Ausweichens vor ihnen. Mit dieser Antwort werden nur die Entwicklungsmöglichkeiten des Über-Ichs näher erläutert.

Unsere zweite Antwort ist komplizierter und weist darauf hin, daß die ersten moralischen Idealvorbilder (die Eltern) wesensgemäß eine repräsentierende Funktion erfüllen, indem sie die Moral der Allgemeinheit repräsentieren.[1] Im Laufe der Entwicklung kann es sich dann ergeben, daß Repräsentierende und Repräsentierte ihrem Gewichte nach die Stelle vertauschen. Die Fragen, wie der einzelne zur Repräsentierung der Allgemeinheit gelangen kann, wie die Repräsentierung überhaupt aufzufassen ist, streifen schon an das Gebiet der Logik; sie sollen eine gesonderte Behandlung erfahren. Hier nur soviel: Wie in der Repräsentierung quasi etwas zurückgebracht wird, so scheint auch in der Idealbildung irgend ein Zurückkommen des Entfernten (auf introjektivem Wege) eine wesentliche Rolle zu spielen. Das Entfernte wird in einem gewissen Zurückkommen respektiert und das Entfernte wird unter bestimmten Um-

1) Diese Repräsentation in der Welt der Objekte hat ihr Analogon in der innerseelischen Repräsentation der „ungezählt vielen Ichexistenzen" im Über-Ich, worüber Freud in „Das Ich und das Es" spricht. (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 383, 394.)

ständen durch Nahes repräsentiert. Diese unsere Antwort stellt demnach ebenfalls keine neue innere moralische Instanz auf: Durch sie wird nur das Über-Ich seinem repräsentierenden Charakter zufolge in ein weiteres Kollektivschema eingebettet und es werden Anschauungen ermöglicht, welche auf Verschiebungen innerhalb dieses Gruppenschemas beruhen und sich in den Entwicklungsgang des Über-Ichs im engeren Sinne organisch eingliedern lassen.

Wir unterscheiden also zwei Gruppen von Zwangsneurose: In der ersten waren Vater, Mutter oder Großvater realiter moralisch anrüchig gewesen, in der zweiten Onkel, Verwandte oder Fremde. Die zwei Gruppen sind natürlich nicht scharf von einander zu trennen. Der Großvater z. B. lebte in einem Falle in der Nähe des Patienten, in einem anderen in einer entfernten Stadt. Dort war er den Eltern fast gleichzustellen, hier anfangs eher ein Fremder. Die Unterscheidung von zwei Gruppen ist also nur eine künstliche. Man sollte nur von einer kontinuierlichen Reihe reden, an deren einem Ende Vater und Mutter, an deren anderem die völlig fremde Umgebung steht.

Ebenso falsch wäre es, eine scharfe Grenze gegenüber einer dritten Gruppe von Zwangsneurose zu ziehen, die man theoretisch einführen könnte, bei der überhaupt nicht von einem real beanstandeten Vorbilde die Rede sein kann, sondern nur von einem paranoid phantasierten bösen Vorbilde. Der dritte von Jones publizierte Fall wäre vielleicht in diese dritte Gruppe einzugliedern. Von diesem heißt es u. a.: „... Das erste Symptom des Patienten, unter dem er als Kind eine Zeitlang litt ..., war die Angst, daß die Mutter in einem Anfall von Zorn den kleinen Thomas töten könnte. Er begründete dies damit, daß die Mutter im Zorn über das schlechte Betragen eines der Kinder oft sagte: ‚Ich werde dich töten, kleiner Teufel', er konnte sich aber nicht erklären, warum sich die Angst nicht auf ihn selbst, sondern auf Thomas bezog. Es ist interessant zu sehen, daß schon in diesem frühen Alter ein ausgesprochen paranoischer Zug in der Psychopathologie des Patienten vorhanden war, so wie auch in seinen späteren Reaktionen eine markierte Tendenz zur Bildung eines Verfolgungswahnes auftrat. Er projizierte seinen Wunsch, den Bruder zu töten, nämlich auf die Mutter, und ich hatte Grund zu glauben, daß zu jener Zeit beim Patienten die Phantasie bestand, die Mutter habe den Vater um seinetwillen getötet (was natürlich seinem Wunsch entsprochen hätte); aber es war mir nicht möglich, Beweise für die Richtigkeit dieser Annahme zu erhalten." (Jahrbuch f. psa. u. psychopath. Forsch., Bd. V, 1913, S. 94—95.) Der Fall I von Jones entspricht zwar noch mehr einem paranoiden Zustandsbilde, zeigt aber zu wenige Spuren einer Zwangs-

neurose, um Veranlassung zu geben, ihn hier einzureihen. — Die Durchsicht unserer eigenen Fälle belehrt uns übrigens, daß wir keinen nennenswerten Fall dieser dritten Gruppe aufweisen können.

Wird die Frage aufgeworfen, ob denn real beanstandete Vorbilder nicht auch in der Umgebung von Menschen vorkommen, die nicht später an Zwangsneurose erkranken, so ließe sich hierauf antworten, daß hier nicht allein von einem in moralischer Hinsicht tatsächlich entgleisten Vorbilde die Rede ist, sondern von der ganzen seelischen Situation und Struktur, in welche dieses Vorbild eingewoben wird. Vieles hängt von der jeweiligen Entwicklungsstufe des Über-Ichs während der gegebenen Erlebnisse ab, vieles von der allgemeinen moralischen Höhe, von der Spannung zwischen Moralität und Immoralität der gesamten Umgebung.

Möchte jemand einwenden, die reale Entgleisung des sonst intakten Vorbildes weise selbst schon auf eine ambivalente Einstellung und auf eine Neigung zu sadistischen Explosionen und damit auf eine erbliche Disposition zu ambivalenten und sadistischen Reaktionen hin, so möchten wir zwar dem nicht widersprechen, aber in solcher Art Lösung nur eine Umgehung des Problems sehen.

Das hier entwickelte strukturelle Moment der Zwangsneurose kann vermutlich auch auf die Zeremonien der Kindheit und Pubertät, sowie auf die Dogmenbildung in der Religion (im Sinne von Th. Reik) übertragen werden. Dort handelt es sich um das als unanständig bewertete Sexualleben der Eltern, hier — wenigstens in der christlichen Dogmatik — um die Erbsünde.

KASUISTISCHE BEITRÄGE

Die Identifizierung einer Tochter mit ihrer verstorbenen Mutter

Von

Marie Bonaparte

Paris

Aus dem Französischen übertragen von Mathilde Hollitscher

I) Die Storchhalluzination

Als ich vier Jahre alt war, kehrten wir im September von unserem Sommeraufenthalt an der See nach Paris zurück; am zweitnächsten Morgen überfiel mich beim Erwachen ganz plötzlich ein heftiger Blutsturz. Der Arzt konstatierte eine „Lungenentzündung" mit sehr starker Verschleimung der Lungenflügel und fand meinen Zustand so ernst, daß er am Abend erklärte, ich würde die Nacht sicherlich nicht überleben. Die Mutter meines Vaters, die mich aufzog, — meine Mutter war nach meiner Geburt gestorben, — berief daraufhin meinen Vater, der sich damals auf einer Reise durch die Balkanländer befand, telegraphisch zurück.

Aber ich überstand die Nacht und erwachte am nächsten Morgen wieder; mein Vater fand bei seiner Rückkehr sein einziges Kind am Leben und nach einem mehrmonatigen Aufenthalt im Süden war ich vollkommen wiederhergestellt.

Ich habe an diesen Blutsturz gar keine Erinnerung bewahrt, obwohl meine frühesten Erinnerungen über mein viertes Lebensjahr hinausreichen; ich wußte während meiner ganzen Kindheit überhaupt nichts davon, daß ich jemals Blut gehustet hätte. Meine Großmutter, die älteren Frauen, die mich betreuten, und auch unser in veralteten Anschauungen befangener Arzt umgaben mich mit übertriebener Sorgfalt: sie behüteten mich vor jedem Luftzug, ließen mich im Winter nicht ausgehen und untersagten mir sogar, meine Hände mit kaltem Wasser zu waschen. „Man muß nur bedenken, was vorgefallen ist," flüsterte einer dem anderen zu, „wenn es nur nicht so wird, wie mit ihrer Mutter!" Aber niemand sprach von dem, was eigentlich vorgefallen war, weder zu den Außenstehenden, aus Angst, man könne mich für „lungenkrank" halten, noch zu mir, um mich nicht „zu erschrecken". Selbst-

verständlich war das Geheimnis um ein düsteres und unheimliches Vorkommnis, das mein Leben verdarb, erst recht danach angetan, mich in Schrecken zu versetzen.

Ich erinnere mich indessen einer anderen, ganz außerordentlichen und zauberhaften Begebenheit. Eines Morgens, als ich noch sehr klein war, — ich dürfte ungefähr vier Jahre alt gewesen sein, — als ich beim Erwachen in meinem Bett auf dem Rücken lag, *erblickte ich* unter den weißen Musselinvorhängen, die mein Bett schmückten, *gerade auf meinem Unterleib einen hohen, großen, glänzenden Vogel, der in allen Farben des Regenbogens schillerte. Aufrecht, nur auf einem seiner beiden langen Beine stehend, blickte er mich mit ein wenig zur Seite geneigtem Kopf an; er hatte einen ungeheuerlich dicken, langen und zugespitzten Schnabel.* Sah er einem Reiher, einem Ibis, einem Flamingo, einem Marabu, einem Storch oder einem Kranich ähnlich? Ich hätte es nicht zu sagen gewußt; übrigens kannte ich damals die Namen der meisten dieser Vögel auch noch gar nicht. Aber ich hatte noch niemals etwas so Schönes gesehen, wie diesen großen, in tausend Farben schillernden Vogel, allerdings auch noch nie etwas so Schreckliches. Nachdem die prächtige und zugleich erschreckende Erscheinung sich wieder verflüchtigt hatte, blieb ich den ganzen Tag im Dunklen, bei geschlossenen Vorhängen in meinem kleinen Bett liegen; ich war damals sehr krank und ich entsinne mich der Stimmen, der gedämpften Schritte der Erwachsenen aus den anderen Zimmern; sie schienen mir so fern, so unendlich fern zu sein, als hätte ich mich damals in einer anderen Welt befunden.

Anläßlich der Erscheinung des großen Vogels lernte ich das Wort „Halluzination" kennen. Ich hatte meine Vision erzählt und hatte auch selbst sehr gut wahrgenommen, daß der Vogel nichts Wirkliches sein könne, nachdem ich beim vollen Erwachen seine schimmernden Konturen sich in Nichts auflösen sah; man sagte mir, daß man eine solche, einem Traum ähnliche, aber im Wachen erlebte Erscheinung mit dem fremdartigen Wort „Halluzination" bezeichne.

Mittlerweile mußte der große Vogel, der mir als Bote einer geheimnisvollen, schrecklichen Welt erschien, lange sein Geheimnis bewahren.

Erst kürzlich, 1927, infolge meiner seit zwei Jahren währenden Analyse bei Professor Freud, ist mir seine Botschaft verständlich geworden. Ich will in der Reihenfolge ihres Auftauchens die zwei wichtigsten Assoziationsketten wiedergeben, die mir dazu verholfen haben, das Rätsel des großen Vogels zu lösen.

1) *Der Vogel war ein großer Stelzenläufer* und stand auf einem Bein. Nun war ich am Tage vor meiner Halluzination, also am ersten Tag nach unserer Rückkehr von der See, im Zoologischen Garten gewesen. Ich befand mich damals in einer Periode eigensinniger Kampfstimmung; keinem aus meiner Umgebung war es im Zuge auf der Rückreise von Dieppe gelungen, mich bis Paris zum Verlassen des offenen Coupéfensters zu bewegen, an dem ich mit wildem Hochgenuß die Abendluft und den Rauchgeruch des Zuges einatmete. Ebensowenig konnte man mich am nächsten Tag im Zoologischen Garten von dem Platz losreißen, von dem aus ich, festgebannt vor Bewunderung, durch die Gitterstäbe des Käfigs die aschgrauen Kraniche ihre grotesken Tänze aufführen sah. Man hatte nachher vermutet, daß ich mich entweder

am Fenster des Zuges oder beim Stehen auf dem kalten Boden im Zoologischen Garten erkältet hätte, und daß die Lungenentzündung und der Blutsturz eine Folge davon gewesen seien.[1]

Sicherlich befand sich damals im Zoologischen Garten auch ein Marabu und ganz gewiß waren in ihren Käfigen die rosa Flamingos aus Ägypten zu sehen, deren Farbe mich so entzückte. Ich hätte stundenlang dort bleiben und die schönen Vögel betrachten mögen, wie sie auf einem ihrer zarten Beine im Wasser ihres kleinen Badebeckens standen. Das andere Bein hatten sie unter ihrem Flügel hochgezogen und ließen manchmal auch ihren Kopf und Hals darunter verschwinden. Damals meinte ich übrigens, daß ihr Name Ibis sei. Bei dem Besuch am Tag vor meiner Erkrankung aber hatten es mir die Kraniche angetan; deren Namen kannte ich damals nicht; ich hielt sie für eine Storchgattung, und erst später, als ich ihre Tänze wieder sah, konnte ich sie richtig erkennen.

Störche hatte ich damals auch noch nie in Wirklichkeit gesehen, aber ich hatte von ihnen gehört. Und zwar wahrscheinlich durch eine Lehrerin, die ungefähr um diese Zeit zu uns kam, eine Irländerin, die an einen Deutschen verheiratet war. Mit ihr begann ich Englisch und Deutsch zu lernen und sie zeigte und erklärte mir auch meine Bilderbücher. In einem von ihnen, das ich vielleicht schon vor ihrem Eintritt bei uns besaß, befand sich auf der rechten Seite eine farbige Abbildung, die ich heute noch vor mir sehe. Sie stellte ein Dorf aus dem Elsaß dar und im Vordergrund auf der Spitze eines Schornsteins sah man einen auf einem Bein stehenden Storch. Vielleicht hatte mir diese Erzieherin oder schon eine ihrer Vorgängerinnen von den Störchen erzählt, daß sie das außerordentliche Amt innehätten, die kleinen Kinder zu bringen. Ich hätte jedenfalls so sehr gern Störche auf den Schornsteinen gesehen, aber auf den Pariser Häusern waren keine zu entdecken — dazu hätte ich nach dem Elsaß gehen müssen — und so mußte ich mich eben damit begnügen, die Kraniche im Zoologischen Garten für Störche anzusehen.

2) Der große Vogel hatte alle Farben des Regenbogens. Das ist das Rätselhafteste. Die Störche haben ja kein farbenschimmerndes Gefieder, ebensowenig wie einer der anderen stelzbeinigen Vögel, an den ich hätte denken können: Kranich, Reiher, Marabu oder selbst der rosa Flamingo. Es hilft nichts, den Flamingo Ibis zu nennen, wegen der Ähnlichkeit des Namens mit Iris; ich glaube auch im Alter von vier Jahren diese mythologische Bezeichnung des Regenbogens noch nicht gekannt zu haben.

Nun denke ich zuerst wegen des wunderbaren Farbenspiels des großen Vogels an den Regenbogen selbst, der, vom Himmel herabgestiegen, sich auf die Erde zu stützen, in sie einzudringen scheint. Ich liebte als Kind den Himmel, die Sterne und Meteore sehr. Dann denke ich bei dem Farbenspiel an einen Rötling, von dem man erzählt, daß die Römer des späten Kaiserreiches ihm verenden zusahen, bevor sie ihn aufaßen, um sich am Anblick

1) Ich habe, seit ich das Vorstehende geschrieben, von einer heute noch lebenden Dame, die unsere damalige Reisebegleiterin war, erfahren, daß es das Fenster des von unserem Haus in Dieppe zum Bahnhof führenden Omnibusses gewesen war, von welchem man mich nicht losbekommen konnte. Dieselbe Dame hat mir auch von dem Bluthusten am übernächsten Morgen Mitteilung gemacht.

der wechselnden Farben zu ergötzen, die der Fisch im Verlauf seines Todeskampfes annahm. Diese Geschichte war mir stets besonders schrecklich und raffiniert erschienen; aber ich habe sie erst später gelesen — im Alter von vier Jahren kannte ich sie sicher noch nicht.

Aber plötzlich erinnere ich mich. Es gibt etwas, das ich sicher schon als vierjähriges Kind erzählen hörte: die Tatsache, daß meine Mutter, von deren Liebreiz und Sanftmut jeder erzählte, dieses ideale Wesen, das denselben Namen trug wie ich — Marie — gestorben war, nachdem sie mir das Leben gegeben hatte. Ich hatte ja meine verstorbene Mutter selbst gesehen! Auf dem großen Aquarellbild, das meine Großmutter im Salon aufgehängt hatte, sah ich sie in einem weißen Kleid, wie eine Braut, ganz bleich auf ihrem Bett auf dem Rücken liegen. Dieses Bild konnte ich alle Tage sehen. Meine Mutter war einen Monat nach meiner Geburt gestorben, am Abend des Tages, an dem sie zum erstenmal aufgestanden war. Sie starb an einer „Embolie" (Thrombose) — es scheint mir, daß ich dieses Wort immer schon gekannt habe. Es hieß, daß meine Mutter kaum noch Zeit gehabt habe, sich wieder zu Bett zu legen und meinen Vater zu rufen, um ihm zu sagen, daß sie ihr Ende nahen fühle. Dies war die Folge ihrer Mutterschaft gewesen, aber es gab dafür auch noch eine andere Ursache. Meine Eltern hatten einander bei einer russischen Dame kennengelernt, zu der man mich auch manchmal hinbrachte; sie lag immer zu Bett, weil sie angeblich einen „Schwamm im Kopf" hatte und rauchte ohne Aufhören parfümierte Zigaretten; mir erschien sie in ihrem stets spitzenverzierten Bett sehr schön. Es scheint nun, daß diese Dame, wie meine Großmutter öfters erzählte, von dem jungen Paar als Zeichen der Dankbarkeit ein Geschenk erhielt. Da man ihr aber kein „Geld geben" konnte, „kauften" meine Eltern ihr eines ihrer schönsten russischen Schmuckstücke „ab" und bezahlten ihr dafür hunderttausend Francs. Meine Großmutter sprach öfters von diesem Kleinod, und zwar hatte es den Anschein, als hätte sie es dieses hohen Preises nicht für wert befunden, obwohl es, wie sie sagte, ein Opal wäre, „groß, wie ein Ei," und von schönen Diamanten eingefaßt. Ich hatte weder dieses Schmuckstück noch die anderen aus dem Besitze meiner Mutter gesehen; sie waren wohl mein Erbteil, aber man sagte mir, sie müßten bis zu meiner Großjährigkeit in der Bank aufbewahrt bleiben — für mich an einem weit entfernten, geheimnisvollen Ort. Ich hatte aber bestimmt schon im Alter von vier Jahren von den Juwelen sprechen gehört, vielleicht anläßlich der Besuche bei der russischen Dame oder als meine Großmutter mir ihre vielen kleinen Schmuckstücke zeigte und darunter eines Tages einen Opal in die Hand bekam. Der große Opal erschien mir besonders deshalb in zauberhaftem Licht, weil die Frauen meiner Umgebung über ihn noch eine andere Geschichte zu erzählen wußten und die ähnelte ganz den Märchen, in denen die böse Fee regiert. Sie sagten, der Opal sei ein Stein, der Unglück bringe. Meiner Mutter hatte der große Opal, den sie anläßlich ihrer Verheiratung gekauft hatte, Unglück gebracht: sie war nach der Geburt ihres ersten Kindes gestorben! Und wie sehr hatte sie sich die Mutterschaft gewünscht! Bei ihrer Hochzeit war sie zwanzig Jahre alt und es dauerte mehr als ein Jahr, bis sie die Gewißheit hatte, Mutter zu werden. Sie hatte die Hoffnung darauf beinahe schon aufgegeben. Dann war ich zur Welt gekommen und sie war — zwei-

undzwanzig Jahre alt — gestorben. Und sogar meine Großmutter fand es seltsam, wenn es wirklich nicht wahr sein sollte, daß Opale Unglück bringen, daß doch gerade meine Mutter diesen selten großen Opal besessen habe. Davon nun mußte ich sicher schon in meinem vierten Jahr erzählen gehört haben, denn diese Dinge wurden oft im Hause besprochen.

Auch noch etwas anderes habe ich sicher sagen gehört: daß meine Mutter „schwach auf der Lunge" gewesen sei und Blut gehustet habe. Trotzdem meine Großmutter meist hinzufügte, was der Arzt sicher bestätigt hätte, daß das „nur aus der Kehle gekommen" sei, wo meine Mutter Geschwüre gehabt hätte, wurde deshalb nicht weniger darüber geredet. Ganz sicher hatte ich schon vor meinem vierten Jahr sagen gehört, daß meine Mutter Blut gehustet habe; besonders so bald nach meiner Mutter Tode war dieses Thema ein täglicher Gesprächsstoff in unserem Hause.

Die Halluzination des großen, farbenleuchtenden Vogels beginnt uns verständlich zu werden. Der große Vogel ist einerseits als allgemeines Symbol der Storch, der phallische Vogel, der die Kinder bringt; andererseits — als nur mir zugehöriges Symbol — der glänzende Vogel, dessen Regenbogenfarben mich an den eigroßen Opal erinnern, der meiner Mutter Unglück gebracht hat. Ich hatte zwar diesen Opal nie gesehen, aber wie ich schon sagte, hatte meine Großmutter unter ihren zahlreichen kleinen Schmuckstücken mir sicher auch einen kleinen Opal gezeigt; und als ich dann dessen zauberhaftes Farbenspiel mit Angst und heimlicher Bewunderung betrachtete, hatte sie mir wohl von dem anderen großen Opal erzählt.

Mein Vater, der mit vierundzwanzig Jahren Witwer geworden war, verheiratete sich kein zweites Mal; er hatte auch niemals die Absicht, es zu tun; er lebte mit seiner Mutter zusammen, die mich aufzog. Es ist wohl überflüssig, zu sagen, daß meinem Vater zur Zeit, als ich vier Jahre alt war, meine ausschließliche, leidenschaftliche Liebe gehörte. Ich sehe ihn — aus einem noch früheren Erinnerungsbild — in seiner Offiziersuniform groß und schlank vor mir und daneben mich kleines Mädchen, das damals nicht älter als drei Jahre gewesen sein konnte, — denn später war mein Vater aus der Armee ausgetreten, — wie ich mit verliebter Leidenschaft eines seiner Beine in den roten Beinkleidern mit meinen kleinen Armen umfasse. Ich vergötterte meinen Vater; wenn er vor einer Reise Abschied nahm, krampfte sich mein Herz zusammen und ich lebte dann nur in der Erwartung seiner Rückkehr. Heute weiß ich, warum ich mit so sehnsüchtigen Blicken im Bois de Boulogne die Bräute in ihren Wagen betrachtete, die, wie es damals in gewissen Kreisen der Brauch war, zum Hochzeitsmahl in das Restaurant de la Cascade fuhren: ich wollte an deren Stelle sein — als Bräutigam meinen Vater an meiner Seite haben. Dies ist der klassische Traum kleiner Mädchen, der oft sogar ganz offen ausgesprochen wird.

Ich erinnere mich aus meinem vierten Lebensjahr sogar an meinen Geburtstag. Ich sehe mich noch bei glühender Hitze — mein Geburtstag fällt auf den zweiten Juli — allein in der großen Bibliothek meines Vaters in unserem Haus am Cours la Reine den Besuch des Barons „Phylloxéra" erwarten. Das war ein alter Kammerdiener meines Großvaters mütterlicherseits, in der Familie berühmt wegen seiner Einbildung, der unverstandene Erfinder eines unfehlbaren Mittels gegen die „phylloxéra" zu sein, die damals die Weinberge

verwüstete. Er kam jedes Jahr und brachte mir einen weißen Blumenstrauß, nach damaligem Gebrauch in eine Manschette aus weißem Spitzenpapier gepreßt, den Sträußen ähnlich, die ich durch die Wagenfenster bei den beneideten Bräuten im Bois gesehen hatte. Dieser weiße Strauß hatte einen wunderbaren Duft, den Orangenblüten ähnlich; der Monat Juli ist ja die Zeit der Lilien und Tuberosen. Ich erwartete also in der großen, heißen, mit hohen Fenstern versehenen Bibliothek meines Vaters Besuch und Blumenstrauß des Barons Phylloxéra. Dieser kam stets in Begleitung seiner Tochter, die ich darum beneidete, daß sie immer allein mit ihrem Vater gehen durfte, was bei mir niemals vorkam. Und in der heißen Bibliothek, die mir das Symbol für meinen Vater und seine Studien war, jene Studien, die vielleicht meine Eifersucht erregten, weil sie den Vater von mir fernhielten, sagte ich mir: „Heute bin ich vier Jahre alt geworden — wie alt bin ich doch!" Und das Bewußtsein meiner Jahre erdrückte mich. Ohne Zweifel war dieses Gefühl der verhüllte Ausdruck für den Wunsch: alt genug, erwachsen genug zu sein, um endlich meinen Vater heiraten zu können; hinter diesem Wunsch verbirgt sich der ganze Neid, den Kinder in der Ohnmacht ihrer leidenschaftlichen Wünsche gegen die Erwachsenen fühlen.

Ich war nun mit meinen vier Jahren, wie es in diesem Alter meist der Fall ist, im Begriff, den Höhepunkt des Ödipuskomplexes zu erreichen. Aber ich war ja ein Kind, dem das Schicksal seine unbewußten Wünsche zum Teil schon erfüllt hatte. Meine Mutter lebte ja nicht mehr und der ersehnte Platz an der Seite des geliebten Vaters, den andere Töchter besetzt finden, war für mich leer. Zwar lebte meine Großmutter, die ich trotz ihrer guten Eigenschaften nicht liebte, weil sie eine harte Natur war, und — heute weiß ich es — hauptsächlich deshalb, weil mein Vater, ein ergebener und verehrender Sohn, sie zu sehr liebte. Aber schließlich war der Platz meiner Mutter unbesetzt und daher durfte ich vielleicht eher als ein anderes kleines Mädchen davon träumen, ihn einzunehmen.

Die Identifizierung mit der Mutter traf aber auf einen Umstand, der für die anderen kleinen Mädchen, denen die Mutter die lebende Rivalin ist, nicht existiert: den Tod. Wie wir wissen, existiert für das Unbewußte der Begriff des Todes nicht; das Ich allein macht sich im Verlauf seiner Entwicklung irgendeine Vorstellung davon. Für das Unbewußte ist der Tod der Schlummer, die Ruhe oder eine andere Welt, nicht der Tod selbst, dessen absolutes Nichts für einen Lebenden unvorstellbar ist. Dadurch wird das Unbewußte in die Lage versetzt, sich des Todesmotivs, wenn die äußere Realität es bringt, zu bedienen und es zu erotisieren. Dem Kind liegt die sadistische Auffassung des Koitus, mag es ihn bei den Erwachsenen beobachtet oder einfach durch eine Art von phylogenetischem Erinnern vorausgeahnt haben, sehr nahe, und dies hilft ihm, die Vorstellungen von Liebe und Tod miteinander zu verknüpfen. Diese Verknüpfung — den Dichtern übrigens so wertvoll — entspricht einer biologischen Realität: viele Tiergattungen bezahlen die Liebe mit dem Tod. Und bei allem Lebendigen gäbe es keine Liebe, wenn der Tod nicht wäre.

Derartige philosophische Betrachtungen beschwerten mein vierjähriges Gehirn sicherlich nicht. Dagegen unterstützten ganz bestimmte Tatsachen meinen Wunsch, tot zu sein. Tot sein bedeutete für mich die Identifizierung mit der Mutter, bedeutete, die Frau meines Vaters zu sein und — wie

meine Mutter durch ihn — eine Vorstellung voll seltsamer Wonne — zu sterben.

Nun brachte mir das Schicksal die Realisierung dieses aus meinem tiefsten Innern kommenden Wunsches. Eines Morgens beim Erwachen „huste ich Blut", wie meine Mutter. Dann rufen die mächtigen, unbewußten Regungen das halluzinatorische Phantasiebild hervor: der Storch bringt mir wie seinerzeit meiner Mutter ein Kind von meinem Vater; ich bin jetzt seine Frau, seine Geliebte und durch ihn Mutter geworden. Und der Storch ist „opalisiert", wie es für meine Mutter Heirat und Mutterschaft gewesen sind; das heißt, der Storch bringt mit der Frucht der Liebe, dem Kind, auch das Unglück, den Tod.

Zwei weitere Merkmale des großen Vogels sind unter anderen noch besonders aufschlußreich: Der Vogel betrachtet mich mit ein wenig zur Seite geneigtem Kopf und er hat einen ungeheuren Schnabel, dick, lang und spitzig, wie bei einem Marabu. Nun pflegte mich mein Vater, der sehr kurzsichtig war, oft über sein Lorgnon hinweg von der Seite anzusehen. Der große, farbenleuchtende Vogel zeigte seine charakteristische Kopfhaltung.[1] Weiters ist der große, lange, dicke und spitzige Schnabel dem eines Marabu ähnlich, eines Vogels, dessen Namen ich damals sicherlich noch nicht kannte, den ich aber im Zoologischen Garten gesehen haben mußte. Nun haben die Marabus das ernsthafte Aussehen studierender Gelehrter. Sehr viel später konnte mein Mann im Scherz zu unseren Kindern sagen, als er mit ihnen im Zoologischen Garten am Marabukäfig vorbeiging: „Da habt ihr den Großpapa." Denn mein Vater war ein „Gelehrter". Ich habe dieses Wort in Beziehung zu ihm und seinem arbeitsreichen Leben kennengelernt. Es schien mir ein geheiligtes Wort zu sein und ich sprach es nur mit Verehrung aus. Andererseits aber ist der große Schnabel des Vogels ein klassisches phallisches Symbol. Kinder haben im Alter von vier Jahren gewöhnlich schon die Verschiedenheit der Geschlechter wahrgenommen, und es ist besonders auffällig, daß in dieser Halluzination sowohl bei dem Subjekt, also bei mir selbst, als auch bei dem projizierten Objekt, der Erscheinung des Vogels, der Akzent gerade auf der oralen Zone liegt. Die übliche Verschiebung der Libido von unten nach oben ist klar ersichtlich: obwohl der große Vogel nur auf einem Bein und auf meinem Unterleib steht, ist das Auffällige an ihm doch dieser große, drohende Schnabel, ganz so wie bei mir das Bluthusten durch den Mund, die orale Verletzung, auffällig ist. Nur in der Deckerinnerung, in dem halluzinatorisch aus mir hinausprojizierten großen Vogel, war es meiner Erinnerung sozusagen gestattet, das Bild des imposanten Schnabels festzuhalten; während bei der Verletzung meines Körpers das allzu erschreckende Bild meines eigenen Blutes in der Waschschüssel verdrängt wurde, und zwar in gründlichster Weise. Man hatte mir während meiner Kindheit niemals von meinem Bluthusten erzählt, und als man mir viel später in meiner Mädchenzeit endlich wie ein schreckliches Mysterium von dem großen Geheimnis meines Blutsturzes im Alter von vier Jahren Mitteilung machte, war nicht einmal diese Mitteilung

1) Vgl. die „Brillen" des Vaters, die das Pferd in der Phobie des kleinen Hans „trägt". — Freud, Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ges. Schr., Bd. VIII, S. 136.

imstande, auch nur die leiseste Erinnerung daran in mir wachzurufen. Erst in der Folgezeit erstand in mir der Gedanke eines möglicherweise bestehenden Zusammenhanges zwischen meinem Bluthusten und der ältesten, ernstesten Krankheitserinnerung meines Lebens und der Storchhalluzination, die daran teilhatte.

Die Erscheinung des großen Vogels wurde also unter der Einwirkung des tiefsten meiner Wünsche heraufbeschworen, durch den Wunsch nach Identifizierung mit meiner Mutter, die gestorben war, nachdem sie mir das Leben gegeben hatte.

Daher stammen auch die beiden miteinander vermischten Affekte, die die Halluzination begleiteten: die Angst einerseits und andererseits das intensive, ästhetische Vergnügen. Die Angst gehörte dem Ich an, das durch die Heftigkeit seiner Wünsche erschreckt war und zweifellos auch durch ein Schuldgefühl, daherkommend, daß ich meine Mutter „getötet" hätte und die Wiedervergeltung nicht ausbleiben würde; aber viel stärker als die Angst war der ästhetische Genuß an der Schönheit des großen, leuchtenden Vogels, der erste, große, ästhetische Eindruck meines Lebens überhaupt. Es war so wunderbar, den tiefsten meiner Wünsche verwirklicht zu sehen, endlich die Frau des geliebten Vaters zu sein, durch ihn Mutter zu werden und den Storch mir ein Kind bringen zu sehen, wie er es meiner Mutter gebracht hatte, daß ich dafür mit überquellendem Herzen den Tod auf mich nahm.

Und doch fehlte etwas Wesentliches zu meinem Glück. Ich habe im Vorhergehenden berichtet, daß ich damals, als ich im dunklen Zimmer krank lag, wie aus weiter Ferne Schritte aus den anderen Zimmern und den Korridoren sich nähern und wieder entfernen hörte. Erst in diesem Jahr (1929) habe ich verstanden, warum die Erinnerung daran die einzige ist, die mein Gedächtnis im direkten Zusammenhang mit meiner Krankheit bewahrt hat.

Die Erinnerung an diese entfernten Schritte in den anderen Zimmern und Korridoren ist für mich von tiefer Melancholie erfüllt. Schwer krank sein und in einem verdunkelten Zimmer zu Bett liegen, während andere daneben kommen und gehen, schien mir bis jetzt die Ausdrucksform für Melancholie, für Heimweh im wahrsten Sinne des Wortes zu sein.

Mein kindliches Ohr lauschte damals den eiligen Schritten auf den Korridoren nur deshalb mit solcher Aufmerksamkeit, weil es einen bestimmten, einen einzigen Schritt herauszuhören hoffte. Aber die langen Tagesstunden — vielleicht meine letzten Lebensstunden — vergingen, das Tageslicht hinter den zugezogenen Vorhängen erlosch, ohne daß die schweren Schritte meines Vaters — mein Vater trug immer hohe Stiefel — sich vernehmen ließen.

Als meine Mutter ihr Ende herankommen fühlte, hatte sie gerufen: „Roland, ich sterbe!" und mein Vater war sofort zu ihr geeilt. Er hatte ihre Hand gehalten, als sie starb. Jetzt lag ich im Sterben und mein Vater kam nicht zu mir!

Als er, durch das Telegramm meiner Großmutter gerufen, von seiner Balkanreise zurückkam, war ich gerettet, und ich habe die unbestimmte Erinnerung, daß seine Rückkehr mich deshalb enttäuschte. Er war zu spät gekommen. Das Unbewußte ignoriert die Zeit und rechnet nicht mit der Dauer weiter Eisenbahnfahrten; etwas in mir hat meinem Vater seine Abwesenheit an meinem „Sterbebett" nie verziehen.

II) Die Anubisphobie

Die Erscheinung des großen Vogels ist die leuchtendste Erinnerung aus meiner Kinderzeit geblieben. Wer die Gesetze des Unbewußten, wie die Psychoanalyse sie uns erschlossen hat, nicht kennt, mag sich darüber wundern, daß die schönste Erinnerung meiner ersten Jahre gerade die sein soll, die als Deckerinnerung für die Tatsache fungiert, daß ich an jenem Tag in Todesgefahr schwebte. Wir haben aber gesehen, daß für mein kindliches Vorstellungsvermögen der Tod etwas anderes bedeutete als in der Denkart der Erwachsenen, daß er sich vielmehr einfach in den Dienst meiner glühenden Liebeswünsche gestellt hatte, um diese schließlich zu verwirklichen. So ist auch das erschreckendste Element meiner Halluzination, die „Opalisierung" des Storches, durch eine Art Verneinung, eine Umkehr des Affekts, zum bezauberndsten und ästhetischsten Teil derselben geworden.

Später, in der weniger bewegten Zeit der Latenzperiode, verloren die gleichgebliebene Liebe zum Vater und der gleiche Wunsch nach der Identifizierung mit meiner verstorbenen Mutter ihre leuchtenden Farben und nahmen eine dunklere Tönung an.

Bereits in San Remo, wohin man mich zur Rekonvaleszenz gebracht hatte, vom Beginn des nächsten Jahres an hatte ich eine andere Vision, oder vielmehr Phantasie, die nicht mehr dieselbe Schönheit aufwies wie die erste. In diesem Jahr suchte ein Erdbeben die ganze dortige Küstengegend heim. Ich wurde um fünf Uhr morgens in meinem kleinen Bett durch den ersten Erdstoß aufgeschreckt und *sah*, im Begriff, mich zu ermuntern, aber noch ganz verschlafen, *im Geist einen Wolf, der auf einer an mein Fenster gelehnten Leiter aufwärts kletterte und dabei an dem Haus rüttelte.*[1] Ich rief um Hilfe, es kam schon jemand herbeigeeilt, um mich, da man den Einsturz des Hauses befürchtete, in den Garten hinunterzutragen. Und dort sehe ich mich noch unter den Orangenbäumen, deren schöne goldene Früchte ich so sehr liebte, unserem Hauswirt zuhören, der meiner Großmutter schilderte, wie sich manchmal infolge der Erdbeben der Boden öffne und Menschen in der so entstandenen Spalte verschwänden, worauf diese sich wieder schließe. Auf diese Weise sei eine Frau lebendig begraben worden. Daraufhin betrachtete ich die Erde zwischen den kleinen Kieselsteinen der Allee voll Angst und doch zauberhaft angezogen von der Vorstellung einer Katastrophe, die mich möglicherweise hier ereilen konnte.

Aber erst viel später, als ich ungefähr acht Jahre alt war, wurden meine Phantasien wirklich düster. Der Wolf war mir weiter als Spuk erschienen, veranlaßt durch die Geschichte vom Rotkäppchen, in der er erst die Großmutter verschlingt — es hätte mich wohl nicht sehr betrübt, meine strenge Großmutter in seinem Rachen verschwinden zu sehen — und dann das kleine Mädchen. Aber der Wolf war ein reizendes, vertraut gewordenes Tier im

1) Zum Vergleich mit dieser Erinnerung folgende Beobachtung: Ich hatte Gelegenheit, auf der psychiatrischen Klinik eine ältere Frau zu sehen, die anläßlich des kürzlich in Wien stattgehabten Erdbebens (November 1927) einen Psychoseanfall folgenden Inhaltes bekommen hatte: Ihr längst verstorbener Vater kam zur Türe herein und versetzte dabei durch Rütteln das ganze Haus in Erschütterung.

Vergleich zu der finsteren Gestalt, die dann, als ich acht Jahre alt war, meine Nächte zu beunruhigen begann.

Sowohl mein Vater als auch meine Großmutter waren Freidenker und untersagten meiner alten Kinderfrau, mich zum Beten anzuhalten. Diese tat es trotz des Verbotes, und so betete ich abends stets zitternd vor Angst, daß meine Großmutter unversehens die Tür öffnen könnte, — so wie anderen Kindern zumute ist, wenn sie Zuckerwerk stehlen. — Die alte Kinderfrau ließ mich immer zu meiner Mutter beten, zu meiner „kleinen Mama", wie sie sagte.

Mein religiöser Sinn fand aber noch andernorts Nahrung. Ich liebte die Mythologie, in der ich viel Übereinstimmung mit mir selbst ahnte, über alles. Und so entdeckte ich einmal, in meinem achten Jahr, beim Blättern in einem Buch über ägyptische Mythologie auf einer Gravüre Anubis, den düsteren Gott mit dem Kopf eines Schakals, den „Totenwächter", und vor ihm auf einer Steinplatte ausgestreckt, die Mumie. Von diesem Augenblick an bemächtigte sich Anubis meiner Phantasie, und jeden Abend, sobald ich mich in meinem kleinen Bett auf dem Rücken ausstreckte (in der Lage der Mumie), ergriff mich die tolle Angst, daß Anubis, der Schakal-Totenwächter, im Dunklen zu heulen beginnen und in seiner ganzen schrecklichen Majestät vor meinem Bett erscheinen würde. Die Anubisphobie war dem Anschein nach noch irrationeller als die Tierphobien anderer Kinder: den kleinen Hans zum Beispiel, dessen Geschichte Freud erzählt, hätte das Pferd, vor dem er sich fürchtete, tatsächlich beißen können, während doch wirklich nicht die geringste Aussicht dafür bestand, daß Anubis vor meinem Bett erscheinen konnte. Trotzdem beherrschte die Anubisphobie mehrere Jahre meiner Kindheit, ohne daß ich es gewagt hätte, zu irgendjemandem davon zu sprechen. Mit vier Jahren hatte ich mich getraut, von der Halluzination des großen Vogels zu erzählen, mit acht Jahren fand ich nicht mehr den Mut, die Anubisphobie mitzuteilen. Sowohl meine Verdrängungen als auch der Kampf gegen dieselben waren stärker geworden; um aber diese neue Einstellung verständlich zu machen, müßte ich hier meine ganze alte Anubisphobie analysieren — und das würde zu weit führen.

Sicher ist nur, daß ich der Anubisphobie absolut verständnislos gegenüberstand. Ich hatte damals weder die Gedankenverbindung von der Mumie auf der Gravüre zu meiner Mutter auf dem Aquarell im Salon erkannt, noch zu der Geschichte, die ich hunderte Male erzählen gehört hatte: daß meine Mutter „einbalsamiert" worden sei — wie die Mumien. Ich erfuhr viel später, daß diese Geschichte nicht auf Wahrheit beruhte, aber während meiner ganzen Kindheit glaubte ich daran.

Noch viel weniger war es mir klar, daß ich selbst die Mumie war. Niemals berührte mich auch nur im entferntesten der Gedanke, daß ich, wenn Anubis mich jeden Abend erschrecken kam, sobald ich mich wie die Mumie in meinem Bett auf dem Rücken ausgestreckt hatte, mir wohl selbst vorstellte, dann die Mumie zu sein. Aus dem Paar der Phobie, Anubis und der Mumie, erfaßte mein Bewußtsein nur den einen Teil, selbstverständlich ohne zu erkennen, daß es in Wirklichkeit mein Vater war, der aufrecht neben der Toten stand. Die verstorbene Mutter, mit der ich mich identifizierte, blieb sowohl als Begriff wie auch als Bild unbewußt, sie war eine unantastbare,

unbewußte Vorstellung. Dieser Tatsache wäre das Vergessen an die Seite zu stellen, das anläßlich meines Blutsturzes im vierten Jahr die Vorstellung des Blutes, die Vorstellung von m i r s e l b s t, bluthustend wie meine Mutter, betraf. Als Deckerinnerung blieb nur das Bild des farbenschillernden Storches, des großen, väterlichen, phallischen, auf einem Bein stehenden Vogels.

Die Anubisphobie manifestierte sich auch oral, wie dies bei der Storchhalluzination in noch vollkommenerer Weise der Fall gewesen war. Der Schakal nährt sich ja in Wirklichkeit von Aas und in meinem Unbewußten war Anubis, der meinen Vater verkörperte, zugleich Wächter und Verschlinger der Toten — oder vielmehr der toten Frauen.

Tief in meinem Innern trug ich während meiner ganzen Kindheit auch noch eine andere geheimnisvolle Erinnerung. Ich bildete mir ein, meine verstorbene Mutter in Wirklichkeit gesehen zu haben; aber das verschwieg ich eifersüchtig — niemand sollte davon wissen. Es war an der Meeresküste gewesen, in Dieppe, nach dem ich immer Heimweh hatte. Nach meinem Bluthusten waren wir nur noch ein einziges Mal dort gewesen und unter dem Vorwand, daß mir das Meer nicht gut bekomme, weil ich letztes Jahr auf dem Geröll des Strandes beinahe ohnmächtig geworden war, war das Haus, das wir als Erbe nach meiner Mutter dort besassen, bald verkauft worden. Ich hatte aber die Sehnsucht nach Dieppe behalten und auch das Verlangen nach den verzuckerten Apfelstücken, die ich bei der Durchfahrt im Bahnhof von Rouen immer bekam; an den Apfelstücken sog ich mit Wonne und doch auch mit Angst, eingedenk der Geschichte von dem kleinen Jungen, der sich mit einer spitz-gesaugten Zuckerstange die Zunge durchstochen haben sollte. Vor allem sah ich aber im Geiste ein Bild vor mir, das mich entzückte, und nach dem mir jetzt, da wir nicht mehr ans Meer fuhren, vor Sehnsucht fast das Herz zerbrach: von der Höhe eines schmalen Gäßchens, die der Bahnhofsomnibus langsam erklomm, erblickte man plötzlich zwischen den nahe aneinander stehenden Häusermauern das Meer, ein Stück blaugrünes, mit weißen Segeln besticktes Meer. Und das sollte ich vielleicht nie wiedersehen! Dieppe war aber für mich noch um einer anderen, viel wunderbareren Erinnerung willen ein geheiligter Ort. War ich dort nicht einmal, als ich noch ganz klein war, allein mit meiner Mutter in der düsteren, von Fischern besuchten Kirche gewesen? Kniete meine Mutter nicht schwarzgekleidet, Gottes Beistand erflehend, in einem Betstuhl, unbeweglich, stumm und blaß, blaß wie eine Wachsstatue oder vielmehr wie eine Tote? Diese Phantasie, an deren Realität ich während meiner ganzen Kindheit glaubte, bewahrte ich tief in meinem Innern wie einen kostbaren Schatz, den niemand entdecken oder gar vernichten durfte.

Auch ein oft wiederkehrender Traum aus meiner Kindheit bezog sich auf das Meer. Der Traum begann immer folgendermaßen: *„Ich war in einem Zimmer und hörte Leute, Männer die Treppe heraufkommen. Da mir der Weg zur Flucht über die Treppe verlegt war, stürzte ich mich zum offenstehenden Fenster hinaus. Und nun flog ich; ich flog über einen Garten hinweg und erhob mich mit einem Ruck über die großen ihn einfassenden Bäume, deren Spitzen im Flug von meinen nachschleppenden Füssen ganz leicht gestreift wurden. Mein Flug setzte sich über ausgedehnte Ebenen fort, an deren Horizont, weit entfernt, der Spiegel des Meeres glänzte. Je näher ich dem*

Meer kam, desto rascher wurde mein Flug; es war, als würde ich von einem Wind im Rücken vorwärts gestoßen; und nun, seltsam und gräßlich anzusehen, wurde der ganze Himmel weiß und meine vom Licht geblendeten Augen verloren die Fähigkeit, sich zu schließen. So kam ich in schwindelndem Flug zur ersten Lagune und überflog sie; ein schmaler Streifen Land, eine zweite Lagune und noch eine; der Himmel wurde immer heller, meine mehr und mehr schmerzenden Augen standen weit offen und nun wurde ich über das offene Meer hinausgetragen. Jetzt aber verlor mein Flug nach und nach an Schnelligkeit, die Kraft, die mich fortgetragen hatte, ließ nach, ich fiel, fiel trotz meiner verzweifelten Anstrengung auf die Wellenkämme herab, die meine Füße schon benetzten. Nun aber, im Moment, wo ich das Wasser berührte, war mir, als ob es mich einsaugen wollte, ich fühlte das kalte Wasser erst an meinen Knien, meinen Hüften, an den Lenden, dann verschwanden meine Schultern darin, und im Augenblick, wo das salzige Wasser mir, den Atem benehmend, in den Mund einzudringen begann, erwachte ich in einem entsetzlichen Angstzustand. In wie vielen Nächten habe ich unter diesem Angsttraum gezittert, in dem das Meer, dieses ewige Muttersymbol, mich so anlockte, um mich zu verschlingen, mich ganz in sich aufzunehmen, in dem der salzige Geschmack des Wassers, das meinen Mund füllte, vielleicht die unbewußte, unverwischbare Erinnerung an den faden, salzigen Geschmack des Blutes war, das mich bei meinem Blutsturz beinahe das Leben gekostet hätte.

Auf das Meer bezüglich muß ich hier auch noch eine Erinnerung aus meiner Latenzzeit erwähnen, die mit meinen geographischen Studien zusammenhängt. Ich begeisterte mich für die Geographie, deren Studium mein Vater sich gewidmet hatte. Nun, von allen Meeren, deren Namen ich kennenlernte, bezauberte und lockte mich keines so sehr, erweckte keines so stark den Wunsch in mir, es zu sehen und darin zu baden, wie das „Tote Meer". Dieses seltsame Meer mit dem salzhältigen Wasser, in dem, wie man mir sagte, kein Fisch leben kann, in dem man schwimmt, ohne untersinken zu können, weil der Salzgehalt zu groß ist, dieses Meer, das „einbalsamiert" ist wie die Mumien in ihrem Natronbad, faszinierte mich, ohne daß ich damals gewußt hätte, warum. Heute weiß ich, daß das Unbewußte sich gern solcher sonderbarer Wortspiele bedient, die, so absurd sie auch erscheinen mögen, doch voll eines tiefen Sinnes sind.[1]

Nun waren von den Wellen des Toten Meeres zwei sündhafte Städte verschlungen worden, deren Namen allein in ihrem absonderlichen und schreckhaften Klang eine mit Angst vermengte Anziehungskraft auf mich ausübten. Ich wußte sehr genau, ohne sagen zu können, um was es sich handelte, daß Sodom und Gomorrha wegen geheimnisvoller, furchtbarer Sünden, die man vor Kindern geheimhält, bestraft worden waren. Man erzählte doch, daß Lots Frau, nur weil sie sich nach den dem Fluch verfallenen Städten umgeschaut hatte, in eine Salzsäule verwandelt worden war. Eine Salzsäule war mir im Geiste immer ganz blaß erschienen, wie eine Tote. Es mußte da irgend etwas sein, das man nicht sehen, von dem man nichts wissen durfte! Vielleicht

1) Anmerkung der Übersetzerin: im Französischen heißt:
la mère morte = die tote Mutter.
la mer morte = das Tote Meer.

hatte meine Mutter auch — das blieb unbewußt — aus geheimnisvollen Ursachen, die man vor Kindern verbirgt, sterben müssen. Und das Salz! Das Salz schien mir eine geheiligte, gefürchtete Substanz zu sein.[1]

Die Vorleserin meiner Großmutter pflegte Salz, das bei Tisch verschüttet worden war, mit einer beschwörenden Geste über ihre Schulter zu werfen. Mein Vater ergriff einmal meine Hand, um mich zu hindern, es ihr gleichzutun; er wollte mich lehren, abergläubische Gebräuche zu verachten, was ich sonst nach außenhin auch tat. Aber tief in meinem Innern sah es anders aus. Die Kristallbildungen, mit denen ich mir die Ufer des Toten Meeres bedeckt dachte, schillerten zauberhaft. Und die wunderbaren Farbenspiegelungen, die ich mir vorstellte, riefen sicherlich meinem Unbewußten den Opal ins Gedächtnis, den wahrhaft verhängnisvollen Opal, der in tiefem Schlaf auf dem Boden seiner Schatulle in der Bank ruhte.

III) Die Tuberkulosephantasie

Obwohl mein Tuberkuloseanfall aus der Kindheit sich niemals wiederholt hatte, übte doch der Opal vom Grunde der Schatulle aus, in der er in der Bank verborgen lag, weiter seine unheimliche Macht. Im Alter von siebzehn Jahren, nach einer quälenden Periode von Konflikten, die meinen Entwicklungsjahren gefolgt war, in der ich Monate hindurch meinem gleichwohl so sehr geliebten Vater das Leben schwer gemacht hatte, — so zeigt sich die Gefühlsambivalenz, — machte sich eine Reaktion meiner zärtlichen Gefühle gegen ihn bemerkbar. Gleichzeitig entstand und setzte sich immer mehr in mir der Gedanke fest, daß ich, wie meine Mutter, tuberkulös sei und daß man es vor mir geheimhalte. Ich konstatierte bald alle Arten von bestätigenden Symptomen. Es war also klar, daß alle mich täuschten, meine Verwandten, die Ärzte, die alle beteuerten, daß mir nichts fehle. Einzig und allein meine alte Kinderfrau, die seit meinem fünften Jahr bei uns war, eine alte, ergebene und beschränkte Korsin, die mich in meiner Kindheit im Kultus meiner verstorbenen Mutter stets bestärkt hatte, nur die alte Kinderfrau schüttelte den Kopf, wenn sie mein schlechtes Aussehen betrachtete, und murmelte mit Tränen in den Augen: „Ich habe es immer gefürchtet." Oh, ich wußte es, ich gab mich gar keiner Täuschung über mein Schicksal hin, ich war tuberkulös geworden und würde, so wie meine Mutter, nach meinem kaum erreichten einundzwanzigsten Jahr sterben. Hatte ich doch von meinem Anfall im Alter von vier Jahren sprechen gehört? Hatte man mir damals von dem Blutsturz erzählt, der meine ganze Kindheit verdüsterte, weil man mich deshalb ins Haus einschloß? Ich glaube, sagen zu können, daß man mir diese Mitteilung machte, als ich sechzehn Jahre alt war, also kurze Zeit vorher.

Nun zeigten die Ärzte, die sich, wie wir wissen, dem Verständnis psychischer Konflikte verschließen, in meinem Fall ihr ganzes Können. Unser Hausarzt begann, obwohl er mich sehr lieb hatte, meine Todesgedanken mit ständig zunehmender Verachtung zu behandeln, was mich zur Verzweiflung brachte und im Festhalten an meinen Ideen nur bestärkte. So oft ich mit

1) Vgl. Ernest Jones: „Die Bedeutung des Salzes in Sitte und Brauch der Völker", „Imago", Bd. I. (1912).

ihm davon zu sprechen versuchte, schickte er mich, wie man gewöhnlich sagt, „spazieren".

In dieser Weise vergingen drei Jahre, während ich den Gedanken an meine eingebildete Tuberkulose stets mit mir herumtrug. Ich fühlte in meiner ganzen rechten Seite einen Druck, ich hatte manchmal Beklemmungen, wurde anämisch; auch magerte ich ab, hatte wenig Appetit und litt während der kalten Jahreszeit ständig an Kehlkopf- und Luftröhrenkatarrh, was mir meine Vermutungen nur zu bestätigen schien. Ich sagte mir, daß die Ärzte entweder zu dumm oder zu nachlässig seien, um klar zu sehen, oder daß sie mich eben täuschten. Indessen hatte man fortlaufend verschiedene Spezialisten zu Konsilien gerufen, die immer das gleiche Resultat ergaben: es war nichts zu finden. Trotzdem glaubte ich weiter daran, daß die Ärzte mich hintergingen.

Damals entstand in mir der Wunsch, Medizin zu studieren; aber mein Vater war dagegen, mit der Begründung, daß das Studium meinen Heiratschancen schaden könne. Ich unterwarf mich sogleich seinem Willen. Wozu auch kämpfen? Sicherlich war ich viel zu krank, um auf die Universität gehen zu können, und dann kam mir damals der Gedanke gar nicht, daß ich meinem Vater ungehorsam sein könnte. Mein Leben war indessen weder trübselig noch mutlos. Niemals habe ich, allerdings nur zu Hause, so viel gearbeitet wie in dieser Zeit; es war für mich eine intellektuell bedeutsame Periode. Ich stand im Winter vor Tagesanbruch auf und lernte, manchmal schon von fünf Uhr an bis abends, in meinem Studierzimmer eingeschlossen, Geometrie, Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften, Philosophie, französische und deutsche Literatur. Ich ging nicht ins Lyzeum, sondern arbeitete in meinem Zimmer wie mein Vater in dem seinigen, und mit einem zügellosen Eifer, der mir größer schien als seiner und mit dem ich mich brüstete. Ich war stolz darauf, bei den täglichen Mahlzeiten mit meinem Vater von meinen wissenschaftlichen Studien sprechen zu können; wenn er auch leider Literatur und Kunst, die ich ebenfalls liebte, verachtete, so sagten ihm wenigstens meine wissenschaftlichen Neigungen zu. Damals hegte ich die jugendliche Illusion, daß ich mit der Kraft meines Geistes die Welt erobern könne. Ich entsinne mich mancher Wintermorgen in meinem einsamen, hochgelegenen Studierzimmer in unserem, die Stadt überragenden Hause: während meine Lampe erlosch, ging am Horizont von Paris unter meinem Fenster die rote Sonne auf; in ihrem Rot schien sie mir der Erregtheit meines Herzens vergleichbar. Vielleicht würde ich jung sterben müssen, aber was lag daran! Niemals war ich noch so glücklich gewesen.

Und doch entstand in mir zur selben Zeit eine neue Phobie. Ich konnte zwar nicht Medizin studieren, aber alles, was damit im Zusammenhang steht, erregte mein leidenschaftliches Interesse. Besonders interessierte mich die Anatomie, ich wollte mich gründlich damit befassen, mein Studium also am Skelett beginnen. Nun befand sich in der großen Bibliothek meines Vaters ein kleines Skelett, das er geschenkt bekommen hatte; es war das Skelett einer jungen Hindufrau, die im ungefähren Alter von zwanzig Jahren an Tuberkulose gestorben war. Unter einem Glas daneben lag die Totenmaske, die ihre abgemagerten Gesichtszüge zeigte.

Ich bat nun meinen Vater, mich das kleine Skelett in meinem Studier-

zimmer aufhängen zu lassen, damit ich mit Muße daran lernen könne. Aber meine Bitte entsprang noch einer anderen Ursache: im Grunde fürchtete ich mich sehr vor dem kleinen Skelett und wollte mich zwingen, mich an seinen Anblick zu gewöhnen. Außer meinen Angst- und Konversionserscheinungen hatte ich zahlreiche Zwangssymptome entwickelt, die mich immerfort dazu drängten, mich zu überwinden, zu besiegen und gerade die Dinge zu tun, die ich am meisten fürchtete. Ich will hier nicht näher auf diese Symptome eingehen, weil ich in der vorliegenden Arbeit nur heraushebe, was Beziehung zur Identifizierung mit meiner verstorbenen Mutter hat, um davon ein geschlossenes Bild zu geben.

Nachdem ich nun das kleine Skelett in meinem Studierzimmer aufgehängt hatte, ging ich daran, es zu studieren. Ich war öfters versucht, es von seinem Haken herabzunehmen, es neben mich zu stellen und unsere Größenmaße miteinander zu vergleichen. Meine Mutter war auch um vieles kleiner gewesen als ich und war auch ungefähr im gleichen Alter wie die kleine Hindufrau gestorben. Aber diese familiären Beziehungen zu dem kleinen Skelett, weit davon entfernt, es mir vertrauter zu machen, hatten folgendes Resultat: das kleine Skelett begann mir jetzt, bisweilen Nacht für Nacht, zu erscheinen. *Ich ging im Traum an ihm vorbei . . . da streckte es die Hand aus und ergriff mich, als wollte es mich mitziehen. Oder es tanzte vor mir und kam dann auf mich zu* und ich erwachte in einem schrecklichen Angstzustand. So war die alte Kinderfurcht vor der posthumen Rache meiner Mutter wieder auferstanden. Das kleine Skelett der zwanzigjährig verstorbenen Lungenkranken war sie selbst; sie war von ihrem Aufenthaltsort in die Bibliothek meines Vaters heraufgekommen, um mich dafür zu bestrafen, daß ich ihn ihr weggenommen hatte. Und jetzt, nachdem ich selbst tuberkulös war, wie sie es gewesen, kam sie jede Nacht, um mich zu mahnen, daß es bald an der Zeit sei, ihr ins Grab zu folgen, was ich gleichzeitig fürchtete und ersehnte.

Als ich einsah, daß ich mich, trotzdem Monate vergangen waren, nicht an das kleine Skelett gewöhnen konnte, und obwohl ich damals nicht wußte, daß der Inhalt des Unbewußten der Usur der Zeit nicht unterliegt, gab ich nach und brachte das kleine Skelett schließlich wieder hinunter in die Bibliothek.

Und trotzdem beunruhigte es weiterhin meine Nächte. *Ich sah mich im Traum die Treppen hinabgehen, um zu meinem Vater in die Bibliothek zu gelangen; aber unterwegs erfaßte mich das kleine Skelett von rückwärts mit seiner ausgestreckten Hand.* So lebte ich mit meinen Angstträumen fort und wagte nicht, bei hereinbrechendem Abend und schließlich sogar bei Tage nicht mehr, allein in die Bibliothek zu gehen.

Diese Phobie war eben ein ganz wunderbares Kompromiß zwischen zwei mächtigen Tendenzen meines Unbewußten: meine Mutter sein, sterben wie sie, befriedigte den positiven Teil meines Ödipuskomplexes, die Liebe zu meinem Vater; und von meiner Mutter mit dem Tode bestraft werden als Wiedervergeltung für den Tod, den ich ihr verursacht, entsprach dem anderen Teil meines Ödipuskomplexes, dem damit verbundenen, unbewußten Schuldgefühl.

Mein Vater hatte mir, als ich neunzehn Jahre alt wurde, die Erzählungen

von Edgar Poe, in der Übersetzung von Baudelaire, gegeben und ich begann sie an den Abenden des folgenden Sommers auf dem Lande zu lesen. Zuerst las ich den „Doppelmord in der rue Morgue", den „Gestohlenen Brief", den „Goldenen Skarabäus", die drei Erzählungen, die mein Vater bewunderte, die mir aber keinen übermäßigen Eindruck machten. Als ich aber „Ligeia", eine Geschichte, die mein Vater geringschätzte, begonnen hatte, wurde ich bei Beschreibung des als Rächerin wiederkehrenden Leichnams der Frau von solcher Angst ergriffen, das ich damals, wie mir scheint, nicht imstande war, die Geschichte zu Ende zu lesen. Und bald gab ich diese schreckenerregende Lektüre ganz auf. Es war darin etwas, dessen Art ich nicht ertragen konnte, ich, die ich mich — und das seit meinem dreizehnten Jahr — an der Aufführung von Tragödien wie Hamlet oder König Ödipus begeistert hatte. Ich konnte mit den Geschichten von Poe so wenig vertraut werden wie mit dem kleinen Skelett; es war mir klar, daß, je mehr ich davon lesen würde, meine Angst sich nur steigern würde; es gab da sicherlich noch andere, ebenso schreckliche Erzählungen, wie „Ligeia", und es war besser, diese gar nicht kennen zu lernen. Und im Verlaufe von fünfundzwanzig Jahren meines Lebens öffnete ich kein Buch, in dem möglicherweise eine Geschichte von aus der anderen Welt wiederkehrenden Geistern, besonders weiblichen Geschlechtes, vorkommen konnte. Ich hatte nämlich bald bemerkt, daß die toten Frauen mir hundertmal mehr Angst einflößten als die toten Männer; wegen der in Poes Erzählungen so häufig vorkommenden weiblichen Geister habe ich mich von der Lektüre seiner Werke ferngehalten. Ich durfte nicht wagen, „Ligeia", früher, als jetzt während meiner Analyse, wieder zu lesen — und wie überfiel mich da die Angst von neuem! — um nun endlich die Gründe meiner Furcht kennen zu lernen. Nachdem „Ligeia" sich als das gezeigt hatte, was sie für mich war: als die rächende Mutter, die wiederkehrt, um den durch Rowena (mich) usurpierten Platz an des Vaters Seite wieder einzunehmen, verlor sie mit einemmal zugleich mit ihrem Geheimnis auch ihre angsteinflößende Kraft. Das war sogar ein therapeutisches sehr hübsches Resultat meiner Analyse.

Indessen, als ich das Alter von zwanzig Jahren erreicht hatte, — das Alter, in dem meine Mutter geheiratet hatte, — begann meine „Krankheit" sich plötzlich zu verschlimmern. Ich magerte ab, ich verfiel zusehends. Meine immerwährenden Halsübel wurden in diesem Winter zu einer chronischen Krankheit; ich hatte sogar manchmal blutgefärbte Schleimabsonderungen. Meine Angehörigen erklärten das mit erblicher Belastung; sie sagten, es wäre genau wie bei meiner Mutter, die Geschwüre im Halse hatte und deshalb auch Blut hustete. Ich aber magerte weiter ab, wurde immer blasser, immer schmächtiger, ich nahm immer mehr und mehr das Aussehen einer Kranken an und machte das alles so gut, daß mein Vater und meine Großmutter sich endlich auf den Rat der Ärzte entschlossen, mich fortzuschicken. Wenigstens sollte mein Aussehen, das jeden, besonders zukünftige Bewerber, abgeschreckt hätte, sich bessern; ich sollte mich kräftigen und meine „Anämie", so wurde ärztlicherseits mein Leiden genannt, ausheilen. Ich wurde in den Süden geschickt.

Gerade das hatte ich mir gewünscht. Ich hatte den Süden — das Land, in dem meine Mutter aufgewachsen war — seit meinem fünften Jahr, seit ich

nach meinem Blutsturz dort gesund geworden war, nicht wiedergesehen. Aber ich erkannte alles, als hätte ich es erst gestern verlassen. Und ich finde nicht genug Worte zur Schilderung meines Entzückens, als ich Palmen, Eukalyptusbäume, Zitronen- und Orangenbäume wieder sah und die duftenden, gelben, blühender Sonne gleichenden Mimosen.

Dort lebte ich meist im Freien und zwang mich nach eigenem Gutdünken mehrere Monate hindurch zu schrecklicher Überernährung, die mich bald fast an die Grenze der Fettleibigkeit brachte. Daraufhin schränkte ich meine Nahrungsaufnahme wieder ein und nahm glücklicherweise an Gewicht ab, aber das gute Aussehen behielt ich bei. Trotzdem mußte ich an vier aufeinander folgenden Wintern wiederkommen, ohne mich indessen schon ganz gesund zu fühlen. Denn dazu fehlte mir eine Bedingung, von der weder ich selbst noch meine Ärzte etwas wußten: ich mußte einen bestimmten Zeitpunkt in meinem Leben überschritten haben. Ich konnte tatsächlich von meiner Tuberkulosephantasie nicht genesen, bevor ich mein zweiundzwanzigstes Jahr nicht überschritten, also das Alter erreicht hatte, in dem meine Mutter gestorben war. Ich hätte mich auch früher nicht verheiraten können. Meine Angst vor Schwangerschaft und Gebären war zu dieser Zeit ohnehin intensiv genug — es mußte mindestens durch Überschreiten des unheilvollen Zeitpunktes das drohende Verhängnis beschworen werden. Die Tuberkulosephantasie war ein Kompromiß, das mich einerseits vor der Heirat, der Schwangerschaft, also dem tatsächlichen Schicksal meiner Mutter bewahrte, andrerseits aber auch vor der Untreue gegen meinen Vater; denn sie ließ mich der primitiven Liebe zu meinem Vater treu bleiben und verwirklichte, wie seinerzeit die Storchhalluzination, meinen tiefsten Wunsch: die Identifizierung mit der während meiner Kindheit bis über den Tod hinaus beneideten Mutter.

Indessen — ich glaube, es war als ich zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt war — kamen die Schmucksachen meiner Mutter aus der Bank zurück, wo sie seit ihrem Tode aufbewahrt gewesen waren, und wurden mir in aller Form übergeben; und nichts aus dem Inhalt der Schatulle erregte mein Interesse so sehr wie der große Opal.

Aber sein Anblick enttäuschte mich. Vor allem hatte er nicht die Form eines Eies, von der ich während all der Jahre geträumt hatte und die meinen unbewußten Wünschen besser entsprach, sondern er war herzförmig. Übrigens, wenn man sich die Brillanten der Umfassung wegdenken wollte, ergab sich auch nicht — wovon ich solange geträumt hatte — die Größe eines Hühnereies; der Opal war gerade nur etwas größer als ein Taubenei. Und sein Farbenspiel war zu milchig, zu matt, jedenfalls viel weniger lebhaft, als das des großen Vogels — den ich übrigens damals noch nicht mit ihm in Verbindung brachte. Kurz gesagt, im hellen Licht meiner zwanzig Jahre besehen, enttäuschte mich der große Opal.

Ich legte ihn beiseite und trug ihn nicht, weil ich fand, daß dieses alte, russische Schmuckstück für den modernen Geschmack zu plump sei. Auf diese Weise rationalisierte ich meine Gefühle.

Als ich indessen endlich mein zweiundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, sagte mein Vater zu mir: „Die Zeit vergeht, Du bist jetzt zweiundzwanzig und wegen der dummen Ideen über deine eingebildete Krankheit gibt es noch keine Heiratsaussicht für Dich. Es wäre wirklich an der Zeit, zur Vernunft

zu kommen und von Deinen verrückten Ideen zu lassen." Mein Vater sprach ganz so, als ob er in seinem Unbewußten davon Kenntnis gehabt hätte, daß tatsächlich der Zeitpunkt gekommen war, an dem die Realität es mir ermöglichte, mich von ihm loszulösen und die liebevolle und schreckliche Phantasie zu beenden, die mich gegen meinen Willen an sein Haus gebunden hatte.

Meines Vaters Ausspruch über meine „eingebildete" Krankheit kränkte mich zuerst. Er glaubt also nicht daran, dachte ich, er denkt eben an nichts anderes, als mich vorteilhaft zu verheiraten; er liebt mich eben nicht! Und ich zürnte meinem Vater mit der ganzen Kraft meines Herzens.

Diese Phrase „er glaubt nicht daran" hatte eben noch eine andere tiefe Bedeutung außer der, die ich selbst ihr verlieh. Der manifeste Gedanke lautete für mich: „Er glaubt nicht an meine schwere Krankheit." Aber der latente Gedanke hieß: „Er glaubt nicht an meine übermächtige Liebe." Denn meine „eingebildete" Krankheit drückte aus, was am „realsten" in mir war: die tiefe und treue Liebe bis zum Tode, die Liebe, von der nur ein, und zwar der kleinere Teil die Oberfläche des Bewußtseins streifte, die Liebe, die ich seit meiner Kindheit meinem Vater — und nur ihm allein — bewahrte.

Jetzt aber, da ich zweiundzwanzig Jahre alt war, sagte mir mein Vater selbst, daß es Zeit sei, auf die aus Liebe zu ihm entstandene Identifizierung mit der verstorbenen Mutter zu verzichten. Die Realität verkündete es: ich hatte das Alter von zweiundzwanzig Jahren erreicht und war nicht gestorben; und da ich gar keine Veranlagung für die Psychose besaß, die Stimme der Wirklichkeit zu überhören, wenn diese laut genug sprach, reagierte ich auf das, was sowohl mein Vater als auch das Schicksal sagten.

Tatsächlich begann von diesem Zeitpunkte an meine Tuberkulosephantasie zu verblassen. Im darauffolgenden Winter im Süden fühlte ich mich immer besser, immer gesünder; ich hatte das deutliche Gefühl, daß meine Tuberkulose — an die ich immer noch glaubte — endlich wirklich in der Heilung begriffen war.

Im folgenden Winter, im Winter meines dreiundzwanzigsten Lebensjahres, erreichte ein Arzt in Nizza endlich, was allen anderen mißlungen war: er nahm sich die Mühe, öfters mit mir zu sprechen, und überzeugte mich nach und nach nicht nur davon, daß ich vollkommen von meiner Tuberkulose geheilt war, sondern, daß ich auch in den vergangenen sechs Jahren nicht im mindesten tuberkulös gewesen war. Und das ging mit allergrößter Leichtigkeit vor sich, ich vergaß wie durch Zauberei die fixe Idee dieser sechs Jahre und dachte überhaupt nicht mehr daran.

Nun fühlte ich mich wie vom Tode auferstanden und dachte, zur großen Freude meines Vaters, endlich sogar mit einer Art plötzlichen Verlangens an eine Heirat.

Mit fünfundzwanzig Jahren verlobte ich mich; Alter und Stellung meines Verlobten machten es mir leicht, die Liebe zu meinem Vater auf ihn zu übertragen. Als ich ihm eines Tages meinen Schmuck zeigte, machte er mir den Vorschlag, alle die alten Schmuckstücke meiner Mutter, die zu unmodern waren, um getragen zu werden, zu verkaufen und dafür Perlen zu kaufen, die die von meiner Mutter geerbten ergänzen würden. Ich willigte ein, obwohl der Gedanke, mich von all diesen alten Andenken zu trennen, mir ein wenig leid tat. Aber ich brachte es nicht über mich, mich zum Verkauf des einen

Steines, des Opales, bestimmen zu lassen, obwohl mein Verlobter mich gerade dazu besonders drängen wollte. Trotzdem er mir, um mich zu überreden, sagte, daß ihm dieser Stein nicht gefalle, daß er angeblich ein Unglücksbringer sei und wir uns deshalb seiner entledigen sollten, blieb ich hartnäckig bei der Ablehnung seines Vorschlags. Hatte mich mein Vater nicht von Kindheit an gelehrt, jeden Aberglauben zu verachten! Es wurden also nur die Brillanten der Einfassung verkauft, den Opal selbst behielt ich unter dem Vorwand, daß sein Wert nicht genügend groß sei, es also nicht lohne, ihn zu verkaufen.

Eines Tages, ich glaube, es war während meiner ersten Schwangerschaft, wollte ich ihn wieder sehen; ich öffnete meine Schmuckkassette, suchte den Stein — er war nicht zu finden. Der Opal, der Unglücksbringer für schwangere Frauen, den zu verkaufen ich mich geweigert hatte, war indessen vor meiner eigenen Niederkunft verschwunden. Man könnte sagen, daß das Schicksal mich wider meinen Willen vor ihm schützen wollte.

Ich hatte zwei Kinder und starb trotz der beidemaligen schrecklichen Befürchtungen meines Vaters nicht im Wochenbett. Und nachdem mehrere Jahre vergangen waren und ich nach und nach die Hoffnung, ein drittes Mal Mutter zu werden, aufgeben mußte, fand ich eines Tages, ohne zu wissen wie und ich glaube auch ohne ihn gesucht zu haben, am Boden einer alten Schachtel den verbannten Opal, in ein armseliges Stückchen Seidenpapier gewickelt. Er verschwand aber bald von neuem aus meinem Besitz und aus meinen Gedanken — bis zum gestrigen Tag, an dem er durch den Verlauf meiner Analyse in seiner ganzen leuchtenden Wichtigkeit wieder auftauchte.

Ich glaubte übrigens bis gestern noch, ihn verloren zu haben, und erst heute abends, als ich meine Kammerfrau nach dem Stein fragte, rief sie mir seine Existenz am Boden der alten Schachtel ins Gedächtnis. Und jetzt darf der große, seit so vielen Jahren im Dunklen vergraben gewesene Opal das Tageslicht wieder sehen. Er hat endlich seine furchtbare, geheimnisvolle Macht eingebüßt, denn — und das könnte eine Devise der Psychoanalyse sein — die Gespenster verflüchtigen sich, wenn das Licht des Tages auf sie fällt. Aber man muß vorerst den Mut aufbringen, sie ins helle Licht heraufzubeschwören.

IV) Schlußfolgerung

Ich habe meine Storchhalluzination aus dem vierten Lebensjahr und die darauffolgende Anubisphobie erzählt, weil sich schwerlich aus der Blütezeit des Ödipuskomplexes und aus den folgenden Jahren ein schöneres Beispiel für die aus übermächtiger Liebe zum Vater entstandene, bis zum Tod gehende Identifizierung mit der Mutter finden läßt.

Ich habe die Erzählung meiner Tuberkulosephantasie im Alter von siebzehn Jahren hier folgen lassen, weil sie denselben Ursprung hat, aus dem durch die Pubertät wiedererweckten Ödipuskomplex stammt und wohl mein „Fall" zwischen siebzehn und dreiundzwanzig Jahren von neuem den Einfluß psychischer Komplexe sowohl auf das körperliche Befinden, als auch auf das persönliche Schicksal zeigt. Wäre damals eine Analyse, die das verdrängte pathologische Material ans Tageslicht gebracht hätte, möglich gewesen, sie hätte mir mehr Nutzen gebracht als alle Konsultationen der Ärzte und alle Aufenthalte im Süden.

Und man kann an diesem Beispiel den so häufigen Gegensatz zwischen der bewußten und der unbewußten Einstellung zum Aberglauben, wie übrigens zur Religion im allgemeinen beobachten. Es nützte nichts, daß mein Vater meine Hand zurückhielt, als ich das verschüttete Salz über meine Schulter werfen wollte, und daß ich selbst mich in Identifizierung mit diesem bewunderten Vater über jeden Aberglauben erhaben fühlte und abergläubische Leute tief verachtete, mein ganzes Unbewußtes „glaubte" an die schreckliche Macht des Opals. Meine Halluzination des irisierenden Storches hatte diese Tatsache im Alter von vier Jahren nicht deutlicher gezeigt, als mehr als zwanzig Jahre später das Verschwinden und Wiedererscheinen des verhängnisvollen Steines in Übereinstimmung mit Daten und Ereignissen meines Lebens als Frau und Mutter.

Aus einer analogen Opposition heraus ist es auch zu erklären, daß ich, obwohl ich, erwachsen geworden, mich zum Freidenkertum bekannte wie mein Vater und an ein Weiterleben der Toten nicht glaubte, doch die Angst vor Geistern in solchem Maße beibehalten hatte, daß ich eine Geschichte von Edgar Poe erst lesen konnte, nachdem die Analyse mich endlich von dieser Angst befreit hatte.

In den archaischen Tiefen unseres Unbewußten leben eben die alten Menschheitsreligionen auch dann noch fort, wenn sich unser Verstand weit über deren primitive Begriffe hinaus entwickelt hat.

Eine Beobachtung über die kindliche Theorie des Koitus a tergo

Von

Ruth Mack Brunswick

New York

Man hat allgemein beobachtet, daß sich bei der Analyse von „Urszenen" der angeblich vom Kinde beobachtete Koitus der Eltern häufig als a tergo vollzogen darstellt. Diese Idee kehrt mit solcher Beständigkeit wieder, daß Freud zu der Annahme neigte, die ganze Beobachtung des elterlichen Koitus könnte vom Kinde häufig nur phantasiert sein.[1] Zweifellos ist der Koitus a tergo viel weniger häufig als er in der Vorstellung unserer Patienten vorkommt.[2] Seine ständige Wiederkehr in den durch Analyse ermittelten Kindheitserinnerungen macht in der Einschätzung ihres Realitätscharakters unsicher, weil sie diese in gewissem Sinne mehr als Phantasie erscheinen läßt.

Wir stehen nun vor der Frage: Wenn ein Patient eine Urszene in Form eines Koitus a tergo seiner Eltern rekonstruieren läßt, haben wir es dann

1) Freud, Vorlesungen, Ges. Schriften, Bd. VIII., S. 487 ff.

2) Immerhin ist in Familien von starker analer Veranlagung der Koitus a tergo keine ungewöhnliche Erscheinung. Man wird sich aus Freuds „Geschichte einer infantilen Neurose" erinnern, daß der Wolfsmann einen Koitus dieser Art bei seinen Eltern gesehen hat. Teils durch diese frühe Beobachtung, teils infolge seiner überwiegend analen Veranlagung wurde diese Art des Verkehres für den Patienten selbst später die übliche. Er vollzog nicht nur den Koitus a tergo, sondern auch per anum.

mit einer Phantasie oder einer tatsächlichen Beobachtung zu tun, oder mit einer Kombination beider, wobei die wirklich beobachteten Tatsachen durch aufgesetzte Phantasien verfälscht sind? Therapeutisch ist diese Frage bedeutungslos; wir wissen, daß hinsichtlich der Folgen kein großer Unterschied zwischen Wirklichkeit und Phantasie besteht. Aber die Urszene und ihre Folgen bilden einen ausschlaggebenden Faktor der psychischen Entwicklung der Kindheit, darum müssen wir bestrebt sein, sie bis in alle Einzelheiten kennen zu lernen.

Der folgende Auszug aus dem Traume eines Patienten kann vielleicht zu der Lösung dieses merkwürdigen Problems beitragen:

Es ist Ende Oktober. Auf der Oberfläche eines Teiches verkehren Schildkröten und Austern geschlechtlich miteinander. Am Ufer taten Truthühner dasselbe. Der Akt fand zwar „von vorne" statt, trotzdem weiß der Träumer, daß der Penis in den Anus eingeführt wird, und denkt sich, „von rückwärts wäre es bequemer".

Ende Oktober ist der Geburtstag des Patienten. Frühere Träume hatten durchwegs Bezug auf seine Eltern; er träumte von Schlangen, Bergsteigen, gefährlichen Felsspalten, in die Menschen herabstürzten, usw. Das Thema des elterlichen Geschlechtsverkehres ist von dem in der analytischen Literatur ziemlich bewanderten Patienten selbst aufs Tapet gebracht worden. Doch fügte er hinzu, daß sich in seiner Erinnerung ein Schleier über alle diese Dinge breite. Er bemerkt gleichzeitig, daß Schildkröten und Austern männliche und weibliche Symbole sind. Auch gibt er an, daß er im Traume zwar den Koitus von vorne gesehen, dabei aber doch gewußt hätte, daß der Anus das empfangende Organ wäre; daher hätte er gedacht, wie viel bequemer der Koitus von rückwärts wäre; seine Empfindung dabei entspricht durchaus der bei einem Versuch, sich den Koitus seiner Eltern vorzustellen, von dem er sich auch kein plastisches Bild machen kann. Offenbar hat er bei seinen Eltern einen Koitus von vorne mitangesehen, aber am Glauben an die Rolle des Anus festgehalten und deshalb in der Erinnerung die Stellung so zu verschieben versucht, wie er sie für bequemer hielt. Der weitere Verlauf der Analyse rechtfertigte diese Deutung.

Der Traum enthüllt gerade die für die Kindheit so typische phantastische Entstellung des tatsächlichen Erinnerungsbildes. — Wir alle wissen, wie schwer es ist, die Geburtstheorien eines Kindes zu beeinflussen. Manche unserer Darlegungen nimmt das Kind hin, die übrigen lehnt es ab oder verändert es, entsprechend der jeweiligen Phase seiner Entwicklung. Ebenso reagieren die Kinder auf eine Beobachtung des elterlichen Geschlechtsverkehres in verschiedener Weise. Manche durch völlige Ableugnung des ganzen Vorganges, andere durch Hinnahme der Tatsache unter phantastischen Entstellungen. Schließlich muß in einer Schicht des Unbewußten die Tatsache des Koitus doch akzeptiert werden.

Was irgendein Kind, in dessen Anwesenheit die Eltern geschlechtlich verkehren, wirklich sieht, hängt von zahlreichen Faktoren ab, vor allem von der räumlichen Stellung des Kindes zu seinen Eltern. Daß der Penis des Vaters leichter zu sehen ist als die Vagina der Mutter, liegt auf der Hand. Die Vagina ist in der Tat zugleich mit dem Anus nur bei einem Koitus a tergo sichtbar, und auch dann nur, wenn das Zimmer erleuchtet ist. Wenn

aber das Kind überhaupt imstande ist, etwas zu sehen, dann wird seine Vorstellung, daß alle Erwachsenen einen Penis besitzen, über den Haufen geworfen, selbst wenn es die Vagina nicht sehen kann. Sobald sein Glauben an den Phallus der Mutter ins Wanken gerät, bringen ihn andere Beobachtungen auf die Idee, daß die Frauen kastriert sind, und auf verschiedenen Wegen bekommt das Kind schließlich auch eine Vorstellung von der Vagina selbst. In unserem Falle hatte der Patient als kleines Kind zwischen seinen Eltern geschlafen; während ihres Koitus lag er so nahe bei ihnen, daß es für ihn durchaus möglich war, die Vagina selbst bei normaler Stellung des Geschlechtsverkehres zu sehen. Solche Situationen kommen häufig vor, wenn das Kind das Bett der Eltern teilt.

Die Entdeckung der Vagina stellt für das Kind die unangenehme Erfahrung von der Realität der Kastration dar. Es ist daher leicht zu verstehen, warum das Kind darauf besteht, einen Koitus a tergo beobachtet zu haben. Dadurch wird die kastrationsbeweisende Vagina überflüssig; in der Vorstellung vollzieht sich der Verkehr durch den Anus, der beiden Geschlechtern gemeinsam ist, dessen Existenz der eines Penis nicht widerspricht, und der in dieser Zeit auch für den Weg gehalten wird, auf dem das Kind zur Welt kommt.

Das Kind weiß aus seinen Beobachtungen (die Truthühner im Traume), daß sich die Tiere immer von hinten begatten. Ich hatte viele erwachsene Patienten, die zwar von der Existenz der Vagina bei Tieren unterrichtet waren und dennoch meinten, der Koitus finde per anum statt, was ja bei Vögeln, die eine Kloake besitzen, eigentlich auch zutrifft. Zweifellos klammert sich das Kind hartnäckig an den Glauben, daß der Begattungsakt der Tiere durch den Anus stattfindet. So ist es durchaus möglich, daß ein Grund für die Tierliebe der meisten Kinder darin liegt, daß es ihnen leicht fällt, bei den Tieren die äußere sexuelle Differenzierung trotz der leichteren Möglichkeit zur Beobachtung zu leugnen. Die Beobachtung an Tieren würde also allein wohl noch nicht ausreichen, die an den Eltern gemachten zu korrigieren, wenn diese a-tergo-Beobachtungen dem Kinde nicht eine Stütze für die von ihm angestrebte Leugnung der Kastration böten. Die Beständigkeit und Überzeugungskraft der kindlichen Vorstellung des Koitus a tergo ist somit dadurch bedingt, daß sie dem Kinde ermöglicht, trotz gegenteiliger Erfahrungen die Existenz penisloser Wesen abzuleugnen.

Eine Traumanalyse

Von

Otto Fenichel

Berlin

Es ist in der Praxis nicht gar so häufig, daß eine zu Ende durchgeführte Traumanalyse plötzliches Licht wirft auf die Zusammenhänge eines ganzen Krankheitsfalles. Es ist deshalb vielleicht erlaubt, hier ein Beispiel hiefür zu erzählen.

Die Träumerin ist ein 29jähriges Mädchen, das wegen Homosexualität und Frigidität die Behandlung aufsuchte. Sie hat eine schwere Kindheit bei schwer

neurotischen Eltern durchgemacht und hat sich dann mit zirka 20 Jahren vom Elternhaus losgesagt; sie zog in eine fremde Stadt, brach jede Verbindung mit dem Elternhaus ab und begann ein neues Leben. Die unbewußte Fixierung an die Ängste ihrer Kinderzeit verrieten sich aber noch in schweren Störungen ihres Gefühlslebens, denn ihre Frigidität beschränkte sich nicht auf das sexuelle Gebiet, sondern alle ihre differenzierten Gefühlsbeziehungen zu anderen Menschen waren ständig von dem Ende durch plötzliches Erkalten bedroht. Erst nach längerer Zeit der Analyse gestand die Patientin den wahren bewußten Kernpunkt dieser Ängste ein: Der Vater, ein schwer leidender Mann hatte die Patientin in ihrem 12. bis 15. Lebensjahre wiederholt nachts im Bette besucht, ihre Hand an seinen Penis geführt und sich so von der Tochter onanieren lassen. Einige Deckerinnerungen sprechen dafür, daß er Ähnliches auch schon im 5. oder 6. Lebensjahre der Patientin getan hat. Die Patientin selbst erinnerte sich dieser Nächte nur mit Angst und Grauen, sie hat sich dabei stets schlafend gestellt; sie kann nicht glauben, daß sie selbst dabei sexuell erregt gewesen wäre, obwohl manches Detail dafür spricht; nicht nur, daß sie den Vater nie verraten hat und dazu besonders geeignete Gelegenheiten unbenutzt hatte verstreichen lassen, sondern daß ihre heutigen Liebesbedingungen nur zum Teil die Form hatten: Es darf nichts so sein, wie es beim Vater war (das war die Formel ihrer Homosexualität), zum anderen Teil aber die Form: Es muß alles genau so sein, wie es beim Vater war. Zur Zeit des Traumes war die Patientin mit einem jungen Manne befreundet, im Verkehr noch völlig frigid und kämpfte mit dem Gedanken, auch diese Bindung — wie schon oft in ähnlichen Fällen vorher — abzubrechen, wenn es ernst werden sollte. Der Traum lautet:

„An der Fassade eines Hauses hängt ein Riesenweib, deren Körper vom Dach bis zum Boden reicht. Sie hängt wie als Reklame da. Mit beiden Händen hält sie sich am Dachfirst fest, Kopf und Oberkörper hängen senkrecht herab, die Beine aber sind angezogen, so daß der Körper mit den Beinen einen rechten Winkel bildet und die Beine horizontal liegen. Plötzlich fällt die Frau herunter und kriecht dann durch eine Tür ins Haus hinein, was ihr sehr schwer fällt, weil sie so groß, die Tür aber so klein ist. Ich verkaufe dann Vasen. Eine Käuferin hat die zugehörigen Blumen schon mitgebracht. Sie sehen aus wie rote Maiglöckchen. Wie die Frau die Blumen in die Vase stecken will, erweist sich, daß die Blumen für die große Vase viel zu klein sind, sie fallen hinein und ‚schwimmen' gleichsam in der viel zu großen Vase."

Die Patientin führt zunächst zur *„Riesin"* breit aus, welchen Widerwillen sie gegen Riesen, Zwerge und andere Monstra empfindet. Sie ist vor Jahren einmal auf einem Sommerfest gewesen, wo zur Belustigung des Publikums eine Riesin herumging, mit der sie sehr Mitleid gehabt hat. Übrigens soll Patientin in den nächsten Tagen mit ihrem Freund ein Sommerfest besuchen und hat gar keine Lust dazu. Die Stimmung pflegt auf solchen Festen so gezwungen und unnatürlich zu sein, sie will nicht hingehen, möglicherweise könnte wieder so eine Riesin dort sein. (Der wahre Grund ihrer Unlust ist wohl die Angst vor dem Zusammensein mit dem Freunde.) Auch schon als Kind wollte sie nie ins Panoptikum gehen, weil sie Ekel und Mitleid mit den ausgestellten Monstren empfand. Da fällt ihr eine Episode vom Vortag ein: Beim Kirschenessen war sie auf eine Doppelmißbildung gestoßen, hatte

sich geekelt und die Doppelkirsche weggelegt; ihre Freundin wollte sie essen, da schlug die Patientin sie ihr aus der Hand und rief: „Pfui, das ißt man doch nicht!" Die Vorstellung von „siamesischen Zwillingen" sei unsagbar ekelhaft. Als Kind habe sie einmal zwei zusammengewachsene Maikäfer fliegen gesehen und ist vor Angst und Ekel davongelaufen. Ich stelle die Zwischenfrage, ob das sicher zusammengewachsene Maikäfer gewesen seien. Eben jetzt falle ihr ein, die Käfer könnten wohl in Begattung begriffen gewesen sein, sie hätte das noch nie gedacht, immer an eine Mißbildung geglaubt. Bei der Mißbildungsangst fallen der Patientin auch verschiedene Tierphobien aus ihrer Kinderzeit ein, besonders eine Mäuseangst, deren sexueller Sinn in der Analyse schon behandelt worden war. So konnte ich an dieser Stelle der Patientin den ersten Hinweis darauf geben, daß die Einfälle Sommerfest, Maikäfer, Maus zeigen, daß der Traum das Thema „Angst vor der Sexualität" behandelt.

„*Das Haus, an dem die Frau hängt.*" Die Patientin erkennt in ihm ein bestimmtes Haus und erinnert mit einem nächsten Einfall, daß dort wirklich eine Riesenreklame angebracht war, aber keine Frau, sondern eine Schrift: „Die größte Bar der Welt." Ich bemerke, daß sich mit der Formel „Die größte Dame der Welt" oft Riesinnen anzukündigen pflegen und frage, warum sie wohl das Wort „Bar" durch das „Dame" ersetzt habe. Sie weiß sofort die Antwort: Weil der Text der Schrift weitergeht: „50 Bardamen." Der Traum hat also den Text „Die größte Bar der Welt — 50 Bardamen" zusammengezogen zu „Die größte Dame der Welt". Die Patientin erzählt, sie sei einmal in dieser Bar gewesen, sie sei in größerer Gesellschaft durch die Räume durchgegangen. Es war ein unsympathisches Milieu, die Bardamen sahen aus wie ältere Prostituierte und die Patientin hatte mit ihnen Mitleid wie mit der Riesin. Also wieder das Motiv: Mitleid wegen Sexualität. Nun weiß sie: Die Tische in dieser Bar waren rechtwinklig angeordnet, so, wie die Riesin im Traume an der Fassade hing. In der Bar war Musik. Da fällt ihr ein, daß sie am Vortage ein Gespräch über die Sinnlosigkeit der Schlagertexte geführt habe. Die meisten Schlager enthalten zotige Anspielungen, aber bei manchen könne man die sexuelle Andeutung, die doch darin stecken müsse, gar nicht entdecken. So habe sie darüber nachgedacht, wo Witz und Anspielung im Liede vom „Meyer am Himalaya" gelegen wären. Da heißt es: „Rauf, ja, das kunnt' er, aber wie kommt er runter?" Das Wesentliche sei die Vorstellung des kleinen Meyer am großen Himalaya. (Also die Disproportionalität zwischen groß und klein, die ja in den Traumgedanken eine bevorzugte Stellung einzunehmen scheint, siehe die große Frau in der kleinen Tür, die kleinen Blumen in der großen Vase.) Es gibt ja noch manch andere Lieder, die das Thema „kleiner Mann und große Frau" behandeln. — Ich sage, daß sie damit auch ihre Frage nach dem geheimen sexuellen Sinn des Liedes beantwortet haben dürfte: Es handelt sich um eine Anspielung auf den männlichen Masochismus. Ja, meinte die Patientin, diese Disproportionalität hat sicher einen sexuellen Sinn: Sie hat öfter beim Sexualverkehr das Gefühl gehabt, der Penis sei viel zu klein, sie spüre ihn gar nicht, er schwimme in ihrer Vagina wie die Blumen in der Vase. Worauf ich bemerkte, daß Blumen und Vase Sexualsymbole seien, und daß diese Traumstelle also nur jenes Gefühl in symbolischer Form auszudrücken scheine. — Manchmal

hätte sie aber auch das entgegengesetzte Gefühl gehabt; der Penis schien so riesengroß, er könnte gar nicht in sie eindringen, ohne sie zu verletzen. Ich erwidere, daß im Traum Gegensätze dasselbe bedeuten können, es werde sich wohl in beiden Gefühlen um die gleichen unbewußten Gedanken handeln. Welche Idee halte sie wohl für die eigentlichere, ältere, die vom zu großen oder die vom zu kleinen Penis? Die vom zu großen. Das konnte sich nur auf den für das kleine Mädchen riesengroßen Penis des Vaters beziehen. Die Erektion muß ihr ja wirklich wie eine „Mißbildung" erschienen sein. Die Gleichsetzung Mißbildung = Krüppel war ihr schon vorher eingefallen. Da der Vater tatsächlich ein Krüppel war, sage ich ihr, könne die Riesin nur den Vater, bzw. seinen Penis darstellen, und die Worte „Die größte Frau der Welt" seien zu ändern in „Der größte Mann der Welt". Dazu fällt der Patientin etwas ein, wovon sie sehr betroffen ist: Der Vater pflegte tagelang genau so am Sofa zu liegen wie die Frau im Traume hängt: mit aufgerichtetem Oberkörper und horizontalen Beinen. Nur eines stimmt nicht: Die Frau hält sich mit den Händen am Dachfirst, streckt also die Arme nach oben; der Vater aber ließ die Arme nach unten hängen. Das Motiv „Hände nach unten" ist also im Traum durch „Darstellung durch das Gegenteil" entstellt, es muß also ein anstößiges Motiv in der Idee „Hände nach unten" gelegen sein. „Hände nach unten" kann nur heißen „Hände an den Penis" und auf die nächtlichen Besuche des Vaters anspielen, bei denen sie die Hände an seinen Penis gab.

Es besteht also kein Zweifel, daß die Riesin den Vater darstellt. Warum ist nun im Traum der Mann in eine Frau verwandelt? Auch das wußte di Patientin zu sagen, weil die Grundzüge ihrer Homosexualität bereits analysiert worden waren. Aus Angst vor dem Mann (dem Penis) zog sie sich fluchtartig zu der Frau zurück. Sie verwandelte den Mann in eine Frau, so wie sie die Hände von unten nach oben verlegte: Am Mann und am Penis muß eine besondere Gefahr von ihr gefürchtet sein. — Ihre homosexuellen Beziehungen hatten nämlich mit einer kleinen Episode begonnen, derentwegen sie ein unvergleichlich größeres Schuldbewußtsein hatte als wegen des Inzestes mit dem Vater: Sie hatte nämlich einmal mit ca. 15 Jahren ihre jüngere Schwester verführt, indem sie eines Nachts, als der Vater nicht anwesend war, also nicht zu ihr kommen konnte, zur Schwester ins Bett ging, deren Hand nahm und an die eigene Klitoris führte. Diese Art der Befriedigung blieb auch der Modus aller späteren homosexuellen Befriedigungen und der Inhalt ihrer Onaniephantasien. Sie hatte sich also mit dem Vater identifiziert, in der Schwester ein ihr selbst ähnliches Objekt gewählt, und benahm sich nun zur Schwester so wie sich der Vater zu ihr benommen hatte. Ihre Homosexualität war also nach demselben Mechanismus zustande gekommen, wie nach Freud meist die männliche Homosexualität zustande kommt. Unaufgeklärt war nur noch der Anlaß der Abwendung vom Vater, bzw. des Ersatzes der Objektliebe durch Identifizierung. Wir wissen, daß die Patientin vor den Besuchen des Vaters Angst hatte, begreifen auch schon gefühlsmäßig diese Angst, bevor wir noch klar angeben können, worauf sie sich im Unbewußten bezog. Da dieser Traum über das Thema „Gefahren der Sexualität" handelt, können wir hoffen, daß er uns auch auf diese Frage noch Antwort bringen wird. Vorläufig begnügen wir uns zu sagen: Die Riesin stellt nicht nur den Vater und

dessen Penis dar, sondern offenbar auch die Träumerin selbst und ihren Penis, nachdem sie sich mit dem Vater identifiziert hat. Die Riesin ist eine Mißbildung; der Vater war ein Krüppel; über die symbolische Gleichung Mißbildung-Krüppel hat die Riesin des Traumes offenbar auch einen Angstgedanken zum Inhalt, den man etwa formulieren könnte: Wenn ich dem Vater gleich werden will, — oder auch: Wenn ich mit ihm sexuelle Beziehungen haben will — muß ich auch ein Krüppel werden wie der Vater. Dazu stimmt nun eine Menge Material, das' wir schon vor dem Traume erhalten hatten, das auf eine besondere Ängstlichkeit vor Ansteckung zurückging. Das war wohl auch die Ursache für das Mitleid mit den Monstren. Die Riesin drückt also auch die Gedanken aus: a) ich möchte so groß sein wie der Vater, und b) ich fürchte, ich könnte so ein Krüppel werden wie der Vater.

Stellen die Blumen in der Vase den Penis in der Vagina dar, so ist die Idee: „Ich möchte so groß sein wie der Vater" zu ergänzen: „und er soll so klein sein, wie ich war." Es handelt sich also um eine die Verhältnisse umdrehende Rachephantasie, die nur die Deutung zuläßt, daß nur die Disproportionalität: Hand des kleinen Mädchens — erigierter Penis des Vaters Ausgangspunkt von Angstvorstellungen war. — Die Patientin wandte ein, daß sie damals nichts von der Vagina gewußt hätte. Ich erwiderte, daß ich darüber nichts wisse, daß sie aber gewußt zu haben scheine, daß der Penis in den Körper eindringen solle, und vielleicht weil sie von der Vagina nichts wußte, gerade das gefürchtet habe.

Dann machte ich sie darauf aufmerksam, daß ein rechter Traum auf zwei Beinen stehen müsse, auf dem verdrängten Kindheitsmaterial und auf der Aktualität. Hier seien die aktuellen Anlässe des Traumes noch nicht genug durchschaut. Die Patientin wußte auch darauf jetzt Antwort zu geben: Sie hatte am Vortage nach langer Zeit einen alten Freund wieder getroffen, von dem die Analyse schon nachgewiesen hatte, daß er ein Vatervertreter war, und der sich als impotent erwiesen hatte. Gerade deshalb hatte die Patientin durch längere Zeit an ihm besonders gehangen. Ihr war der erigierte Penis unsympathisch, ein impotenter Mann als Liebesobjekt deshalb ebenso wie eine Frau willkommen. Diesen Freund also hatte sie getroffen und sich gedacht, warum sie jetzt mit ihm gar nicht mehr verkehre. Sie hätte sich gedacht: „Ich sehe gar nicht ein, warum ich meinen jetzigen Freund nicht mit dem alten betrügen sollte." Nun können wir verstehen: Der ganze Traum gibt die Antwort auf diesen Gedanken. Er drückt die Sehnsucht aus, den aktuellen Freund (und seinen gefährlichen Penis) durch den alten (zwar penislosen, weil impotenten, aber den Vater repräsentierenden) Freund zu ersetzen, und sagt aber auch, warum sie sich vor dem erigierten Penis fürchtet, und warum sie dieser zum Vater verführenden Sehnsucht nicht nachgeben soll: Verkehr mit dem Vater, resp. mit dem erigierten Penis bringt schlimme Gefahren mit sich, die eine Konsequenz der Disproportionalität zwischen kleinem Mädchen und großem Vater darstellen. Er versucht weiters, durch die Umkehrungsphantasie diese Gefahren zu bannen.

Jetzt erkennt die Patientin im Herunterfallen der Frau das schlaffe Herunterfallen des Penis des alten Freundes. Ihr Problem gegenüber dem erigierten Penis lautete also: „Rauf, ja das kunnt' er, aber wie kommt er runter?" Man erkennt die aktiven Kastrationstendenzen gegenüber dem Penis des Vaters.

Auf diese Deutung hin erinnerte die Patientin einen epileptiformen Anfall des Vaters, dem sie, entsetzt und ratlos, im Pubertätsalter zugesehen hatte. Da war der Vater so plötzlich hingefallen, wie die Riesin des Traumes plötzlich herunterfällt. — In ihrer Angst vor dem Penis muß die Patientin also den Gedanken gehabt haben, wie sie wohl dem Vater den Penis rauben könnte. Nun erinnerte sie sich, daß das Schlimmste bei den nächtlichen Besuchen des Vaters die Angst gewesen war, sie könnte den Vater beim Hinfassen an die Hüfte verletzen, meinte aber, daß weit stärker und ursprünglicher noch die Angst war, sie könnte sich anstecken, durch einen Griff nach dem Vater ebenfalls ein Krüppel werden wie der Vater. — Man könnte vielleicht diesen Wortlaut umdrehen und sagen, die Patientin hatte den Gedanken, wie sie den Vater zu einem ebensolchen Krüppel machen könnte, wie sie selbst einer ist, nämlich zu einem ebenso penislosen Wesen. Und doch wollen wir der Patientin gerne glauben, daß die Angst, selbst verletzt zu werden, tiefer sitzt als die Angst, zu verletzen. (Daß die Angst vor der Verletzung auch die Angst bedeutete, ein Kind zu bekommen, kam ebenfalls zur Aussprache, erwies sich aber gerade für diesen Traum als nicht sehr belangvoll.)

Das Kriechen der Riesin durch die Tür ist eine Doublette der Vasen in der Blume, nur ist der Sachverhalt hier umgekehrt: Der große Körper soll durch die kleine Öffnung. Hier ist die Traumentstellung am wenigsten gelungen; das ist ja die größte Angst der Patientin: Der große Penis könnte in ihren kleinen Körper eindringen wollen.

Der Verkauf der Vasen deckt Dirnenphantasien, entsprechend den Tagesgedanken, sie wolle das Verhältnis mit dem alten Freund wieder auffrischen.

Das Blumenbukett: Rote Maiglöckchen bedeutet Menstruation. Sind die Blumen der Penis, so haben wir hier den Traumgedanken, der Penis möge so blutig sein wie sie selbst bei den Menses. Vor dem Blut hatte sie auch große Angst. Also: Wenn der Penis in mich eindränge, würde ich bluten. Und: Soll doch der eindringende Penis sich verletzen und bluten! — Die Blumen selbst waren aber sehr merkwürdig. Es waren eigentlich keine rechten Maiglöckchen, sondern Blumen, bei denen jede Blüte doppelt war: Es lagen immer zwei Blüten ganz eng aneinander. Und dazu fiel der Patientin ein: Sie hatte vor einigen Tagen eine Abbildung von Gonokokken gesehen, (Gonorrhöe ist die reale Sexualgefahr, als solche geeignet, alle irrationalen Sexualgefahren zu decken), die Gonokokken liegen ja zu zweit. Das Bukett erinnerte auch an die Kirschenmißbildung und an die siamesischen Zwillinge. Diese Doppelmißbildungen waren also Gonokokken. Mit anderen Worten, die unbewußte Sexualangst, die durch den Gedanken an Gonorrhöe gedeckt ist, lautet: Wenn der übergroße Penis in mich eindringt, könnte eine Spalt-Doppelmißbildung entstehen. Und plötzlich verstehen wir, was das für eine Doppelmißbildung ist: das sind die Labien, das weibliche Genitale. Wir sind der Kastrationsangst der Patientin auf die Spur gekommen: Es ist die Angst vor der Spaltung durch den übergroßen väterlichen Penis. Die Reaktionsbildung auf diese Angst waren aktive Kastrationstendenzen, auf diese die Liebesbedingung der Penislosigkeit des Objektes bzw. die völlige Liebesunfähigkeit der Patientin.

Agieren in der Analyse

Von

Hanns Sachs

Berlin

Die Analysandin, eine jung verheiratete Frau, hatte eine längere Periode des Widerstandes durchgemacht, in welcher die Andeutung auf das Thema der Enuresis gehäuft aufgetreten war, ohne daß eine Klarheit gewonnen wurde. Im Verlaufe einer analytischen Stunde tauchten sukzessive Erinnerungen auf, die sich an die bis dahin vergessene Schlafzimmereinteilung vor einem Hausumbau knüpften, der in das vierte oder fünfte Lebensjahr der Analysandin fiel. Sie erinnerte zuerst die Verhältnisse nach dem Umbau, wo sie Wand an Wand mit dem um zweieinhalb Jahre jüngeren Bruder geschlafen und sich mit ihm durch Klopfen verständigt hatte. Dann tauchte die Erinnerung auf, daß sie vor dem Hausumbau in einem Zimmer mit dem Bruder geschlafen hatte, wie sie nun wußte, mit ihm zusammen in einem Doppelbett. Nun vermochte sie sich zu entsinnen, daß der Bruder manchmal das Bett naßgemacht habe, und weiter, daß sie sich darüber bei der Mutter beklagte. Auch das Abnehmen der benäßten Bettücher wurde ihr wieder gegenwärtig.

Ich muß hinzufügen, daß die Analysandin als hervorstechendsten Zug einen stark entwickelten Kastrationskomplex und Penisneid besaß. Sie hatte sich z. B. immer nur dann ganz wohl gefühlt, wenn sie Hosen tragen durfte, und suchte auch jede Gelegenheit dazu auf, wie Reiten, Bergtouren, Skilaufen und Kostümfeste.

Ich hatte sofort die Vermutung, daß ihre Reaktion gegen die Enuresis des Bruders eine Auswirkung ihres gegen ihn gerichteten Penisneides war. Sie konnte so zum Ausdruck bringen, daß er ein inferiores, schmutziges Wesen sei, das trotz des Gliedes, das er vor ihr voraus hatte, nicht einmal seine Urinentleerung beherrschen konnte. Diese Vermutung deutete ich am Schlusse der Stunde an, ohne darauf näher einzugehen.

Am nächsten Tage begann die Analysandin die Stunde mit der zögernden Mitteilung, daß sie am Abend vorher einen Streit mit ihrem Mann gehabt habe, an dem sie ausschließlich schuld gewesen sei. Sie war in bester Stimmung nach Hause gekommen, ihre Laune war aber sofort ins Gegenteil umgeschlagen, als der Mann nach Hause kam. Sie hatte ihn durch ausfällige Bemerkungen gereizt und ihm auf der Höhe des Konfliktes eine Schilderung seiner Persönlichkeit gegeben, die so verletzend war, daß der Mann die Unterhaltung abbrach und das Zimmer verließ. Sie machte sich, während sie so handelte, die ganze Zeit hindurch Vorwürfe, konnte sich aber nicht zurückhalten. Auf die Frage, was sie dem Manne in erster Linie vorgeworfen habe, erwiderte sie, daß der Hauptpunkt sein hastiges, unreinliches Essen gewesen sei, bei dem er immer Flüssigkeit auf dem Tischtuch verspritze.

Sie hatte also „agiert", den Kindervorwurf gegen den Bruder in oraler Verschiebung auf den Mann angewendet, natürlich von derselben Entwertungstendenz getrieben.

KORRESPONDENZBLATT
DER
INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

Redigiert von Zentralsekretärin Anna Freud

Bericht über den XI. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß

Der XI. Internationale Psychoanalytische Kongreß fand unter dem Vorsitze von Dr. Max Eitingon (Berlin) vom 27. bis 31. Juli 1929 in Oxford statt.

In sehr erfreulicher Weise zog der diesmalige Ort des Kongresses die Mitglieder unserer westlichen und überseeischen Gruppen an, und die Beteiligung aus diesen Ländern war beträchtlich größer als früher; derselbe Umstand freilich hatte zur Folge, daß wir leider manche treue Teilnehmer unserer Kongresse aus den kontinentalen Gruppen vermißten und die Jugend, die Hoffnung unserer Bewegung, in zu großem Ausmaße nur durch schriftliche Begrüßung ihre Teilnahme kundtun konnte.[1] Die Beteiligung war trotzdem recht erheblich; die Zahl der Teilnehmer betrug 186; davon Mitglieder der IPV 108. Man kann sich nicht leicht einen interessanteren Kongreßort vorstellen als diese würdige Stätte alter englischer Kultur und Wissenschaft. Unsere englischen Freunde Dr. Ernest Jones, dessen Gattin, Frau Dr. Katherine Jones, Dr. Glover, Dr. Flügel und Dr. Stoddart haben mit bewunderungswürdiger Sachkenntnis und unermüdlicher Liebenswürdigkeit die Kongreßteilnehmer durch die interessantesten der ältesten Colleges Oxfords, durch weltberühmte Schlösser und andere historische Stätten der Umgebung geführt. Am Vorabend des Kongresses hatte Dr. Jones im

1) Nach einem Beschluß der Generalversammlung wird künftig der Zentralvorstand vor jedem Kongreß eine Subskriptionsliste für einen Reisefond auflegen.

Namen der englischen Gruppe die Teilnehmer auf einem zwanglosen Empfang in der Halle des Queen's Colleges begrüßt, und am letzten Kongreßabend fanden sich nach Schluß der wissenschaftlichen Sitzungen die Teilnehmer noch einmal bei dem würdig und feierlich veranstalteten Bankett zusammen.

In der aufopferungsvollsten Weise hatte das örtliche Kongreßbureau in London unter Leitung der Kolleginnen Mrs. Joan Riviere und Dr. Sylvia Payne den Kongreß vorbereitet. Der herzliche Dank aller Kongreßteilnehmer ist ihnen sicher.

Eröffnung des Kongresses

Dr. Eitingon eröffnet den Kongreß am Sonnabend, den 27. Juli 1929, vormittags 9·30 Uhr, in den Masonic Buildings mit folgender Ansprache:

Geehrter Kongreß!

Mit einem Gefühl eigentümlicher Scheu sind wir nach Oxford gekommen, an diese Stätte so altehrwürdiger wissenschaftlicher Tradition. Dies bedeutet ein Novum in der Chronik unserer Kongresse und besonders unserer Kongreßorte. Seit dem I. Kongreß in Salzburg 1908 haben wir die folgenden meist an kleinen, historisch oder landschaftlich anziehenden Orten gehalten, also gleichsam fern von der Heerstraße der offiziellen Wissenschaft, vermieden Universitätsstädte, mit Ausnahme der Kongresse von München, Budapest und Berlin, aber auch da waren wir — mit der einzigen Ausnahme von Budapest — in symbolischer Weise fern den Stätten des wissenschaftlichen Betriebes. Sie alle wissen, wie die Wissenschaft sich zur Analyse verhalten hat, mit Mißtrauen, mit Kritik, die durch ernsthaftes Wissen um das Kritisierte nicht sonderlich beschwert war, teilweise mit Affekten, die schon durch ihre Intensität fragwürdig waren, und vor allem mit einer Aberkennung der wissenschaftlichen Bürgerrechte dem neuen Zweig gegenüber, der sich so energisch und zukunftversprechend zu regen begann. Die Analyse antwortete auf diese langjährige Aberkennung ihrer Ansprüche, ja ihrer Daseinsberechtigung, damit, daß sie sich zurückzog, ihre Tagungen, die frei von propagandistischer Absicht rein der Arbeit gewidmet waren, in geschlossenem Kreise abhielt, es entgegen alten Fechtregeln sogar vermeidend, mit systematischen Ausfällen auf die systematischen Angriffe zu antworten, wissend, daß die beste Art des Kampfes die ist, ohne Rücksicht auf das Verhalten der Außenwelt in der eigenen Arbeit fortzufahren. Freuds bekanntes stolzes Wort darüber, daß er es nur zu gut begreife, daß die Welt ihm böse sei, da er ja an ihrem Schlaf gerührt habe, müßte wohl den unausgesprochenen Nachsatz haben, daß sie ihm in unferner Zeit aber auch Dank dafür wissen werde, daß er es getan. Ich brauche Ihnen nicht erst die Fülle von Zeichen zu zitieren, die dafür sprechen, daß wir diesem Zeitpunkt mehr als nahe gekommen sind, und ein solches Zeichen ist, möchten wir meinen, — wenigstens psychologisch, — der Umstand, daß der XI. Kongreß, der erste einer neuen Dekade von solchen, jetzt in Oxford tagt.

Andererseits gibt es in der an bedeutendsten Ereignissen so reichen Geschichte der Wissenschaften kaum viele Beispiele einer so raschen Entwicklung und so weitgehenden Einflußnahme, wie die Psychoanalyse sie erlebt hat. Die große Gestalt Charles Darwins taucht gerade hier wieder vor unserem geistigen Auge auf und die immense Bewegung, welche die Abstammungsgeschichte des Menschen in den Geistern seiner Zeit ausgelöst hat.

Es ist unschwer zu verstehen, warum der Einfluß der Lehre Freuds, die die Wege und Gesetze der seelisch-geistigen Art und Evolution des Menschen aufzuzeigen sucht, so viel intensiver sein mußte. Ihre so unerhört viel größere Wirklichkeitsnähe lockt und drängt zu Einwirkungen auf alle jene wichtigen Gebiete des individuellen und kollektiven Menschenlebens, wo seit Anbeginn getan, behandelt, erzogen, geurteilt, gerichtet, regiert und geführt wurde, ohne daß das Objekt all dieser Tätigkeiten, der Mensch, als Erwachsener wie als Kind, genügend bekannt gewesen wäre. Freilich kannte das Subjekt sich selbst auch nicht besser.

Sie wissen, daß die Psychologie, eine der ganz jungen unter den Wissenschaften, um die Mitte des XIX. Jahrhunderts als Wissenschaft entstanden, gegen Anfang unseres Jahrhunderts nach den ehrlichsten Anstrengungen bewunderungswürdigen Fleißes ihre Hoffnungslosigkeit eingestehen mußte. Von dem falschen Ansatz aus konnte sie natürlich nicht zu einer richtigen und irgendwie wirksamen Menschenkenntnis kommen. Die Psychologie mußte erst ihren wissenschaftlichen Dünkel abschwören, sich entschließen, endlich einmal wirklich dort Kenntnisse und Erkenntnisse über den Menschen zu suchen, wo sie allein zu finden sind: in menschlicher Not, menschlicher Wirrnis und menschlicher Krankheit. Ein anderer Solon, riet Freud dem armen Krösus Psychologie, seine Grenzen zu überschreiten, um ein neues, ein großes Reich zu finden. Und seither ist Freud mit seiner unerschrockenen Wahrhaftigkeit und mannhaften Tapferkeit die Achse alles psychologischen Denkens geworden, wohin auch dieses sich wenden und worauf es sich praktisch richten mag. Die systematische Psychotherapie ist erst seit Erscheinen der Psychoanalyse möglich geworden, weil sie erst den Arzt und Heiler mit den Kenntnissen des seelischen Terrains ausstattet, die er braucht, um Fuß zu fassen und Änderungen herbeizuführen.

Die Pädagogen und Kriminalisten gehen auch daran, mit Hilfe der Psychoanalyse ihre Disziplinen adäquater zu machen den Objekten ihres Tuns; ihnen folgen und werden nachkommen alle die, deren Wirkungsfeld und -mittel der Mensch ist und seine geistigen Produkte. Da die fundamentalen Tatsachen und Zusammenhänge der Psychoanalyse am Kranken erworben worden sind und dort weiter verfolgt werden müssen, und dort darum auch am besten erlernt werden können, überwiegen in den Programmen unserer Kongresse — dieser zeigt dies auch — die theoretischen und praktischen therapeutischen Interessen, und wir müssen gestehen, daß dieser so gut begreifliche Umstand noch nicht oder schon nicht mehr das richtige Bild von der wirklichen Bedeutung der Analyse ergibt, die bereits zu einer Art *universitas humaniorarum* geworden ist.

Erlauben Sie mir, hier eines Jubiläums zu gedenken, das einem Buche gilt, das vor genau 30 Jahren in Berchtesgaden entstanden ist, und dessen 8. Auflage unser Meister jetzt am gleichen Orte vorbereitet, eines der denkwürdigsten Bücher unserer Literatur, mit jenem dunkelkündenden Motto aus Virgil: „*Flectere si nequeo superos Acheronta movebo.*“ Ich meine die „Traumdeutung“ Freuds.

Freud hat mit der ihm eigenen unvergleichlichen Klarheit auch über sich selbst gleich richtig gewußt, welch einem geistigen Kinde er da das Leben geschenkt hatte, welchen entscheidenden Weg er da in das dunkle Reich der seelischen Unterwelt gebahnt hatte. In der so inhaltvollen Vorrede zu der nach neun Jahren erschienenen zweiten Auflage dieses Buches sagt er: Wenn er in den langen Jahren seiner Arbeit an den Neurosenproblemen wiederholt ins Schwanken geraten sei, dann sei es immer wieder die Traumdeutung gewesen, an welcher er seine Sicherheit wiedergewonnen hätte. Seine zahlreichen wissenschaftlichen Gegner hätten alle einen guten Instinkt

gezeigt, wenn sie ihm gerade auch auf das Gebiet der Traumdeutung nicht haben folgen wollen. Dieses Buch enthält bereits die voll entwickelte Ansicht Freuds über das Unbewußte und seine Wirkungsweisen. Hier taucht auch zum erstenmal und gleich vollständig der Ödipuskomplex auf, einer der zentralsten und weitestreichenden Begriffe, die Freud geschaffen.

Das „Oxford Dictionary of Current English" hat dieses inhaltvolle Wort in den Sprachschatz des Englischen, der Sprache Shakespeares, aufgenommen. Wir Fremden dürfen, dafür den sorgfältigen Verfassern großen Dank abstattend, noch bemerken, daß sie ihrem Sprachschatz damit ein wirkliches geistiges Kronjuwel einverleibt haben.

Hierauf tritt der Kongreß in die wissenschaftlichen Verhandlungen ein.

Erste wissenschaftliche Sitzung

Samstag, den 27. Juli, vormittags:

Präsidium: Dr. S. Ferenczi

1) Dr. Edward Glover (London): Grades of Ego-differentiation.

Eine kurze Untersuchung über die letzten systematischen Formulierungen der psychoanalytischen Psychologie, besonders des Es-Begriffes und der Beziehungen zwischen Es und Triebleben einerseits, dem Es und den primitiven Ichbildungen andererseits. Die Notwendigkeit, Genaueres über die Entwicklungsstufe zu erfahren, in welcher das Über-Ich in Funktion tritt. Zwei sich widersprechende diesbezügliche Gesichtspunkte und ihre Bedeutung für die psychoanalytische Theorie.

(*Autoreferat*)

2) Dr. H. Nunberg (Wien): Die synthetische Funktion des Ich.

Eine den libidinösen Strebungen des Es analoge bindende, vereinigende Kraft wohnt auch dem Ich inne. Die Aufgabe des Ichs ist die Vermittlung zwischen der Innen- und der Außenwelt und der harmonische Ausgleich aller Gegensätze innerhalb der Persönlichkeit.

Die vermittelnde und bindende Rolle des Ichs, seine synthetische Funktion wird zuerst am deutlichsten bei der Bildung des Über-Ichs.

Die synthetischen Fähigkeiten des Ichs assimilieren Fremdes von innen und außen, vermitteln Widersprüche, vereinigen Gegensätzliches miteinander und regen die geistige Produktivität an.

Die synthetische Arbeitsweise des Ichs dürfte mehr sein als nur eine Analogie zu den nach Vereinigung und Bindung strebenden Komponenten des Es: zum Eros. Das Kausalitätsbedürfnis z. B. legt Zeugnis dafür ab. Der Forschungszwang des Menschen nach der eigentlichen Ursache der Erscheinungswelt zeigt sich als der sublimierte Ausdruck des Fortpflanzungstriebes im Eros. Was also im Es als Tendenz zur Vereinigung und Bindung zweier Wesen zum Vorschein kommt, manifestiert sich am Ich gleichfalls als Tendenz zum Vereinigen und Binden, aber nicht von Objekten, sondern von Gedanken, Vorstellungen und Erlebnissen. Das Kausalitätsbedürfnis stellt das bindende Prinzip im Ich dar.

Auch die wissenschaftliche, künstlerische oder soziale Produktivität setzt von seiten des Ichs in sublimierter Form die Fortpflanzungsbestrebungen des Es, gewissermaßen die Produktivität des Eros, fort.

Die Tendenz des Ichs zur Vereinigung, Bindung und zum Neuaufbau ist mit einer Tendenz zur Vereinfachung und Verallgemeinerung vergesellschaftet. Diese Generalisierungstendenz des Ichs ist eine andere Erscheinungsform seiner synthetischen Funktion, welche verrät, daß diese Funktion einem ökonomischen Prinzipe unterworfen ist, durch welches das Ich einen Arbeitsaufwand erspart.

Dank seiner synthetischen Funktion gehört es zu den hauptsächlichsten Aufgaben des Ichs, Konflikte zwischen den einzelnen Anteilen der Persönlichkeit zu lösen. Das Ergebnis der Konfliktlösung wird je nach der Disposition Sublimierung, Charakterveränderung oder Neurose sein.

Der kompromißartige Charakter eines jeden Symptomes zeigt zur Genüge den Anteil der Synthese des Ichs.

Die Neurosen und Psychosen zeigen deutlich, daß das Ich, dank seiner Abstammung vom Es, neben seiner destruktiven auch eine aufbauende, synthetische Funktion besitzt, die sich auf die ganze psychische Tätigkeit erstreckt und den Menschen zur harmonischen Vereinheitlichung seiner Strebungen und zur Produktivität im weitesten Sinne des Wortes bringt.

In der Neurose ist die synthetische Funktion des Ichs gestört, nicht aber aufgehoben, sie ist nur in falsche Bahnen gelenkt. Die Heilung vollzieht sich dadurch, daß man der Synthese die richtigen Bahnen weist.

Auch das eigentliche Bewußtwerden psychischer Akte vollzieht sich unter dem Einflusse der Ichsynthese. *(Autoreferat)*

3) Dr. A. R. Allendy (Paris): L'instinct social.

Das Bedürfnis nach Sicherheit, das mit dem Selbsterhaltungstrieb zusammenhängt, schafft das soziale Leben. Dieses Bedürfnis muß einem speziellen Trieb entsprechen, der das Individuum auf die Duldung der Umwelt hinweist und diejenigen Ichtendenzen einschränkt, die einen Konflikt mit der Umwelt herbeiführen können. Der soziale Trieb ist eine Form des Selbsterhaltungstriebes, er enthält positive Strebungen (Nachahmen der Majorität, Verlangen nach Anerkennung) und negative Strebungen (Wunsch nach Beherrschung der antisozialen Neigungen). In dieser Beziehung setzt er sich mit den Ichtrieben in Widerspruch.

Die Verdrängungsinstanz, der die Forschung den Namen Über-Ich beigelegt hat, ist vor allem als ein individuelles Phänomen aufgefaßt worden. Man versteht seine Macht und seine Beständigkeit besser, wenn man es mit dem ethischen und angeborenen sozialen Trieb in Zusammenhang bringt; man versteht dann, daß die Konflikte sich vor allem auf die Sexualität, eine in höchstem Grade soziale Leistung beziehen; man kann alle großen Komplexe (Ödipuskomplex, Kastrationskomplex, Entwöhnung) mit dem sozialen Trieb in Beziehung setzen. Die Schüchternheit, der Exhibitionismus, der Komplex des Voyeurs lassen sich in Beziehung zur Überwachung bringen, die in der Gesellschaft das Individuum von den andern zu ertragen hat. *(Autoreferat)*

4) Dr. Ernest Jones (London): Anxiety, Hate and Guilt.

Über die primäre Natur der Angst. Der komplizierte Aufbau und die Abwehrfunktion des Schuldgefühls. Die Beziehungen des Hasses zu Angst und Schuldgefühl. *(Autoreferat)*

5) Dr. Ludwig Jekels (Wien): Zur Psychologie des Mitleids.

Jegliches über Menschen verhängte Leid wird von unserem Unbewußten als tragische, die Bestrafung unabwendbar nach sich ziehende Schuld empfunden. Bei Wahrnehmung des Leids eines anderen regt sich auch unser Schuldgefühl — wie es ja die PsA für die Wirkung der Tragödie wiederholt beschrieben — und auf Grund dieser Gemeinsamkeit erfolgt eine Identifizierung mit dem Leidenden.

Diese Identifizierung wird jedoch alsbald aufgehoben, und zwar aus Angst (Kastrations-Über-Ich-Angst), was an einem Traum und klinischen Fällen erwiesen wird.

Diese Angst hat jedoch zur Folge nicht allein die Lösung der Identifizierung, sondern auch den inbrünstigen Wunsch des strafbar gewordenen Ich, vom Über-Ich nicht wie der Leidende, sondern liebevoll, hilfreich und gütig behandelt zu werden.

Dieser Wunsch wird nun gleichsam realisiert, indem mit der ihm zugrunde liegenden, somit rein narzißtischen Libido nunmehr der Leidende besetzt wird; er ist dadurch völlig in das Verhältnis eines Objektes zum Bemitleidenden geraten und wird nunmehr so von ihm behandelt, wie das Mitleidssubjekt sein Ich vom Über-Ich behandelt wissen möchte.

Diese Projektion, diese Ersetzung des Ichs durch das Du, wird hier wesentlich begünstigt durch den Umstand, daß beim Schuldgefühl die Spannung zwischen Über-Ich und Ich sogar bis zum völligen Abrücken vom letzteren zu führen scheint, so daß das Ich dadurch ohnehin in das Verhältnis quasi des Nicht-Ich, des Du, gegenüber dem Ichideal gerät, was an einem Falle von „Mitleid mit sich selbst" demonstriert wird.

Derart ist das Mitleid im Grunde: unser eigener, auf die von uns gewünschte Weise erledigter Konflikt — am anderen zum Ausdruck gebracht. So wird es uns erklärlich, — was manchen Untersuchern nicht entgangen ist, — daß es sich beim Leid des Mitleidsobjekts und beim Mitleiden um zwei völlig verschiedene Qualitäten handelt.

Diese Auffassung des Mitleids als rein narzißtischer Besetzung macht fast sämtliche seiner Eigentümlichkeiten, die es den Philosophen zu einem Rätsel machten, verständlich; seine Natur einer „vermischten Empfindung" (Unlust mit Lust), daß es nicht von langer Dauer ist, das Verklingen seiner Intensität, daß das Leid uns sehr nahe stehender und sehr geliebter Personen wohl bei uns Entsetzen, aber kein Mitleid hervorruft (weil die starke objektlibidinöse Bindung für die narzißtische keinen Platz läßt). Vor allem aber macht sie uns vollends verständlich, warum Freud das Mitleid nicht als Triebverwandlung des Sadismus, sondern als Reaktionsbildung gegen den Trieb auffaßt. *(Autoreferat)*

Zweite wissenschaftliche Sitzung

Sonntag, den 28. Juli, vormittags:

Präsidium: Dr. Ernest Jones

1) Dr. S. Ferenczi (Budapest): Fortschritte der analytischen Technik.

Kurzer Rückblick auf die bisherige Entwicklung, mit Bezugnahme auf die gegenseitige Beeinflussung der Theorie und der Technik. Würdigung der bisherigen Einsichten und Erfolge. Einfluß der ichpsychologischen Forschungen auf die Technik. Aktivität (Spannungssteigerung) und Relaxation. Voraussage über die nächsten Entwicklungen unter Mitteilung eigener Ergebnisse, die zu größerem therapeutischem Optimismus ermutigen. (*Autoreferat*)

2) Dr. René Laforgue (Paris): La therapeutique psychoanalytique et la volonté de guérir.

Der Ausgangspunkt der aktiven therapeutischen Technik ist, wie Ferenczi mit Recht gesagt hat, der von Freud gegebene Rat, den Kranken zu veranlassen, daß er die Hindernisse, die ihn im Leben hemmen, zu überwinden trachtet; auf diese Weise lernt man die Art der Widerstände kennen, welche die Analyse zur Bewältigung vorfindet. Im folgenden eine Anzahl von Fällen, in denen diese Regel unter verschiedenen hier geschilderten Bedingungen und mit verschiedenen Resultaten angewendet wurde. Man gewinnt den Eindruck, daß je nach den realen Schwierigkeiten, die dem Neurotiker im Leben begegnen, sein Wille zur Gesundung und seine Bereitschaft zum Aufgeben der aus der Neurose bezogenen infantilen Befriedigungen verschieden stark ist.

Auf welchem Wege ließe sich der Gesundungswille verstärken? Dieses Problem bildet das Thema für den zweiten Teil der Ausführungen, die keine definitiven Lösungen bringen, sondern das Problem nur aufwerfen wollen.

(*Autoreferat*)

3) Dr. Franz Alexander (Berlin): Die Grenzen und Entwicklungsmöglichkeiten der psychoanalytischen Therapie.

Rückblick auf die Fortschritte der Behandlungstechnik und der Theorie. Bezeichnend für die neue Entwicklung ist die Anwendung der Therapie auf neue Objekte. (Charakterfälle, Kind, Kriminelle.) Die Grenzen der Therapie erblickt man besonders bei der Behandlung von Nichtneurotischen (didaktische Analysen) und von Kriminellen. Gewisse für unsere heutige Zivilisation typische, überindividuelle Lebensbedingungen machen die konfliktlose Anpassung auch für nichtneurotische Menschen sehr schwer. Enterotisierung der Ehe und des Berufes. Einige große selbstgeschaffene Ventile der Gesellschaft zur Abfuhr von überindividuellen Libidostauungen in der Vergangenheit und in der Gegenwart. (Der römische Zirkus — der Film.) Es drängt sich die Frage auf, ob die Psychoanalyse nicht zur Änderung der Lebensformen, also in alloplastischem Sinne wirken könnte. (Psychoanalytische Seelenhygiene.) (*Autoreferat*)

4) Dr. Ernst Simmel (Berlin): Psychoanalytische Voraussetzungen für die Behandlung der Schizophrenie.

Voraussetzung für den Ausbau der psychoanalytischen Therapie der Schizophrenien ist, wie bei der Neurosentherapie, in erster Linie eine sich ständig vertiefende Kenntnis von der Struktur und Genese dieser Psychose. Ein solcher aus der Empirie sich ergebender Fortschritt ist aber nur möglich, wenn im Gegensatz zur Neurosenanalyse das Anstaltsmilieu des Patienten, in dem sich die Behandlung abspielt, eine spezielle psychoanalytische Berücksichtigung findet. Denn bei der Psychose, einem „Konflikt zwischen Ich und Realität", bleibt die Umwelt des Kranken ein reaktiver lebendiger Faktor, der nicht nur für die Entstehung, sondern auch für den Verlauf der Krankheit von entscheidender Bedeutung ist.

Die psychoanalytische Neurosentherapie muß also eine spezielle Modifikation erfahren, um auf die Therapie der Psychosen anwendbar werden zu können. Ein wesentlicher Teil dieser Modifikation muß in einer systematischen Einflußnahme auf die den Kranken umgebende Objektwelt bestehen, d. h. vom Therapeuten muß die Verhaltungsweise des Pflegepersonals entsprechend ihrer Imaginesbedeutung für den Kranken reguliert werden. — Es wird im einzelnen ausgeführt, daß es auf diesem Wege gelingt, die psychotischen Reaktionen des Kranken zur umgebenden Objektwelt letztlich auf die Beziehung zum Analytiker als Repräsentanten der Realität, d. h. zu dem Urkonflikt zwischen Es und Realität auf der Basis einer „psychoanalytischen Situation" einzuengen.

Es wird einzelnes aus der Symptomatologie, im speziellen die Affektökonomie des Schizophrenen in ihrer Bedeutsamkeit für die einzelnen therapeutischen Hilfsmaßnahmen (Injektionen von narkotischen Mitteln, Isolierungen usw.) dargestellt. Es wird u. a. gezeigt, daß der Kranke in seinen Aggressionen auf dem Wege der Psychokatharsis den Rückweg zur Objektwelt sucht, daß „Liebesentzugsangst" ihn dabei auf die für die schizophrene Reaktion bedeutsamste Fixierungsstufe, auf die Stufe des „intestinalen" Libidoanspruchs regredieren läßt. Der Psychotiker sucht sich das Objekt einzuverleiben, demgegenüber der Prozeß der Identifizierung mißlungen ist.

Das Behandlungsprinzip besteht im Gegensatz zur Neurosentherapie — die eine Lockerung der Verdrängungsschranke und damit eine Aktualisierung eines neurotischen Konflikts anstrebte — in einer Wiederaufrichtung der Verdrängungsschranke und damit in einer Introversion des unzeitgemäß bereits aktualisierten Konflikts.

Die Realitätsprüfungsfunktion, die dem destruierten psychotischen Ich verloren gegangen war, wird dadurch wieder erworben, daß der Schizophrene sein Ich im Analytiker wiederfindet und sekundär zu einer Strukturierung dieses Ichs gelangt. (*Autoreferat*)

5) Dr. Paul Federn (Wien): Unterscheidung des gesunden und krankhaften Narzißmus.

Freuds Unterscheidung des primären und sekundären Narzißmus bezieht sich auf die Umwandlung früherer Objektlibido in Ichlibido.

1) Unabhängig von dieser Unterscheidung halte ich für notwendig, und zwar auf Grund der Untersuchung des Ichgefühls, von Anfang an einen medialen

und einen reflexiven Narzißmus zu unterscheiden. Ersterem entspricht das Gefühl: das Ich ist objektlos libidinös, dem zweiten das Gefühl: das Ich ist mit auf das Ich gerichteter Libido libidinös. Der mediale Narzißmus ist das psychische Korrelat zum Autoerotismus in der objektlosen Organlust, der reflexive Narzißmus ist das psychische Korrelat zum Autoerotismus in der objektlosen Onanie.

Der mediale Narzißmus ist die Grundlage des Ichgefühls.

Der reflexive Narzißmus ist die Grundlage des Selbstgefühls — des Persönlichkeitsbewußtseins Schilders und des Autismus im Sinne Bleulers.

2) In der Norm bestehen für alle Inhalte Objektbesetzungen und narzißtische Besetzung unabhängig voneinander und vorübergehend vereinigt. Die Prävalenz der Besetzungen der einen Art ist noch nicht pathologisch; sie ist die Grundlage der Unterscheidung verschiedener Charaktertypen, so auch der Jungschen Unterscheidung in Intra- und Extravertierte.

3) Pathologisch sind aber erstens: Mangel der einen Art Besetzung für wesentlich wichtige Inhalte und zweitens: die dauernd untrennbare Vereinigung beider Besetzungen an wesentlich wichtigen Inhalten.

4) Die narzißtische Besetzung behält den Vorlustcharakter der verschobenen Libido; die Befriedigung des Narzißmus ist normal, respektive pathologisch, je nachdem ob sie an objektlibidinöse Befriedigung gebunden ist oder nicht. *(Autoreferat)*

Dritte wissenschaftliche Sitzung

Sonntag, den 28. Juli, nachmittags:

Präsidium: Dr. A. A. Brill

1) Dr. M. D. Eder (London): Dreams as Resistance.

Der Traum ist die *via regia* zum Unbewußten. Das stimmt für den Analytiker immer. Ist es auch für den Analysanden immer wahr?

Die psychoanalytische Literatur hat längst nachgewiesen, daß lange und komplizierte Träume (Beispiel) oder übermäßig reichliches Träumen (Beispiel) Zeichen des Widerstandes sein können. Der Widerstand kann sich auch in Besorgnis wegen Nichtträumens oder im Vergessen der Träume ausdrücken. Umständliche Bemühungen, die Traumbilder und -worte genau wiederzugeben, Ängstlichkeit, Kargheit oder Fehlen der Assoziationen. Der Traum als bequemes Thema — als Deckmantel für Angst.

Die Träume werden dem Analytiker sozusagen an den Kopf geworfen: „Ich habe meine Pflicht getan, wenn ich den Traum erzähle, jetzt zeigen Sie, was Sie können.“ Patienten, die Traum und Deutung als intellektuelle Vorgänge zur Befriedigung ihrer wissenschaftlichen Neugier verwerten. Träume als Rationalisierungen. Angst vor der Deutung. Typische Träume und Symbole. Schnelles Akzeptieren der Deutung als Widerstand. Die Deutung des Traums durch den Patienten als Widerstand gegen das Assoziieren. Über die Überwindung derartiger Widerstände.

Im Verlaufe der Untersuchung wird die Frage aufgeworfen, warum manche Menschen reichlich, andere wenig oder gar nicht träumen. *(Autoreferat)*

2) Frau Melanie Klein (London): Theoretische Ergebnisse aus der Analyse einer frühinfantilen Dementia Praecox.

Der Fall eines vierjährigen dementen Knaben, der meiner Untersuchung zugrunde liegt, erweist, daß unter bestimmten, näher zu besprechenden Voraussetzungen die verfrühte und übermäßige Abwehr des Ichs gegen den Sadismus die Ichentwicklung und die Herstellung der Realitätsbeziehung unterbindet.

(*Autoreferat*)

3) Miß N. Searl (London): Danger Situations of the Immature Ego.

Alle Gefahrsituationen sind (1) äußerlich: diese hinterlassen keine Nachwirkungen, wenn dem Ich kein Schaden zugefügt worden ist; (2) innerlich, entstanden durch Stauung der Libido durch Reizzufuhr und (oder) Versagung.

Das Ich ist auf die Gefahr eingestellt; es ist seine Aufgabe, seine Wünsche zu befriedigen und Gefahr zu vermeiden. Das Unbewußte kennt keine Negation, also auch keine Gefahr mit Ausnahme der Versagung (Frustration). Folglich hängt die Sicherheit davon ab, daß das Ich im Spiel der Kräfte der Stärkere bleibt; Angst, wenn diese Kräfteverteilung nicht gesichert scheint.

Das kleine Kind hat ein unreifes Ich und eine starke Libido; daher die Unsicherheit des Gleichgewichts und die Häufigkeit der Angst. Die pflegende Mutter ist die notwendige Ergänzung des infantilen Ichs, obwohl sie nach der Entwöhnung die Libido nur mehr unvollkommen befriedigt. Daraus ergibt sich die folgende Aufeinanderfolge von Beziehungen zwischen Mutter und Kind, von der Sicherheit bis zur Gefahr: *a)* die „Ich"-Mutter als volle Ergänzung des unreifen Ichs befriedigt und (oder) schränkt ein in Übereinstimmung mit der äußeren und der psychischen Realität; *b)* . . . *c)* . . . usw., *g)* die Mutter bringt Reizzufuhr und Einschränkung mit starker Beimischung nicht ichgerechter Einstellung unter dem Einfluß ihrer eigenen Libido und ihres Über-Ichs; . . . *s)* das Kind wird seinen starken Wunschregungen überlassen, kann sie weder befriedigen noch Hilfe herbeirufen, sein Ich wird durch Erschöpfung geschwächt. „Es kann gefährlich werden, etwas zu wünschen, was man nicht haben kann" . . . *z)* die Eltern sind anwesend, steigern aber die Libido des Kindes nur, ohne sie zu befriedigen oder einzuschränken, das Kind wird über ihren eigenen gegenseitigen Liebes- oder Haßbeziehungen vernachlässigt; „Libido"-Eltern, bei denen alles möglich ist; das Ich des Kindes wird geschwächt, seine Libido gleichzeitig gesteigert. Das Ich verbündet sich jetzt mit der Libido und das Über-Ich wird gebildet: „Du darfst nicht zu viel verlangen." Der Wirklichkeitssinn des Ichs wird geschwächt durch Bündnisse mit irrealen Kräften, als Resultat bleibt eine deutliche Angst vor inneren Vorgängen, wo die äußere Autorität nicht direkt eingreifen kann, d. h. vor Gefühlen und exkrementellen Vorgängen, Angst vor „dem Inneren".

(*Autoreferat*)

4) Anna Freud (Wien): Ein Gegenstück zur Tierphobie der Kinder.

Dieselben Elemente, welche sich sonst in der Struktur der infantilen Tierphobie nachweisen lassen, werden in zwei hier berichteten Fällen zum Aufbau einer Tierphantasie verwendet, welche die Angst vor dem Vater kompensiert und in ihr Gegenteil verwandelt. Derselbe Mechanismus ist auch in Träumen, Kindergeschichten und Märchen zu finden. (*Autoreferat*)

5) Dr. S. Pfeifer (Budapest): Über einen Typus der Abwehr.

Neurosen mit Dauersymptomen. — Dauerlust und Verdrängung. — Zur Wiederkehr des Verdrängten und ihrer Dynamik. — Über eine Abwehrform bei narzißtischer Fixierung. — Bindung der (Kastrations-) Angst durch Vermischung mit prägenitaler narzißtischer Libido. — Prätraumatischer Zustand des Ichs. — „Aphanisis" und ihre Abwehr im Dauersymptom. — Therapeutische Folgerungen. *(Autoreferat)*

Vierte wissenschaftliche Sitzung

Mittwoch, den 31. Juli, vormittags:

Präsidium: Dr. Ernst Simmel

1) Dr. Isador Coriat (Boston): Instinctual Mechanisms in the Neuroses.

Erörterung der dynamischen Mechanismen der Neurosen durch Heranziehung der Begriffe der Lebens- und Todestriebe. Nachweis, daß verschiedene Neurosen durch eine zeitweilige Entmischung und Beherrschung des Todestriebes entstehen. Das Ziel der analytischen Übertragung ist eine Mischung der aufgesplitterten Triebe. *(Autoreferat)*

2) Frau Dr. Helene Deutsch (Wien): Über Frigidität.

Beziehung der Frigidität zu verschiedenen Neurosenformen. Schicksal der Frigidität im Heilungsvorgang. Problem der statistisch festgestellten Tatsache, daß die Frigidität auch bei praktisch gesunden Frauen außerordentlich verbreitet ist. Bedingungen, unter denen die Frigidität im psychischen Gesamtbilde nicht den Charakter eines neurotischen Symptoms besitzt. Biologische und psychologische Grundlagen für das letztgenannte Verhalten.

Therapeutisch-prognostische Schlüsse für die Behandlung der Frigidität. *(Autoreferat)*

3) Dr. Maxim Steiner (Wien): Die Bedeutung der femininen Identifizierung für die männliche Impotenz.

Wir müssen davon ausgehen, daß jeder Mann schon von vornherein mit einer mehr oder weniger weitgehenden Femininität ausgestattet ist. Sie wird mit fortschreitender Kultur und Zivilisation eine immer größere Rolle spielen und ihrerseits wieder zur Verfeinerung des männlichen Individuums und zur Hebung des kulturellen Niveaus der Gesellschaft beitragen. Diese sozusagen physiologische feminine Identifizierung kann unter gewissen Umständen eine beträchtliche Steigerung erfahren:

I) Durch konstitutionelle Momente. Diese sind sicherlich sehr bedeutungs-

voll und interessant, können aber, da sie etwas Gegebenes und auch Unabänderliches vorstellen, nicht Gegenstand dieser Studie sein, die sich mit den psychologischen Ursachen und Auswirkungen dieses Phänomens befaßt.

II) Durch frühinfantile Konstellationen. Es handelt sich hierbei um eine vom normalen Typus abweichende Erledigung der Ödipussituation. Die Kastration führt nicht zum Mutter- und vorläufigen Sexualverzicht, sondern im Wege einer weitgehenden Mutteridentifizierung zu einer exquisit femininen Sexualeinstellung.

Daraus ergibt sich:

1) Das Fehlen einer eigentlichen Latenzperiode in der Vorpubertätszeit.

2) Ein von der Norm wesentlich abweichendes Verhalten in der Nachpubertätszeit. Die Beziehungen zum Weibe spielen sich mehr oder weniger in der Form einer feminin-homosexuellen Beziehung ab.

Die Prognose dieser Fälle ist nicht einheitlich. Die schlechteste geben die Fälle, die an der Grenze zwischen I und II stehen, namentlich solche, die gar nicht zur genitalen Stufe der Sexualentwicklung, also auch nicht zur genitalen Onanie gelangt sind. Weitaus die meisten Fälle sind aber glücklicherweise viel leichterer Art und geben im allgemeinen eine günstige Prognose. Sie sind sogar als „formes frustes" von Neurosen anzusehen, da ihre Sexualität nicht ins „Neurotische" verarbeitet, sondern, wenn auch in einer etwas bizarren Entstellung, erhalten geblieben ist.

Vom Gesichtspunkt der Therapie ergibt sich demnach eine gewisse Vereinfachung der analytischen Behandlung in bezug auf die Dauer im Sinne der Abkürzung des Zeitraumes und in bezug auf die Methode im Sinne einer größeren Aktivität, Maßnahmen, die sich nach meinen praktischen Erfahrungen zu bewähren scheinen.

Die obigen Darlegungen werden an Hand einiger einem größeren Material entnommenen Fälle illustriert. (*Autoreferat*)

4) Dr. Otto Fenichel (Berlin): Zur Psychologie des Transvestitismus.

Der Fetischist hat nach Freud die Penislosigkeit der Frau nicht akzeptiert, der Homosexuelle seine Liebe zur Mutter durch eine Identifizierung mit ihr ersetzt. Für den männlichen Transvestiten treffen diese beiden Formeln gleichzeitig zu: Er hat den Glauben an die phallische Frau nicht aufgegeben und sich mit dieser phallischen Frau identifiziert. Dementsprechend hat der transvestitische Akt einen doppelten Sinn: 1. Einen objekterotischen (fetischistischen). Der Patient verkehrt statt mit einer Frau mit deren Kleidern. 2. Einen narzißtischen (homosexuellen). Er stellt selbst eine phallische Frau dar. Der Penis ist dabei doppelt vertreten: *a)* im wirklichen unter den Frauenkleidern vorhandenen Penis, *b)* im Kleid, das den Penis symbolisch darstellt und das ebenso narzißtisch-stolz zur Kastrationswiderlegung demonstriert wird wie der wirkliche Penis vom Exhibitionisten. Allerdings geht die narzißtische Regression, deren Ausdruck diese Identifizierung ist, weit über die des Homosexuellen hinaus. In dieser Identifizierung mit der phallischen Frau sucht der Patient auch neue Objekte: 1. Wie der Homosexuelle den Vater, dem er

gleichsam sagt: Liebe mich, ich bin ebenso (phallisch) wie die Mutter. Oder korrekter: Liebe mich wie die Mutter! Es ist nicht wahr, daß ich durch solchen Wunsch meinen Penis gefährde. Aber 2. auch weiterhin die Mutter. Das wichtigste akzidentelle Moment ist nämlich, daß die Identifizierung mit der Frau meist eine solche mit einem kleinen Mädchen ist, wenn nämlich die Mutter frühzeitig partiell durch eine Schwester ersetzt wurde, so daß dann der Transvestit nicht nur in der dargestellten Weise den Vater anredet, sondern gleichzeitig der Mutter sagt: Liebe mich, ich bin ebenso (phallisch) wie die Schwester. Oder korrekter: Liebe mich wie die Schwester! Es ist nicht wahr, daß ich durch solchen Wunsch meinen Penis gefährde.

Ein gründlich analysierter Fall bringt reichlich Material zum Beweise dieser Thesen. Eine pathognomonische Ätiologie ergibt sich nicht. Der Transvestitismus tritt häufig mit anderen Krankheiten gleicher ätiologischer Voraussetzungen kombiniert auf; unser Fall erwies sich überdies determiniert durch spezielle Milieuumstände. Unsere Befunde stimmen vollkommen überein mit denen von Boehm, nur können wir sie dank der inzwischen erschienenen Arbeiten von Freud einheitlicher beschreiben.

Seit Sachs wissen wir, daß es dem Perversen gelingt, einen Teil seiner infantilen Sexualität auf die Seite des Ichs zu ziehen und eben dadurch den Rest (den Ödipuskomplex) in der Verdrängung zu halten. Fraglich blieb, unter welchen Umständen infantile Partialtriebe Orgasmusfähigkeit behalten oder erwerben können. Die nunmehr mögliche Antwort lautet: Das Motiv der normalen Verdrängung ist Kastrationsangst. Perverse sind Menschen, die diese Angst durch Leugnung oder Widerlegung zu überwinden suchen. Soweit ihnen das gelingt, ersparen sie Angst und können sich deshalb partiell und unter gleichzeitiger neuerlicher Leugnung des Angstgrundes infantil-sexuell betätigen. (*Autoreferat*)

5) Dr. A. S. Lorand (New York): Fetishism in statu nascendi.

Anknüpfung an Freuds Arbeit über den Fetischismus, die feststellt, daß „der Fetisch ein Ersatz für den Phallus des Weibes (der Mutter) ist, an den das Knäblein geglaubt hat und auf den es nicht verzichten will". Die Richtigkeit dieser Behauptung wird erwiesen durch Beobachtungen der Phantasien und Handlungen eines vierjährigen Knaben in Gegenwart und auch in Abwesenheit seiner Eltern. Diese Handlungen zeigen den Zusammenhang zwischen seiner in der Entwicklung befindlichen Ödipusbeziehung und dem damit verbundenen Schuldgefühl sowie die Versuche, seine Kastrationsangst aus der Welt zu schaffen. Der Fetisch als Kompromißbildung zur Abwehr der Kastrationsangst. (*Autoreferat*)

6) Dr. Dorian Feigenbaum (New York): Paranoia und Magie.

Erfolgreiche Analyse von weiblichem Verfolgungswahn demonstriert die Bedeutung magischer Tötung im Aufbau und Endausgang der Psychose. Ungewöhnliche Umstände gestatteten die sadistische Befriedigung im magischen Sinne und begünstigten Übertragung und Heilung. (*Autoreferat*)

Fünfte wissenschaftliche Sitzung

Mittwoch, den 31. Juli, nachmittags:

Präsidium: Dr. Paul Federn

1) Dr. Carl Müller-Braunschweig (Berlin): Der normale Kern der religiösen Einstellungen.

Die fruchtbare psychoanalytisch-genetische Erforschung der religiösen Phänomene darf uns die von jeder genetischen Betrachtung unabhängige Bedeutung und Funktion der religiösen Einstellung nicht übersehen lassen.

1) Die religiöse Einstellung ist weder notwendig ein pathologisches noch ein infantiles Phänomen. Sie kann vielmehr nur dann als ein solches anmuten, wenn ihr Träger als pathologisch oder infantil anzusehen ist. Die religiöse Einstellung läßt sich am normalen, gesunden und reifen Erwachsenen vorfinden und studieren. Man findet dann als ihren Kern Einstellungen, die, zumindest im Ansatz, bei allen Menschen vorzufinden sind.

2) Für die religiösen Einstellungen kommt den Vorstellungsanteilen nur sekundäre Bedeutung zu, während die affektiven Anteile von primärer Bedeutung sind.

Diese Affekte sind allgemein menschlicher Natur, es handelt sich vor allem um die Affekte: Glauben, Vertrauen, Liebe, Hoffnung und um den Charakterzug: Gehorsam. Diese Affekte sind das Wesentliche, die religiösen Vorstellungen sind nichts als Symbole, die diesen Affekten eine sinnvolle und einheitliche Repräsentanz geben. So werden in der Vorstellung „Gott" u. a. folgende Momente gedacht: *a)* diejenige Tendenz des Weltgeschehens, die es ermöglicht, es und das eigene Schicksal zu lieben, ihm zu vertrauen und auf es zu hoffen; *b)* eine Repräsentanz des für das Handeln des Menschen Richtunggebenden (des „Moralischen", des sachlich und vernünftig Notwendigen). Die Gottesvorstellung ist also keine Wahnvorstellung, sondern ein höchst sinnvolles und lebenswichtiges psychisches Gebilde, und wir müssen sie auch dort als vorhanden annehmen, wo sie bewußt abgelehnt wird. (Das eigentliche Unbewußte kennt keine Verneinung.)

3) Die in jedem Menschen vorfindbaren religiösen Affekte können im Einzelnen mit jedem Maß gegensätzlicher Affekte gemischt sein: Glauben mit Unglauben, Vertrauen mit Mißtrauen (Ergänzungsreihen). Ein gewisses Maß von Skepsis und Mißtrauen ist der Gefährlichkeit und Unberechenbarkeit des Lebens sogar angemessen. Aber anderseits hört bei einem relativen Mindestmaß der genannten positiven Affekte die Lebens-, Leistungs- und Genußfähigkeit des Menschen auf.

4) Die religiösen Affekte und Vorstellungen haben innerhalb des psychischen Lebens eine vereinheitlichende Funktion zu erfüllen. Sie tragen zentral bei zu einer erhöhten Einheit des Stiles und der Lebensführung der Persönlichkeit. Es wird zu den wesentlichen künftigen Aufgaben der psychoanalytischen Ichpsychologie gehören, Funktion und Ökonomie der Gottimago und der religiösen Affekte zu untersuchen.

5) Bedeutung für die psychoanalytische Therapie: Der Analytiker hat den

religiösen Äußerungen der Analysanden nicht rationalisierend (etwa „es gibt einen Gott" oder „es gibt keinen Gott") zu begegnen, sondern sie zu analysieren. Beschränkt er sich darauf, so wird er den positiven, lebensfördernden Kern der religiösen Einstellung seines Analysanden ähnlich von Hemmungen oder Überkompensationen befreien können, wie er das bei der analytischen Befreiung der elementaren Libido gewöhnt ist. (*Autoreferat*)

2) Hans Zulliger (Ittigen-Bern): Psychoanalyse und Führerschaft in der Schule.

Ausgehend von Freuds Massenpsychologie und Ichanalyse wird untersucht, ob aus der Kenntnis der Psychoanalyse für den Lehrer Hilfen gewonnen werden können, um die Schüler zu einer Masse im Freudschen Sinne zusammenzufügen und diese zu führen. (*Autoreferat*)

3) C. D. Daly (Poona, India): The Genesis of Psychic Evolution.

Die psychoanalytische Untersuchung der weiblichen Tabus, besonders des Tabu der Menstruation, zeigt ihre zentrale Bedeutung für das Verständnis der Neurosen.

Die Menstruation, die ursprünglich mit dem Beginn der Schwangerschaft, dem Ausgangspunkt der Geburtsvorgänge, zusammenfiel, ist begreiflicherweise der wichtigste unter den drei Zuständen der menschlichen Spezies.

Der Autor verfolgt die Bedeutung der Brunstperiode (die sich später unter dem Einfluß der Abwehr der Befruchtung in dieser Periode zur Menstruation wandelt), von der Eiszeit bis zur Gegenwart. Er bringt parallele Beobachtungen aus Krankengeschichten und den Sitten primitiver Völker unserer Zeit.

Er weist schließlich nach, daß Eindrücke, die dem Tabu-Gewissen des Individuums zuwiderlaufen, sehr leicht vergessen werden, — ebenso wie es bei den Völkern der Fall ist. Als Beispiel führt er den vergessenen Ursprung des englischen Hosenbandordens an, dessen wirkliche Entstehungsgeschichte sich von der allgemein berichteten stark unterscheidet.

Das Kleidungsstück, das die Gräfin von Salisbury verlor, war nicht ihr Hosenband, wie man allgemein annimmt, sondern das, was man heute eine Menstruationsbinde nennen würde. Als König Edward sah, daß die Ritter über die Verlegenheit der Dame lachten, sagte er, er würde die stärksten unter ihnen dazu bringen, diese Binde als das vornehmste Zeichen ihrer Ritterschaft zu tragen. Es konnte nur einem König gelingen, dieses Tabu wenigstens vorübergehend aufzuheben; bald gelang es dem Druck des universellen Tabu-Gewissens, diesen Punkt seiner fürstlichen, freimütig-gütigen Handlung wieder in Vergessenheit geraten zu lassen. *Honny soit qui mal y pense.* (*Autoreferat*)

4) Miss Ella Sharpe (London): On Certain Aspects of Sublimation and Delusion.

1) Analytische Untersuchung der folgenden Sublimierungen: Malen, Musizieren (Singen), historische Forschungen.

2) Aus dieser Untersuchung sich ergebende Schlußfolgerungen über das Schicksal des magischen Denkens und Handelns.

3) Der Weg über das Über-Ich zur Beherrschung der Umwelt. Wahnbildung. Sublimierung. (*Autoreferat*)

5) Dr. Sarasi Lal Sarkar (Bengal): A Conversion Phenomenon in the Life of the Dramatist Girish Chandra Chose.

(Autoreferat nicht eingegangen.)

Zwangloser Diskussionsabend

Am Abend des zweiten Kongreßtages wurde für Mitglieder eine zwanglose Diskussion über das Thema „Die Beendigung der Analysen" veranstaltet. Den Vorsitz führte Dr. Jelliffe, das einleitende Referat hielt Dr. Ferenczi. An der Aussprache beteiligten sich zahlreiche Redner.

Sitzung der Internationalen Unterrichtskommission

Samstag, den 27. Juli, nachmittags:

Der Vorsitzende der IUK, Dr. M. Eitingon, gibt folgenden Bericht:

Die heutige Sitzung der IUK ist die zweite offizielle während der nun 21jährigen Dauer der IPV und der elf Kongresse, die sie bisher abgehalten hat. Als auf dem Homburger Kongreß die Schaffung von Unterrichtsausschüssen und deren Zusammenfassung zu einer Internationalen Unterrichtskommission beantragt und beschlossen wurde, hatte dieser Beschluß nur etwas sanktioniert, was in den drei ältesten Gruppen der IPV bereits existierte, und bildete den Anstoß zur Schaffung von Unterrichtsausschüssen da, wo sie bis dahin noch nicht existiert hatten. Ungarn, die Schweiz, Holland, die beiden amerikanischen Gruppen und zu allerletzt auch die Psychoanalytische Gesellschaft von Paris haben jetzt solche Unterrichtsausschüsse. Außer Indien und Rußland, also in allen Gruppen, wo Analyse wirklich gelehrt und gelernt wird, bestehen jetzt solche Ausschüsse, denen die Gruppen die Leitung des Unterrichtes, wie auch die Verantwortung für denselben überantwortet haben, und ich freue mich, jetzt die Träger dieser Verantwortlichkeit in so großer Zahl hier versammelt zu sehen. Wenn die IPV am lebendigen Kleide der Psychoanalyse als Wissenschaft wie als Bewegung wirkt, so sind unsere Unterrichtsanstalten der Ort, wo dieses Wirken geschieht. Der Unterricht ist die einzige Stelle, wo die Früchte unseres Tuns noch in einem entscheidenden Maße vom Inhalt wie von der Art dessen abhängig sind, was wir aussäen. Die Auswirkungen der Resultate unseres psychoanalytischen Forschens und wissenschaftlichen Produzierens sind von uns nicht oder nur sehr teilweise zu kontrollieren. Sich in vielfachen Medien brechend, sehen sie, wenn sie von der Außenwelt auch vielfach akzeptiert werden, meist noch lange nicht so aus, daß wir uns mit ihnen identifizieren können. Im Gegenteil müssen wir mahnen, daß das von den offiziellen, uns benachbarten oder entfernteren Wissensgebieten übernommene Stück der Analyse nur mit Mühe manchmal wiedererkannt werden kann, so bastardiert und entstellt ist es. Die von uns zu Analytikern Erzogenen aber sollen das Ganze der Analyse lernen, wie es dasteht, sich glücklich schätzend, wenn es ihnen vergönnt sein kann, an der Weiterentwicklung des Ganzen mitarbeiten zu können und so die Welt auch mahnen, daß man von der Analyse zu wenig akzeptiert, wenn man von ihr nur Teile — und sei es auch als sehr wesentlich deklarierte — akzeptiert. So liegen also, soweit es sich in der Psychoanalytischen Vereinigung um anderes und mehr handelt, als um tendenzlose psychologische Forschung und An-

wendung des Erforschten und der Forschungsmethoden auf andere Wissens- und Tätigkeitsgebiete, alle wesentlichen organisatorischen Aufgaben der IPV, d. h. alles Arbeiten für die Zukunft unserer Bewegung, in den Händen unserer Unterrichtsanstalten.

Die meisten Anwesenden werden sich noch deutlich der Sitzung der IUK erinnern, die auf dem vorigen Kongreß in Innsbruck stattgefunden hat. Wir versuchten, Ihnen dort, wenn auch skizzenhaft und ohne ihn zur Diskussion zu stellen, den ganzen Gang des Unterrichts resp. der Ausbildung — und zwar zunächt ausschließlich die der psychoanalytischen Therapeuten — vorzuführen: den theoretischen Ausbildungsgang, Lehranalyse und Kontrollanalyse. Viele von Ihnen entsinnen sich sicher noch der entsprechenden Ausführungen von Dr. Radó, Dr. Sachs und Frau Dr. Deutsch. Einen breiten Raum hatte damals auch die Frage der Zulassungsbedingungen angenommen. Sie wissen, daß der Kongreß uns beauftragt hat, dieses Problem durch eine besondere Kommission bearbeiten zu lassen. Im dritten Punkt unserer heutigen Tagesordnung werde ich Ihnen genaueren Bericht über die Arbeit derselben zu erstatten haben.

Die Diskussion der einzelnen Probleme der Ausbildung, in denen übrigens keine großen Divergenzen zwischen den einzelnen Instituten und Unterrichtsausschüssen zu bestehen scheinen, sollen späteren Sitzungen der IUK vorbehalten bleiben. Bis jetzt haben sich unsere Versuche, den Unterrichtsgang zu bestimmen, in erster Linie und eigentlich fast ausschließlich mit der Frage der Ausbildung von psychoanalytischen Therapeuten beschäftigt. Inzwischen ist aber die Ausbildung zweier anderer Kategorien von Menschen, die Analyse lernen wollen, sehr dringend geworden, d. i. die Frage der Ausbildung von Kinderanalytikern und des analytischen Unterrichts von Pädagogen. Darüber werden uns zwei damit beauftragte Kommissionen, die Wiener Kommission, bestehend aus Frl. Anna Freud und Herrn August Aichhorn, und die Londoner Kommission, bestehend aus Miss Low, Mrs. Klein, Miss Searl, Mrs. Isaacs und Miss Sharpe, Bericht erstatten und Thesen vorlegen. Wir werden Sie bitten, diese zur Kenntnis zu nehmen, sich in Ihren Gruppen, soweit ein Bedürfnis für die Regelung dieser Aufgaben bereits besteht — und soweit ich unterrichtet bin, besteht das an allen Orten — mit diesen Thesen auseinanderzusetzen.

Ihnen allen ist aus dem letzten Bericht der Ungarischen Psychoanalytischen Vereinigung wahrscheinlich schon bekannt, daß es dem dortigen Unterrichtsausschuß gelungen ist, seine Lehrorganisation zu einem psychoanalytischen Institut auszubauen. Unsere Institute sind besonders wichtig als Antwort auf die Frage, wie Analyse gelernt werden kann, mit einem Hinweis darauf, wo sie richtig gelernt wird. Es ist ein besonders bezeichnendes Symptom für die Entwicklung der Analyse und die Anerkennung ihrer Bedeutung, daß in den letzten Jahren an manchen deutschen Universitäten z. B. die Psychoanalyse gelehrt wird, von Personen allerdings, denen wir die Kompetenz zum Lehren der Analyse nicht zuerkennen können. Was dabei herauskommt, ist denn auch bestenfalls eine geistreiche, meist aber zu leichtfertige Freud-Kritik, auf Grund unzulänglichen Freud-Studiums. Hier wiederholt sich, was wir früher meinten, daß, wie es den antiken Bauwerken einst geschah, Steine herausgebrochen werden aus dem Bau der Psychoanalyse, um zum Aufbau anderer Wissensgebäude verwandt zu werden. Unsere Institute beanspruchen nun für sich die Kompetenz, das zu lehren, was Freud geschaffen, und wie immer auch die Außenwelt sich zu uns und zur IPV verhalten mag, unsere Institute machen im Prozeß der Erwerbung von Anerkennung und Autorität unverkennbare und stetige Fortschritte.

Der Bericht des Vorsitzenden wird mit Beifall zur Kenntnis genommen.

Der Vorsitzende teilt mit, daß die Unterrichtsausschüsse der Zweigvereinigungen unter Hinweis auf ihre Veröffentlichungen im Korrespondenzblatt auf die Erstattung eingehender Berichte verzichten. Statt dessen fordert er die Anwesenden auf, etwaige bemerkenswertere Vorkommnisse aus dem Lehrbetrieb ihrer Gruppen in einer zwanglosen Aussprache vorzubringen. Hierauf berichtet Dr. Federn über die Organisation eines Seminars zum Studium Freudscher Schriften, das sich vortrefflich bewährt hat. — Dr. Eitingon und Frau Dr. Deutsch bringen Probleme der analytischen Unterweisung und Kontrolle der Lehrer zur Sprache. — Dr. Radó erzählt über die seit Jahren bestehende und nunmehr sehr weitgehend ausgebaute Organisation der Seminare am Berliner Institut. Dr. Ferenczi erwähnt die einschlägigen Erfahrungen aus Budapest.

Der Vorsitzende gibt über die Tätigkeit der Berliner Unterkommission, die zur Redaktion eines Entwurfes über die internationale Regelung der Zulassungs- und Ausbildungsfragen eingesetzt worden ist, folgenden Bericht:

Sie erinnern sich gewiß noch alle, wie lebhaft die Diskussion der Zulassungsbedingungen zur Ausbildung auf dem Innsbrucker Kongreß gewesen ist, besonders an den Teil, der die Zulassung von Nichtärzten betraf, obwohl oder weil schon vorher die sogenannte „Laienfrage" in ausgiebiger Weise diskutiert worden war. Sie erinnern sich alle an die damalige Resolution Eitingon und an deren Schicksal. Nach den verschiedenen Amendements, die dieser Resolution ihren Sinn genommen hatten, ließ der Kongreß sie fallen und faßte folgenden Beschluß:

> „Der Kongreß beauftragt die Internationale Unterrichtskommission, einen Entwurf über die Zulassungsbedingungen zur Ausbildung zum psychoanalytischen Therapeuten sowie über das Ganze des psychoanalytischen Ausbildungsganges im allgemeinen, und im speziellen nach den Verhältnissen der einzelnen Länder, schließlich über die erforderliche Zusammenarbeit der einzelnen Unterrichtsausschüsse in der technischen Durchführung auszuarbeiten und dem Kongreß vorzulegen. Bis dahin unterbleibt jede Beschlußfassung über diese Fragen."

Zur Bearbeitung dieses Auftrages war die Einsetzung einer speziellen Unterkommission erforderlich. Da die Mitglieder dieser Kommission vom Kongreß bzw. der IUK nicht bestellt worden waren, blieb es damals mir als dem Vorsitzenden der IUK überlassen, diese Kommission zu ernennen. Ich hatte nun zwei Möglichkeiten des Vorgehens. Die erste war, diese Kommission möglichst international zu gestalten, mit komplizierten Enquete- und Fragebogen zu arbeiten. Sie können sich denken, wie schwerfällig dieses procedere geworden wäre; es hätte alles auf brieflichem Wege gemacht werden müssen, Einzelheiten schon hätten endlose Korrespondenzen hervorgerufen. Mit dem Arbeiten von Kommissionen Vertraute werden sich leicht vorstellen können, wie vielversprechend es ist, auf diesem Wege Resultate in absehbarer Zeit erreichen zu wollen. Ich entschied mich daher für einen anderen Weg, der mir zunächst einfacher und zweckmäßiger zu sein schien, der uns freilich auch sehr viel Kritik und — wie ich mir festzustellen jetzt erlauben darf — teilweise recht unberechtigte Kritik eingetragen hat. Ich wählte also drei an einem Ort, d. h. in Berlin, ansässige Mitglieder, die trotz ihrer Zugehörigkeit zu einer Gruppe mit ausgesprochener Stellungnahme doch individuell genügend differierten, um geneigt zu sein, das Problem von verschiedenen Seiten zu betrachten, und die Kommission

nahm sich vor, unter meiner Leitung einen möglichst vollständigen Entwurf auszuarbeiten, zu dem dann die anderen Gruppen in ebenso vollständiger Weise zustimmend oder variierend Stellung nehmen sollten. Anstatt also mit einem Fragebogen zu beginnen, legten wir gleich einen Bogen mit Antworten vor, der keinen anderen Sinn hatte, als Vorschläge zur Diskussion zu stellen. Wir gedachten, mit Hilfe der Antworten, die wir von allen Gruppen vollständig erwarteten, — und von einigen auch der Erwartung gemäß vollständig erhielten, — eine Linie zu finden, die in allen wesentlichen Punkten eine gemeinsame Richtschnur der ganzen Unterrichtstätigkeit abgeben könnte. Wir hatten unseren ersten Entwurf mit einer Notiz eingeleitet, welche die Technik unseres Vorgehens darlegt, und um die planmäßige Mitwirkung aller Gruppen an der gemeinsamen Arbeit bittet. Es ist uns demnach ganz unerfindlich gewesen, wie man in diesem ersten Entwurf etwas anderes sehen konnte als die Anregung zu eingehender Äußerung, und wie man sie als ein versuchtes Diktieren auffassen konnte. Daß einige Gruppen, statt daran mitzuarbeiten, diese ganze gemeinsame Linie zu finden, wesentlichen Teilen des Entwurfs gegenüber nur ein ganz einfaches N e i n hatten, war natürlich nicht dazu geeignet, die Absichten, die sich die Kommission gesetzt hatte, einer Erfüllung näher zu bringen.

Aus dem Ihnen in extenso überreichten Material der Kommission werden Sie ersehen, warum die Kommission die ihr übertragene Aufgabe als ungelöst betrachten muß und außerstande ist, Ihnen und durch Sie dem Kongreß einen Entwurf vorzulegen und zur Annahme zu empfehlen. Über die Zulassungsbedingungen gehen die Antworten noch in einem so hohen Maße auseinander, daß es weitere und glücklichere Kommissionsarbeit braucht, um jene Einigkeit herbeizuführen, die wir als gemeinsame Plattform unbedingt brauchen. Es hieße sich Illusionen hingeben, wenn wir erwarten würden, daß die jetzige Sitzung diese Meinungsverschiedenheiten aus der Welt schaffen würde, daher werden wir Ihnen einen Vorschlag machen, der den Versuch, jetzt und hier zu einer Klärung zu kommen, ersetzen soll.

Muß aber die Kommission erklären, daß sie insofern erfolglos gearbeitet hat, als es ihr nicht gelungen ist, den Auftrag voll zu erfüllen, so muß sie doch auf sehr erfreuliche Einzelresultate ihrer Arbeit hinweisen. Sie hat mit großer Genugtuung feststellen können, daß, wo Psychoanalyse gelehrt wird, dies mit einer logischen — und ich möchte sagen — schönen Planmäßigkeit getan wird, an unseren verschiedenen Lehrstätten, wohl unter organischer gegenseitiger Beeinflussung in weitestgehend analoger Weise. Die Gruppen, die noch keine Lehrorganisation haben, stimmten dem Lehrplan zu und sind bereit, ihn anzuwenden, vom Moment ab, wo sie solche Möglichkeiten haben werden. Da wir einsichtig und bescheiden genug sind, nur das in der analytischen Lehre zur Tat gewordene Wissen und Können an dazu Befähigte weiter zu vermitteln, muß die Struktur dieser Doppelaufgabe auch die Wege zu ihrer Lösung finden helfen. Über das W a s und das W i e des Lehrens gehen die Ansichten gar nicht sonderlich auseinander, sehr weit leider noch bei der Frage, w e m gelehrt werden soll. Und hier auch kann die Personenfrage zu einer Schicksalsfrage werden. Es sind aus der Psychoanalyse dem heilenden Tun so unerhört neue Impulse und Aspekte gegeben, daß deren Voraussetzungen durch die ausschließliche Bindung an den überkommenen ärztlichen Stand nicht Rechnung getragen wird. Wir müssen Mittel und Wege, Bedingungen und Kautelen finden, unter denen wir den Kreis der auch zur Therapie Zuzulassenden erweitern können. Und es drängt, die Entwicklung unserer Sache verlangt von uns, das Suchen nach diesen Bedingungen ohne Aufschub zugunsten irgend welcher Teilzwecke der

Bewegung fortzusetzen. Man kann und darf nicht lange warten, nicht nur weil unsere Einheit gefährdet werden kann, wenn wir uns nicht bald einigen, sondern auch weil während der prinzipiellen Unentschiedenheit über den Kreis der Zuzulassenden unser ganzes Lehren teilweise in der Luft hängt, etwas Schwankendes und Unsicheres an sich hat und zu Verwicklungen führen muß. Ein höchst ungesunder Zustand voller Gefahr.

Weil es nun der Berliner Kommission nicht gelungen ist, diesen Zustand zu beseitigen, erklärt sie selbst ihr Unternehmen als gescheitert, und ich bitte Sie, indem ich den Kollegen Radó, Frau Horney und Müller-Braunschweig für ihre schwere und aufopferungsvolle Arbeit in unser aller Namen herzlichst danke, diese Demission anzunehmen.

Zugleich aber bitte ich Sie, folgende Resolution als die Ihrige der Generalversammlung des Kongresses zur Annahme zu unterbreiten, da ihm die demissionierte Kommission den aufgetragenen Entwurf nun auch nicht vorlegen kann:

„Da es der im Auftrage des X. Internationalen Kongresses in Innsbruck eingesetzten Unterkommission zur Ausarbeitung von Richtlinien für die Ausbildung in der Psychoanalyse (gemeint war zunächst die Ausbildung zum psychoanalytischen Therapeuten) nicht gelungen ist, eine volle gemeinsame Plattform zu finden, schlägt die IUK dem Kongreß vor, diese Bemühungen von einer neuen Unterkommission, deren Liste sie nun vorlegt, fortsetzen zu lassen, und bittet den Kongreß, von allen Anträgen genereller oder speziell-technischer Art, die mit dieser Frage zusammenhängen, absehen zu wollen, bis die neu eingesetzte Unterkommission positive Resultate erreicht haben wird."

Ich glaube, daß es sich erübrigt, diese Resolution eingehender zu begründen. Ich erinnere nochmals an die nicht so leicht zu vergessenden Affekte, die die Generalversammlung in Innsbruck an den Tag treten gesehen hat. Solche Affektentladungen sind einer Klärung, wie wir sie benötigen, kaum gedeihlich, sie würden uns in den Einigungsbestrebungen nicht weiter und einander nicht näher bringen, vor allem möchten wir sie in diesen würdigen Hallen vermieden wissen, damit die neue Kommission im Moment ihres In-die-Welt-Tretens eine Atmosphäre von Ruhe und möglichstem Vertrauen umgibt.

Helfen Sie ihr dazu!

Auf eine Zwischenfrage wird von Dr. Eitingon sein Antrag dahingehend interpretiert, daß auch die neue Unterkommission — ebenso, wie es die frühere tat — sich ihrer Aufgabe unter Mitwirkung der Unterrichtsausschüsse aller Zweigvereinigungen zu entledigen habe.

Hierauf wird der Resolutionsantrag Dr. Eitingon ohne Diskussion einstimmig angenommen.

Dr. Eitingon stellt den ergänzenden Antrag, die IUK möge dem Kongreß zur Entsendung in die Unterkommission folgende Mitglieder in Vorschlag bringen: Mme. Bonaparte (Paris), Dr. Brill (New York), Frau Dr. Deutsch (Wien), Dr. Eitingon (Berlin), Dr. Ferenczi (Budapest), Anna Freud (Wien), Dr. Jelliffe (New York), Dr. Jones (London), Dr. van Ophuijsen (Haag), Dr. Sachs (Berlin), Dr. Sarasin (Basel).

Der Antrag wird einstimmig angenommen.

Frau Melanie Klein legt zwei Entwürfe vor, die von einer britischen Kommission herrühren; die eine betrifft die Ausbildung zum Kinderanalytiker, die andere die analytische Ausbildung der Pädagogen.

Frl. Anna Freud erörtert die Vorschläge, die über dieselben Gegenstände von ihr selbst in Gemeinschaft mit August Aichhorn ausgearbeitet worden sind.

Dr. Eitingon dankt Frau Klein, Frl. Freud und ihren Mitarbeitern für ihre Bemühungen und bittet die Mitglieder, sich mit dem vernommenen Material bis zum nächsten Kongreß vertraut zu machen.

In einer vom Vorsitzenden angeregten zwanglosen Aussprache beleuchtet Zulliger durch einige Beispiele, wie der praktisch tätige Lehrer kleine pädagogische Psychotherapie betreiben und die Psychoanalyse verwerten könne. Dr. Hermann berichtet über seine Erfahrungen mit der psychoanalytischen Unterweisung von Pädagogen.

Für den Sitzungsbericht der IUK:

Dr. Sándor Radó
Sekretär

Geschäftliche Sitzung

Dienstag, den 30. Juli, vormittags:

Der Vorsitzende Dr. Eitingon eröffnet die Generalversammlung mit folgender Ansprache:

Es gibt etwas, das unseren Kongreß von anderen Kongressen, sei es rein wissenschaftlichen oder mehr oder weniger angewandt wissenschaftlichen Charakters, unterscheidet, und wenn auch unsere Kongresse die Veranstaltungen einer Vereinigung sind, welche Pflege und Ausbau der Psychoanalyse als Wissenschaft wie ihrer Anwendungen sich zum Ziel gesetzt hat, so hat unsere Vereinigung von Anfang an — besonders in den Anfängen, aber deutlich auch noch jetzt — den Charakter einer Gemeinschaft mit starker innerer, ganz persönlicher Kohäsion. Das starke Anwachsen der Mitgliederzahl vermag diesen Charakter nicht zu verwischen, denn nur als Gemeinschaft kann die IPV ihre Mission erfüllen, welche ihr den eigentlichen Sinn gibt, darüber zu wachen, daß die Psychoanalyse als Ganzes sich erhalte und weiterentwickle, entgegen den Tendenzen, sie zu zerstückeln und die Stücke in andere Zusammenhänge einzufügen und anderen, ihr oft fremden Gesichtspunkten unterzuordnen. Es ist in Deutschland z. B., wo die Analyse in den letzten Jahren an Schätzung und Bedeutung außerordentlich gewonnen hat, üblich geworden, von uns als von den „Vereinsanalytikern" zu reden, im Gegensatz zu vielen anderen, die sich auch als Psychoanalytiker bezeichnen. Wir wollen diesen uns verliehenen Titel gern tragen, wenn er wirklich Abhebung von den anderen bedeuten soll. Und wir werden nach einem alten niederländischen Beispiel das uns angehängte Schild als Ehrenschild betrachten, weil wir von der Notwendigkeit und der wichtigen Funktion der Vereinigung überzeugt sind. Wie die Erhaltung einer jeden Gemeinschaft nicht ohne persönliche Opfer abgeht, so muß auch unsere große Gemeinschaft von den Gruppenindividuen, die sie zusammensetzen, Opfer verlangen, die sicher zu leisten sind, wenn man mit voller Klarheit den Sinn unserer Vereinigung sich vergegenwärtigt. Sie sind auch dort zu leisten, wo sie sehr schwer zu sein scheinen, wenn man sich die Werte vorhält, die in der Vereinigung verkörpert sind, und die schließlich über alle äußeren Hindernisse hinwegwachsen müssen. Es ist unvermeidlich, daß in solchen Gemeinschaften ältere führende Individuen eine ausschlaggebende Rolle spielen; wir alle haben es erlebt, wie es in den Gemeinschaften

vor uns erlebt worden war — die Erkenntnisse der psychoanalytischen Massenpsychologie haben es uns nur bewußt gemacht — und es ist immer ein freudiger Moment, Gelegenheit und Anlaß zu haben, einem älteren Freunde, Mitkämpfer und Führer danken zu können für das, was er für unsere Gemeinschaft und also für uns getan hat.

Ernest Jones ist gerade am ersten Tage dieses Jahres 50 Jahre alt geworden. Wir würden es diesem Jugendlichen noch schwerer glauben, wenn unsere Zeit uns nicht gelehrt hätte, daß alt jetzt nur die Jungen sind. Wenn man aber die Fülle dessen betrachtet, was Jones geleistet hat, so würde man meinen, daß dazu nicht Fleiß und Talent allein, sondern auch viel mehr Zeit noch gehören müsse, als sein Kalender es ihm erlaubte. Ein biographischer Umstand hilft unserem Staunen. Ernest Jones ist nämlich in wissenschaftlicher Hinsicht ein glücklicher Frühbeginner. Mit 21 Jahren bereits Doktor der Medizin, hat er eine ebenso gründliche wie vielseitige Spitalspraxis in der Chirurgie, Ophtalmologie, Gynäkologie, der internen Medizin und Kinderheilkunde also im Gebiete der praktischen Gesamtmedizin, durchgemacht, bevor er sich für die Neurologie spezialisierte. Seine Arbeiten in der organischen Neurologie verschaffen ihm auch sehr früh schon die Mitgliedschaft der Neurological Society in London, der American Neurological Association und der Deutschen Neurologischen Gesellschaft. Aber sehr früh schon gilt sein Hauptinteresse der psychologischen Seite seines Spezialgebietes, und er verfaßt einige psychologisch orientierte Arbeiten, noch bevor das Werk Freuds seine Wege kreuzt. Im Jahre 1906 trifft er zuerst auf Freud, liest dessen damals erschienene Hauptwerke und beginnt sofort das Gelesene anzuwenden, trifft im Jahre 1907 Jung, lernt dann auf dem Salzburger Kongreß im April 1908 Freud persönlich kennen und eine Reihe von jetzt noch anwesenden älteren Kollegen. Im Herbst 1908 kommt er als Professor der Psychiatrie an die Universität von Toronto, als welcher er vier Jahre dort bleibt, während welcher Zeit er allen psychoanalytischen Kongressen auf dem Kontinent beiwohnt. Der erste englisch geschriebene Artikel über Psychoanalyse stammt von ihm, wie auch das erste englische Buch über diesen Gegenstand. Und als er im Jahre 1913 nach London übersiedelt, ist er unter den ersten Analytikern, welche auf die Idee kommen, sich zu Lernzwecken auch analysieren zu lassen, und tut das bei Ferenczi im selben Jahre. Im Jahre 1914 gründet er die Britische Analytische Gesellschaft und im Jahre 1926 rief er die Londoner Psychoanalytische Klinik ins Leben. Sie werden wohl alle, die sein wissenschaftliches und literarisches Schaffen näher verfolgt haben, mit Überraschung in dem ihm gewidmeten eben erschienenen Festheft der „Internationalen Psychoanalytischen Zeitschrift", wie des „International Journal of Psycho-Analysis" ersehen haben, wie außerordentlich viel Jones geschaffen hat, aber auch wir, die wir ihn und sein Wirken seit langem genau zu kennen glaubten, waren erstaunt über den Umfang seiner bisherigen Gesamtleistung. Wohl alle Psychoanalytiker werden gemerkt haben und wissen, daß Jones außer seinem überraschend großen allgemeinen und medizinischen Wissen sozusagen ein Polyhistor in psychoanalyticis ist, wenn's erlaubt ist, so zu sagen. Doch beherrscht er nicht nur das ganze Gebiet, sondern hat in den meisten Teilen desselben auch selbständig mitgearbeitet und ist neben Ferenczi und Abraham der vielseitigste und anregendste Autor unter uns, besonders die angloamerikanische Welt hat nach Freud in ihm den ersten Lehrer der Psychoanalyse. So viel verdankt ihm unsere Wissenschaft.

Der Vereinigung, als dem Träger des Kampfes um die Psychoanalyse, wurde er sehr bald und immer mehr zum führenden Mitglied: an allen Beratungen organisatorischer Fragen nahm er in entscheidendem Maße teil. Während des Krieges hielt er den

überhaupt noch möglichen Kontakt der durch den Weltkrieg zerrissenen psychoanalytischen Gemeinschaft aufrecht und war dann durch eine Reihe von Jahren Präsident unserer Vereinigung. In seiner Heimat hat er mit ebenso großer Ausdauer und Energie, wie mit Takt und Geschick für die Verteidigung und offizielle Anerkennung der Analyse gekämpft, zuletzt noch im *Psycho-Analysis Committee* der British Medical Association. Sie sehen, für wie vieles die Vereinigung Ernest Jones zu danken hat; wenn wir ihm in Ihrer aller Namen noch eine Reihe von Jahrzehnten von Gesundheit, Arbeit und Erfolg wünschen, wünschen wir der Vereinigung, daß ihr noch viele solche führende Mitglieder erstehen wie Jones, von seinem geistigen Kaliber und so „eifrig und tatkräftig, streitbar und der Sache ergeben". So hat ihn unser Meister in seinem Festgruß apostrophiert.

Dr. Eitingon überreicht nach diesen Worten unter warmem Beifall der Versammlung Dr. Jones die zu seinem fünfzigsten Geburtstag herausgegebenen Festhefte der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" und des „International Journal of Psycho-Analysis".

Dr. Jones erwidert mit herzlichen Dankesworten, ihm sei das Gefühl, verläßliche Freunde und Mitarbeiter zu haben, besonders wertvoll.

Dr. Eitingon setzt hierauf seine Rede fort:

Versuchen wir, bevor wir auf die Situation in unseren einzelnen Schwestervereinigungen eingehen, einen Blick zu werfen auf das Verhalten der allgemeinen wissenschaftlichen Umwelt und Welt überhaupt zur Psychoanalyse, so bekommen wir einen ganz analogen Eindruck, wie ihn auch die letzte Berichtsperiode ergeben hat. Der Ton der Analyse gegenüber ist doch ein wesentlich anderer geworden — auch abseits vom modischen Lärm, der um die Psychoanalyse entstanden ist, versucht man es, in nunmehr teilweise sehr ernsthafter Weise sich mit ihr auseinanderzusetzen — die Anerkennung wächst ständig. Diese hat aber noch mehr als häufig den Charakter eines Danaergeschenkes an sich, der darin besteht, — wie ich es schon oft angedeutet habe, — daß man die Psychoanalyse nur teilweise akzeptiert, mit Auswahl, mit zu großer Vorsicht und unter zu vielen Rücksichten. Wir haben allen Grund, wachsam zu sein in Anbetracht einer solchen Anerkennung. Die Vereinigung selbst wächst sehr langsam, die Zahl der Mitglieder ist seit dem letzten Kongreß nicht wesentlich verändert. Die scheinbare Langsamkeit dieses Wachstums erklärt sich in ausreichender und auch befriedigender Weise durch den Umstand, daß die meisten Gruppen jetzt die Bedingung des eigenen Analysiertseins, also ein ganz anderes Vertrautsein mit der Analyse, verlangen, als wir es früher getan haben. In der wissenschaftlichen Arbeit gilt das Hauptinteresse der Ichanalyse und der Technik.

Unsere englische Zweigvereinigung, in deren Mitte wir jetzt weilen, hat einen deutlichen Zuwachs ihrer Mitgliederzahl aufzuweisen. Für die größere Geneigtheit der öffentlichen englischen Stimmung der Psychoanalyse gegenüber, besonders der Ärztewelt, spricht die Art und Weise, in welcher das erwähnte „Psycho-Analysis Committee" der „British Medical Association" seine Resolution über die Psychoanalyse schließlich zusammengefaßt hat. Drei Jahre lang hat dieses Committee diskutiert, und ich muß hier noch einmal das Verdienst von Ernest Jones unterstreichen, der als einziger Vertreter der Freudschen Psychoanalyse in dem Committee für sie focht. Als das wesentlichste wissenschaftliche Ereignis in der Vereinigung selbst wird von unseren Freunden das im Dezember 1927 abgehaltene „Symposion über die Kinderanalyse" angesehen.

Unsere österreichische Gruppe entfaltet zurzeit wohl die intensivste und fruchtbarste Propaganda. Ich hoffe, daß der Vorsitzende der Wiener Vereinigung und die Leiterin des dortigen Lehrinstitutes uns Genaueres darüber erzählen werden.

In Deutschland, dem klassischen Lande des längsten und hartnäckigsten Widerstandes gegen die Analyse, schreitet die Wandlung der Einstellung zur Psychoanalyse, wenn auch langsam, so stetig fort. Man hat die Analyse so lange und so gut kritisiert, daß man sie allmählich auch etwas besser zu verstehen und zu erkennen beginnt. Die schon auf dem vorigen Kongreß berichtete ansteigende Welle des Interesses für Psychotherapie und die jedenfalls schon in Innsbruck erwähnte „Deutsche Gesellschaft für Psychotherapie" gibt zu, die wesentliche Strukturgrundlage ihrer Gesellschaft in der Psychoanalyse zu sehen, was sie natürlich nicht hindert, die Psychoanalyse mit entsprechender Ambivalenz zu behandeln. Ich erwähnte an anderer Stelle schon, daß in den Verzeichnissen verschiedener Universitäten auch Vorlesungen über die Psychoanalyse in den letzten Jahren auftauchen. Wir machen uns keinerlei Illusion über die Bedeutung solcher Tatsachen und wissen, daß die richtigste Antwort darauf noch immer der Ausbau der IPV und unserer Institute bedeutet.

Die ungarische Gruppe hat eine sehr rege innere wissenschaftliche und Propagandatätigkeit entfaltet, die öffentlichen Kurse sind gut besucht; neuerdings hat die Gruppe auch die schon lange beschlossene Eröffnung eines Ambulatoriums realisiert, nachdem es schon vorher gelungen war, die theoretischen Kurse in einer systematischen und geschlossenen Weise durch eine Anzahl von Mitgliedern der Vereinigung auszubauen.

Die französische Gruppe entwickelt sich unter der rührigen und energischen Leitung von Laforgue relativ rasch, hat jetzt bereits 15 ordentliche und 12 außerordentliche Mitglieder, hält alljährlich eine psychoanalytische Konferenz ab, bei welcher bestimmte psychoanalytische Themen lebhaft diskutiert werden. In der „Groupe d'études philosophiques et scientifiques pour l'examen des tendances nouvelles" sind von Kollegen Allendy eine Reihe von psychoanalytischen Vorträgen arrangiert worden. Der Kontakt mit auswärtigen analytischen Gruppen wird aufrecht erhalten und gepflegt. In der letzten Zeit haben Dr. Jones und Dr. Sachs neben anderen auswärtigen Kollegen dort Vorträge über analytische Probleme gehalten, zuletzt Dr. Sachs einen sehr beifällig aufgenommenen Kurs über psychoanalytische Technik. An der Klinik von Ste. Anne wurde eine besondere psychoanalytische Poliklinik eingerichtet, dank der Initiative der Frau Marie Bonaparte und der wohlwollenden Neutralität von Prof. Claude. Es arbeiten dort die Kollegen Laforgue, Loewenstein und Nacht. Im „cercle de neuropsychiatrie infantile" ist eine Psychoanalytikerin, Frau Dr. Morgenstern, früher in Zürich, für die psychoanalytische Behandlung von Kindern zugelassen worden.

Unsere Schweizer Gruppe ist diejenige, welche in dieser Berichtsperiode wohl das bewegteste innere Schicksal von allen Gruppen gehabt hat. Sie haben aus dem Korrespondenzblatt in der ersten Nummer der „Zeitschrift" dieses Jahres erfahren, daß im Anfang des Jahres 1928 der langjährige Vorsitzende der „Schweizer Psychoanalytischen Vereinigung", Dr. Emil Oberholzer, nach vorhergegangener Niederlegung seines Amtes mit einer Reihe von ärztlichen Mitgliedern unserer alten Schweizer Zweigvereinigung (Dr. med. H. Bänziger, Privatdozent Dr. med. R. Brun, Dr. med. A. Großmann, Dr. med. A. Loepfe, Dr. med. M. Müller, Frau Dr. med. M. Oberholzer und Dr. med. H. J. Schmidt) eine neue psychoanalytische Vereinigung gegründet hat, die „Schweizer ärztliche Vereinigung für Psychoanalyse". Im Februar 1928 hat nun die neue Gesellschaft den Zentralvorstand der IPV um ihre Aufnahme in

unseren Verband angesucht, dieses Gesuch in einem längeren Memorandum motivierend. Der Zentralvorstand der IPV sah sich nach reiflicher Prüfung des Sachverhaltes genötigt, dieses Gesuch abzulehnen, weil die angeführten Motive, welche die Neugründung zu rechtfertigen suchten, ihm nicht ausreichend zu sein schienen, und weil er es vor allem sehr bedauerlich empfand, daß kein anderer Weg als die Spaltung einer alten Gruppe hatte gefunden werden können, um eingetretene Schwierigkeiten zu überwinden. Ein neuer Vorstand, an dessen Spitze der Kollege Dr. med. Ph. Sarasin steht (neben ihm die Herren Zulliger, Dr. med. E. Blum, Dr. med. H. Behn-Eschenburg und Pfarrer Pfister), übernahm die Leitung der alten Schweizer Gruppe und ging mit verheißungsvollem Eifer an die Belebung und Vertiefung der Arbeit in der Vereinigung. Der Zentralvorstand glaubt, daß der weitere Verlauf der Ereignisse in der Schweiz seine Ablehnung der Aufnahme der neuen Gruppe gerechtfertigt hat. Die „Schweizer ärztliche Gesellschaft für Psychoanalyse" hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihre wenig freundliche Gesinnung gegenüber ihrer alten Muttergesellschaft öffentlich an den Tag zu legen.

Die niederländische Gruppe hat eine Belebung ihrer Arbeit durch die „Leidsche Vereeniging voor Psychoanalyse en Psychopathologie" erfahren. Beide Vereinigungen stehen in einem lebhaften Kontakt, indem die Mitglieder der einen Gesellschaft ständige Gäste bei den Sitzungen der anderen sind. An Stelle des langjährigen Vorsitzenden der Gruppe, des Dr. van Emden, ist Dr. van Ophuijsen seit vorigem Jahr Präsident der Gruppe. Und Dr. van Ophuijsen bemüht sich in der ihm eigenen stillen, zähen und aufopferungsvollen Weise, die Bedingungen zum Beginn systematischen Unterrichts auch in Holland zu schaffen.

Die New York Psycho-Analytic Society zeigt einen bedeutenden Zuwachs ihrer Mitglieder, trotzdem die Aufnahmsbedingungen verschärft worden sind. Mitglieder der New Yorker Gruppe haben wiederholt Vorträge im Rahmen der jungen Baltimore-Washington Gruppe gehalten. Im Winter 1928/29 sind die Wiener Kollegen Prof. Schilder und Dr. Wittels in New York gewesen, und der Kontakt der Alten und Neuen Welt unserer Vereinigung scheint beiderseits sehr befriedigend ausgefallen zu sein.

Die Situation unserer russischen Gruppe konnte sich natürlich infolge der Umstände, unter denen sie arbeitet, nicht verändern, besonders da das geschätzte langjährige Haupt ihrer Gruppe seinen Wohnsitz verlegt hat. In bewunderungswürdiger Tapferkeit sehen wir unsere Kollegen in der Moskauer Gruppe, wie auch einzelne in Kiew und Odessa, um die Behauptung und Vertiefung ihres psychoanalytischen Besitzes weiterringen.

Ebenfalls aus dem Bericht im „Korrespondenzblatt" ist Ihnen bekannt, daß in Brasilien, und zwar an der Universität São Paulo, sich die „Sociedade Brasileira de Psychoanalyse in São Paulo" gebildet hatte; eine Reihe von Professoren der verschiedenen Fakultäten der Universität und anderer Lehrinstitute unterzeichneten als Gründer. Sehr bald schuf sich diese Gesellschaft auch ihr eigenes Organ, die „Revista Brasileira de Psychoanalyse", auch Bücherpublikationen sind seither erschienen, welche das ganze Gebiet der Psychoanalyse behandeln. Vor kurzem hat die Gesellschaft noch eine Erweiterung dadurch erhalten, daß sich in Rio de Janeiro eine Schwestervereinigung gebildet hat, im engsten Kontakt mit der von São Paulo. Die ausführlichen brieflichen Mitteilungen über die Arbeit dieser Gesellschaft lauteten so erfreulich und vielverheißend, daß wir uns sehr gefreut hätten, dem Kongreß ein offizielles Aufnahmsgesuch dieser Gesellschaft vorlegen zu dürfen. Dasselbe ist

aber — es ist uns unbekannt, ob infolge der weiten Entfernung — noch nicht eingelangt. Der Vorstand gedenkt von seinem Recht, eine neue Gesellschaft provisorisch aufzunehmen, Gebrauch zu machen, sobald das Gesuch einläuft, und wird den nächsten Kongreß um Bestätigung dieser Aufnahme ersuchen.

Zuletzt lassen Sie uns der Lücken gedenken, welche der Tod in unsere Reihen gerissen hat. Unsere englische Schwestervereinigung hat den Tod von Dr. Warburton Brown und des Dr. Thacker zu beklagen, die New Yorker Psychoanalytische Vereinigung den von Dr. Carncross, der noch vor kurzem zu analytischen Studienzwecken in Berlin geweilt hatte, und in Rußland ist der Prof. M. A. Reußner gestorben, eines der ältesten Mitglieder der Moskauer Psychoanalytischen Vereinigung, der in zahlreichen Arbeiten die Psychoanalyse auf soziologische und religionspsychologische Probleme angewandt hat. Unsere deutsche Gesellschaft für Psychoanalyse hat den Verlust dreier Mitglieder zu verzeichnen, den Tod Dr. Walter Cohns, eines jungen und sehr hoffnungsvollen Kollegen und Assistenten unseres Instituts, den des Dr. W. Wittenberg, der durch viele Jahre allein den vereinsamten Posten der Psychoanalyse in München vertrat, und schließlich noch den Tod von Dr. Georg Wanke, der als einer der ersten Psychoanalyse in Sanatoriummilieu und -behandlung hineingenommen hat. Ehren wir durch Aufstehen das Andenken der toten Kollegen.

Das Protokoll des vorigen Kongresses wird genehmigt.

Dr. van Ophuijsen unterbreitet folgenden Kassenbericht:

An die „Internationale Psychoanalytische Vereinigung".

Soll			Haben		
Saldo am 26. September 1927 . .		Mk. 3826·52	Korrespondenzblatt:		
Beiträge der Mitglieder:			1927	Mk. 772·57	
1927	Mk. 16·32		1928	„ 1535·43	
1928	„ 2561·80		1929	„ 1745·44	Mk. 4053·44
1929	„ 2794·63	„ 5372·75	Kongresse:		
Zinsen, 9 Prozent p. a. vom Darlehen:			Innsbruck	Mk. 370·24	
1927	Mk. 73·90		Oxford	„ 951·14	„ 1321·38
1928	„ 307·98		Vorstand:		
1929	„ 238·63	„ 620·51	1927	Mk. 67·98	
			1928	„ 88·33	
			1929	„ 642·80	„ 799·11
			Darlehen an den I. PsA. Verlag:		
			1927	Mk. 2705·95	
			1928	„ 1246·02	
				Mk. 3951·97	
			1929 . . . . ab	„ 306·12	
				Darlehenssaldo	„ 3645·85
		Mk. 9819·78			Mk. 9819·78

Haag, den 16. Juli 1929.

J. H. W. van Ophuijsen, m. p.

Druckkosten des Korrespondenzblattes (in Mark).

	1927				1928				1929	
	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II/III
Deutsch . . .	—	—	178·57	594·—	—	270·—	306·—	198·—	72·—	678·—
Englisch . . .	291·60	162·—	210·60	97·20	394·—	109·—	236·—	206·—	50·—	—

Dr. van Ophuijsen macht zu diesem Bericht einige erläuternde Bemerkungen. Die Mitgliedsbeiträge sind, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, vollständig eingelaufen. — Der ganze Besitz der IPV ist dem Verlag gegen 9% pro anno geliehen. Der Besitz ist aber in den letzten zwei Jahren sehr zurückgegangen. Schuld daran tragen *1*) die steigenden Kosten der Korrespondenzblätter; sie werden demnächst durch das Dazukommen einer französischen Ausgabe noch wesentlich gesteigert werden, *2*) die Kosten der Kongresse. — Während der Homburger Kongreß ungefähr 27 englische Pfund gekostet hatte, waren die Kosten des Innsbrucker Kongresses bereits 39 Pfund, der Oxforder Kongreß wird etwa 60 Pfund kosten. So könne es nicht weitergehen. — Dennoch will Dr. Ophuijsen den Mitgliedsbeitrag der IPV vorläufig nicht erhöht wissen.

Mrs. Riviere erklärt die hohen Kosten des gegenwärtigen Kongresses durch die hohen Preise in England. Da die Mietkosten für das Kongreßlokal 30 Pfund betragen, die Druckkosten für Programme, Richtlinien usw. 25 Pfund, so betragen die Ausgaben für alles andere bloß 5 Pfund, was gewiß nicht viel ist.

Dr. Steiner schlägt vor, die Kongreßkosten separat zu verwalten.

Dr. Jones macht darauf aufmerksam, daß es sonst bei wissenschaftlichen Kongressen allgemein üblich sei, von den Teilnehmern eine Teilnahmsgebühr einzuheben, von der die Kosten bestritten werden; eine Summe von etwa 5 bis 6 Mk. pro Person würde genügen. Sein Antrag wird von Dr. Brill unterstützt.

Dr. Eitingon erwidert zunächst Mrs. Riviere, daß die Kosten keiner Entschuldigung bedürfen. Als beschlossen wurde, den Kongreß in England abzuhalten, hätte man gewußt, daß England teuer sei. — Ferner meint er, daß nichts dagegen einzuwenden sei, die allgemein übliche Sitte eines Kongreßbeitrages der Mitglieder und Gäste für die Zukunft auch bei uns einzuführen. Man müsse sich jetzt nur noch über die Höhe eines solchen Beitrages einigen.

Dr. Federn beantragt, die Festsetzung der jeweiligen Beitragshöhe dem Vorstand zu überlassen.

Dr. Jones beantragt, den Beitrag vorläufig mit 5 Mk. zu fixieren.

Dr. Alexander findet diese Summe im Vergleich zu den Beiträgen anderer Kongresse sehr niedrig; es sei auch üblich, den Beitrag der Gäste höher anzusetzen als den der Mitglieder.

Dr. Simmel ist dafür, allgemein 10 Mk. einzuheben und den Überschuß dazu zu verwenden, um materiell schwächeren Kollegen einen Teil der Kongreß-Reiseunkosten zu ersetzen.

Dr. Laforgue meint, dann sei es besser, den offiziellen Beitrag niedrig zu belassen, und außerdem eine Subskriptionsliste für einen Unterstützungsfonds zirkulieren zu lassen.

Dr. Federn unterstützt das ganz besonders. Gerade am gegenwärtigen Kongreß konnten sehr viele Kollegen aus materiellen Gründen nicht teilnehmen.

Hierauf wird im Sinne des Antrages Dr. Jones' der Kongreßbeitrag für Mitglieder und Gäste vom nächsten Kongreß an auf RM. 5.— festgesetzt. Ferner wird im Sinne des Antrages Dr. Laforgues beschlossen, der Vorstand möge vor künftigen Kongressen eine Subskriptionsliste für einen Reise-Unterstützungsfond auflegen.

Dr. Eitingon bittet die Vertreter der einzelnen Gruppen um etwaige ergänzende Berichte.

Dr. Brill erzählt, daß die psychoanalytische Bewegung in Amerika lebhaft fortschreitet. Wenn es dabei vielleicht noch manches auszusetzen gäbe, so glaube er, versprechen zu können, daß es sich in Zukunft bessern werde.

Dr. Federn teilt mit, daß in Wien die intensive innere Arbeit der Vereinigung befriedigend vorwärts gehe. Die sogenannten „erweiterten Vorstandssitzungen" bei Professor Freud, in denen Prof. Freud immer selbst seine Ansicht in der Diskussion darlegt, seien eine besondere Beglückung für die Teilnehmer und Förderung der Arbeit. — Äußerlich seien auch erfreuliche Erfolge zu verzeichnen. Die Stellungnahme der Studenten hat die Universitätsprofessoren gezwungen, sich um die Psychoanalyse zu kümmern. So hören viele Teilnehmer des psychologischen Seminars von Professor Bühler auch am psychoanalytischen Institut Kurse; der tatkräftige Studentenverein für „medizinische Psychologie" ließ sich nicht von seinen Beratern hindern, von Psychoanalytikern Vorträge halten zu lassen. So seien besondere Propagandaveranstaltungen kaum mehr nötig, da eine große Anhängerschaft unter Studenten und im Bürgertum bereits bestehe. Alle politischen Reaktionäre seien gegen, alle Fortschrittlichen für die Psychoanalyse. So hat bekanntlich die — sozialdemokratische — Stadt Wien Professor Freud einen Baugrund zur Errichtung eines psychoanalytischen Instituts geschenkt. Bald darauf hat die — christlichsozial-großdeutsche — Bundesregierung die Bewilligung eines Lehrinstitutes verweigert und der Oberste Gerichtshof diesen Ukas des Ministeriums gebilligt. — Das vermag aber die Arbeit nicht zu hindern. Die Vereinigung hat beschlossen, den für den beabsichtigten Hausbau bestimmten Fonds zur ständigen Erweiterung der Arbeiten des Instituts zu verwenden, das dafür mehr Ärzte und Lehrkräfte anstellt.

Dr. Sarasin: Seit dem Austritt von Dr. Oberholzer und seinen Freunden finden in der Schweizerischen Vereinigung durchschnittlich fünf Sitzungen im Quartal statt. Die Mitglieder reisen aus dem ganzen Lande zu den in Zürich stattfindenden Sitzungen. Außerdem existiert ein „psychoanalytisches Seminar und Kolloquium", das theoretische und technische Fragen zur Diskussion stellt und den jüngeren Kollegen Gelegenheit gibt, sich weiter auszubilden. — Die Vereinigung veranstaltete weiter zwei öffentliche Vortragsreihen in Zürich und Bern. Auch im Schweizer Psychiaterverein hielten Mitglieder unter Beifall psychoanalytische Vorträge. — Über die Schicksale der „Schweizer Ärztegesellschaft für Psychoanalyse", d. h. der Oberholzer-Gruppe, sei ihm nichts bekannt. Nur einmal stand in der offiziellen Schweizer Ärztezeitung zu lesen, daß diese Gruppe der von der Vereinigung veranstalteten öffentlichen Vortragsreihe durchaus fernestehe. — Die Mitgliederzahl beträgt gegenwärtig 33, davon 19 Ärzte.

Dr. Ferenczi meint, auch in Ungarn zeige die psychoanalytische Bewegung eine stete Besserung, ihre Inkubationszeit sei dort wohl jetzt überwunden. Kreise, die der Psychoanalyse ganz ferne standen, behaupten jetzt schon, selbst Psychoanalyse zu betreiben. Das sei zwar nicht besonders wertvoll, aber immerhin ein Zeichen der Zeit. Die öffentliche Meinung interessiere sich sehr lebhaft für die Psychoanalyse. Bei öffentlichen Vorträgen, die Dr. Ferenczi selbst in Budapest hielt, mußte er wegen des starken Besuches — etwa 1200 Hörer — auf Anordnung der Polizei in den größten Saal Budapests mit seinem Auditorium übersiedeln. Außer diesen öffentlichen Vorträgen wurden auch spezielle Kurse für Ärzte und für Pädagogen gehalten. — Das „Lehrkomitee" ist in

ein „Lehrinstitut" umgewandelt worden, das bestrebt ist, dem Beispiel der älteren Lehrinstitute nachzueifern.

Dr. Simmel: Über die qualitative und quantitative Steigerung der psychoanalytischen Arbeit in Berlin wird der Bericht des Institutes orientieren, das in ein neues, größeres und schöneres Lokal übersiedelt ist. Die Bibliothek des Institutes wurde in dem Sinne erweitert, daß sie nunmehr auch die Literatur der Grenzgebiete umfaßt, was für das praktische Studium von großer Bedeutung ist. — Aber die deutsche psychoanalytische Gesellschaft ist längst nicht mehr auf Berlin beschränkt. Sie sieht die Notwendigkeit, sich regional zu organisieren. Es bestehen die „Südwestdeutsche Arbeitsgemeinschaft" in Frankfurt a. M., eine Arbeitsgemeinschaft in Leipzig und der Ansatz zu einer solchen in Hamburg. Dort werden Interessenten gesammelt, die auch an Ort und Stelle ihre Analyse durchmachen. Dann pflegen sie nach Berlin zu kommen und in den Sitzungen der Gesellschaft Referate zu halten, um Mitglieder zu werden. — Frankfurt hat auch schon den Anfang eines eigenen Institutes. — Interesse beansprucht auch die große psychoanalytische Bewegung außerhalb unserer Gesellschaft in Deutschland, die gefährlich wird, weil sie die Psychoanalyse so „rückhaltlos", nämlich ambivalent, akzeptiert. In Berlin allein gibt es drei oder vier Vereine für „freie" Psychoanalyse; eine hat den Geburtstag von Professor Freud feierlich gefeiert und man hört von ihren Mitgliedern die Meinung, sie nur seien die wahren Vertreter der Freudschen Lehre, die sie vor den „Vereinsanalytikern", die sie mißverstanden hätten, schützen müßten. — Man freue sich in Berlin ganz besonders, daß Berlin und sein Institut immer mehr Anziehungspunkt für auswärtige Mitglieder und für Interessenten aus solchen Ländern werde, die noch keine Vereinigung besitzen. So sei z. B. Dr. phil. Raknes aus Oslo, der in Berlin seine Ausbildung genossen habe, hier am Kongreß anwesend, der beabsichtige, sein psychoanalytisches Wissen nunmehr in das bis jetzt von der Analyse noch zu wenig berührte Norwegen zu tragen.

Dr. Laforgue: Die Pariser Gruppe sei heute nicht mehr im Zustande eines „Nebelsterns", sondern beginne bereits sich zu verdichten. Aber das bringe auch die Gefahr mit sich, daß „Planeten" sich ablösen könnten. Mme. Bonaparte, Mme. Sokolnicka und Herr Dr. Loewenstein haben durch die Durchführung von Lehranalysen besonders zur Festigung der Gruppe beigetragen. — Sitzungen finden alle 14 Tage statt. Sie sind von zweierlei Art: 1) Vortragsabende unter Teilnahme der außerordentlichen Mitglieder. 2) Technische Abende im engeren Kreis. — Alljährlich finden französische psychoanalytische Konferenzen statt. Die heurige war besonders gut besucht. Dr. Saussure sprach über weibliche Homosexualität und Mme. Sokolnicka über die psychoanalytische Technik. — Im nächsten Jahr sollen von der Vereinigung Lehrkurse veranstaltet werden, der Anfang dazu ist durch einen Kurs von Dr. Sachs gemacht worden. Vielleicht wird es gelingen, den Chef der Pariser psychiatrischen Klinik dazu zu bewegen, daß er gestattet, psychoanalytische Vorlesungen an der Klinik abzuhalten. Wenn nicht, so muß auch die französische Gruppe an die Gründung eines Institutes denken.

Dr. Berkeley-Hill: Die indische psychoanalytische Bewegung ging von Calcutta aus und hat in Bengalen rasche und schöne Fortschritte zu verzeichnen. Bei der eifersüchtigen Einstellung aller indischen Provinzen aufein-

ander ist nun leider wenig Hoffnung vorhanden, daß die Psychoanalyse, die nun bereits als „bengalische" Angelegenheit gilt, etwa auch in Madras oder Bombay Fuß fassen könnte. In Calcutta aber geht es gut vorwärts, besonders durch die intensive Arbeit der hervorragenden und liebenswürdigen Persönlichkeit des Dr. Bose. Die Sitzungen sind immer sehr stark besucht von Ärzten, Juristen u. a. Besonders interessiert an der Analyse ist in Calcutta auch die Polizei. Dr. Bose hält vor den Polizeischülern ständige psychoanalytische Vorträge, und das Besuchen psychoanalytischer Kurse gehört in Calcutta zur offiziellen Polizeiausbildung.

Zu den Berichten über die psychoanalytischen Institute ergreift als erster Dr. Glover das Wort:

Die Organisation der Poliklinik und des Instituts in London wurde bereits am letzten Kongreß dargestellt, so daß es nicht notwendig ist, diesen Bericht heute zu wiederholen. Mr. Prince Hopkins hat in freigebiger Weise das Institut wie bisher unterstützt und uns auf diese Weise von den drückendsten finanziellen Schwierigkeiten befreit, wenngleich wir nach wie vor aus finanziellen Gründen am erwünschten Ausbau der Arbeit verhindert sind. — Ich werde mich hier darauf beschränken, einige Bemerkungen über den Fortgang der Arbeit in Poliklinik und Institut und über einige Personalveränderungen zu machen. Zum Stab der Ärzte ist Dr. Adrian Stephen dazugekommen, während Dr. Cole ausgeschieden ist. Von den sieben Assistenten der Poliklinik, die im letzten Bericht genannt wurden, ist Dr. Warburton Brown verstorben; die übrigen setzen ihre Tätigkeit fort; außerdem sind jetzt als Assistenten noch tätig: Dr. Pailthorpe, Dr. Karin Stephen, Dr. Jessie Wiltshire und Dr. Yates.

In den letzten zwei Jahren fanden 97 Konsultationen statt, 86 davon erschienen als zur Behandlung geeignet. Von diesen waren 37 Fälle von Hysterie, 18 von Zwangsneurose oder Zwangscharakter, 5 von Melancholie, 6 von dementia praecox, 5 von Paranoia, 3 von Sexualstörungen, 4 von Neurasthenie, 7 diverse Neurosen, wie Tic, Stottern usw., und 1 Fall von Hypochondrie. — In diesen zwei Jahren wurden 22 Patienten in Behandlung genommen. Die Zahl der täglichen Behandlungen schwankt zwischen 20 und 25.

Die Unterrichtskurse, die im letzten Bericht erwähnt wurden, wurden fortgesetzt; ebenso die Kontrollanalysen. Diese werden gegenwärtig geführt von: Dr. Jones (3), Dr. Payne (3), Dr. Glover (4), Dr. Eder (1), Dr. Riggall (1). — Außerdem befinden sich sechs Kandidaten, die noch nicht selbständige Arbeit begonnen haben, in Lehranalyse. Von diesen sind vier Ärzte, zwei nicht. Ihre Lehranalytiker sind Mrs. Klein, Mrs. Riviere, Dr. Glover, Dr. Jones und Mr. Strachey. Im ganzen sind vierzehn Kandidaten in verschiedenen Ausbildungsstadien am Institut. Bis auf zwei sind alle Ärzte. Acht weitere Kandidaturen wurden zurückgewiesen oder aufgehoben.

Die Frage der Arbeit von Laienanalytikern und -kandidaten an der Poliklinik wurde aus verschiedenen Gründen, nicht zuletzt im Hinblick auf die Geschäftssitzung des Kongresses, zurückgestellt. Sie werden, denke ich, alle sehr einverstanden sein, wenn wir nach den Ferien die Regelung dieser Frage in Angriff nehmen werden.

Frau Dr. Deutsch berichtet über das Wiener Lehrinstitut:

Es befinden sich in Wien derzeit achtzehn Kandidaten in Ausbildung. In den letzten zwei Jahren wurden vierzehn Ausbildungen abgeschlossen, acht neue Kan-

didaten haben sich gemeldet. Die Ursache des Rückganges der Kandidatenzahl ist in dem Umstande gelegen, daß bis jetzt die meisten Wiener Kandidaten unentgeltlich ausgebildet worden sind, während wir nunmehr beschlossen haben, unsere Opferbereitschaft mehr zugunsten der Weiterbildung der schon angenommenen Kandidaten zu verwenden, so daß nur ausnahmsweise nicht zahlende Schüler angenommen werden. Kurse und Seminare waren ebenfalls mehr für die älteren Schüler bestimmt, während das Interesse der Anfänger relativ zurücktreten mußte. Auch die offiziell „entlassenen" Kandidaten blieben sämtlich freiwillig noch länger in Kontrolle und nahmen an Kursen und Seminaren weiter teil. Ein besonderer Fortschritt wurde in der Ausbildung der Pädagogen und Kinderanalytiker erzielt. Auf Einladung der Stadt Wien hielten Frl. Anna Freud und Herr Aichhorn Kurse für Pädagogen ab. Im Institut selbst hielten Aichhorn und Hoffer theoretische Kurse für Pädagogen und Sozialbeamte. Im nächsten Jahre sollen diese Kurse durch eine praktische Ausbildung in Horten und ähnlichen Instituten durch Aichhorn ergänzt werden. Diese Praxis soll zu einem obligaten „praktischen Jahr" für Laienkandidaten, analog der psychiatrischen Ausbildung der Ärzte, ausgebaut werden. Außerdem leitete für Kinderanalytiker Frl. Anna Freud ein Seminar, in dem Kinderanalysen fortlaufend referiert wurden.

Zur Propaganda veranstaltete die Vereinigung im Jahre 1928 einen öffentlichen Vortragszyklus „Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften" und außerdem Kurse für weitere Kreise von Interessierten. Medizinischen Fachvereinen, insbesondere dem „Verein für medizinische Psychologie", schickt die Vereinigung auf deren Ansuchen ständig Referenten zu.

Dr. Hitschmann berichtet über das in Wien aus äußeren Gründen vom Lehrinstitut getrennte „Ambulatorium der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung":

Das Ambulatorium, das nun das neunte Jahr besteht, und dessen gemietete Räume durch Zubau vermehrt worden sind, hat andauernd einen überreichlichen Zuspruch und zahlreiche Patienten müssen auf die Behandlung lange Zeit, auch mehrere Jahre, warten. Das Ambulatorium entspricht einem Bedürfnis Wiens und sowohl Ärzte als Krankenkassen schicken Patienten hin. Wir bemühen uns, die Krankenkassen zu zwingen, wenigstens ein bescheidenes Honorar zu zahlen, so daß diese Kranken privat an Ärzte gewiesen werden können.

Am Ambulatorium angestellt sind jetzt sechs Ärzte, die Erziehungsberatung hat Frau Dr. Sterba übernommen. Eine zweite Erziehungsberatungsstelle leitet seit längerer Zeit Herr Aichhorn im „Settlement". Eines ganz besonders fleißigen Zuspruches auch der älteren Kollegen erfreuen sich die alle vierzehn Tage abgehaltenen Sitzungen des Therapeutischen Seminars, in denen über Fälle des Ambulatoriums berichtet wird und alles Streben, auch in dramatischen Debatten, dahin geht, die Behandlungstechnik zu verbessern und die Behandlungen abzukürzen, sobald dieses ideale Ziel real erreichbar sein wird. Die therapeutischen Seminare leitet Dr. Reich mit hingebendem Eifer.

Dr. Oberndorf: Eine besondere Propaganda für die Psychoanalyse ist in Amerika nicht nötig, weil überall ein außerordentliches Interesse für sie besteht. Auseinandersetzungen mit anderen parallel gerichteten oder feindlichen Fachvereinen sind allenthalben notwendig, besonders mit den in Europa noch fast unbekannten Bestrebungen der Mental Hygiene. Trotzdem wurden von

unserer Vereinigung psychoanalytische Vorlesungen abgehalten, besonders von Dr. Brill. Neue Ausbildungskandidaten können sich einer Lehranalyse bei einem Mitglied der Vereinigung unterziehen. Auch wenn die theoretische Ausbildung noch nicht gut organisiert ist, so finden die Kandidaten doch genug Gelegenheit zu lernen.

Wichtig ist, daß die psychiatrische Vereinigung mit der unsrigen gemeinsame Sitzungen abhielt, die sehr gut besucht waren. Auch außerhalb New Yorks wird fleißig gearbeitet. Dezentralisierte Gruppen sind in Washington, Boston, Baltimore und Chicago in Bildung begriffen.

Dr. Eitingon gibt über das „Berliner Psychoanalytische Institut" folgenden Bericht:

Unser Institut, das nun in sein zehntes Lebensjahr eingetreten ist, und welches im Herbst vorigen Jahres neue größere und schönere Räume bezogen hat, welche auch noch für eine weitere Expansion in den nächsten Jahren ausreichend sein dürften, darf sich immer mehr als konsolidiert betrachten. Es wahrt seine alte, von uns immer wieder zu unterstreichende therapeutische Tradition, indem die Zahl der nebeneinander laufenden Analysen stetig wächst, von 85 zur Zeit des Innsbrucker Kongresses sind es jetzt 115 geworden. Wir machen uns keine Hoffnung, mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln diese Zahl noch wesentlich weiter wachsen lassen zu können und werden uns bescheiden müssen, da wir keine Aussicht haben, von irgend welcher Seite materielle Unterstützung zu erhalten.

Die Zahl der bei uns in Ausbildung befindlichen Kandidaten beträgt etwa 26, von denen der größere Teil auch schon im Institut unter Kontrolle arbeitet.

Daß die beiden Aufgaben des Institutes, Therapie und Didaktik, so sehr sie aufeinander angewiesen sind, auch gerade in ihrer Entwicklung eine Antinomie enthalten, die mit dem Wachstum der beiden Aufgaben immer deutlicher wird und nicht ganz befriedigend zu lösen ist, in dem Sinne, daß die therapeutische Absicht des Instituts sich ja auch gerade an schweren Fällen bewähren will, während unsere didaktischen Bemühungen leichte und sozusagen klassische Fälle für die Schüler brauchen, ist einleuchtend; nur unter der aufopferungsvollen Mithilfe auch der älteren Mitglieder der Vereinigung ist es möglich, der Lösung beider in einer inneren Spannung befindlichen Aufgaben näher zu kommen.

Um dem Schüler in seiner praktischen Arbeit weitgehend helfend zur Seite stehen zu können, haben wir außer den Kontrollanalysen technische Seminare geschaffen, und als wir die Gefahr bemerkt hatten, daß größere technische Seminare nur zu leicht in Debattier-Klubs ausarten, haben wir sie neuerdings durch kleine Seminare von nicht mehr als 6 Mitgliedern ersetzt, welche eine enge Arbeitsgemeinschaft bilden, unter Führung eines älteren Analytikers, wobei ein enger und ziemlich konstanter persönlicher Kontakt zwischen Leiter und Teilnehmern leicht geschaffen und aufrecht erhalten werden kann. Diese neue Einrichtung scheint sich sehr zu bewähren.

Weiter dürfen wir Ihnen mitteilen, daß unser Institut sich immer wachsender Anerkennung erfreut, daß z. B. die wiederholt erwähnte „Deutsche Gesellschaft für Psychotherapie", die alle führenden Richtungen der Psychotherapie zu vereinigen bestrebt zu sein scheint, die Neigung gezeigt hatte, uns als offiziellen Ausbildungsort in der Analyse zu erklären, wenn wir nicht einige Schönheitsfehler für sie hätten, z. B. den, daß bei uns unter Lehrern wie Schülern sich auch Laien befinden. Wir trösten uns auch damit, daß wir nicht dazu da sind, ihnen zu gefallen, sondern damit sie etwas von uns lernen.

Zur Frage der Aufnahme neuer Gruppen teilt Dr. Eitingon mit, daß die brasilianische Gruppe, über die bereits Mitteilung gemacht wurde, ein offizielles Aufnahmegesuch bisher nicht eingereicht hat. Sobald das Aufnahmegesuch vorliegt, wird der Vorstand diese Gruppe provisorisch aufnehmen und diese Aufnahme dem nächsten Kongreß zur endgültigen Beschlußfassung vorlegen.

Dr. Eitingon legt den Bericht der IUK vor:

Die IUK erhielt — wie Sie wissen — vom letzten Kongreß den Auftrag, einen Entwurf über die internationale Regelung der Zulassungs- und Ausbildungsfragen auszuarbeiten und diesem Kongreß vorzulegen. Ich habe demgemäß eine aus Frau Dr. Horney, den Herren Dr. Müller-Braunschweig und Dr. Radó bestehende spezielle Unterkommission eingesetzt und damit betraut, unter meiner Leitung und unter Mitwirkung der Unterrichtsausschüsse der Zweigvereinigungen diesen Entwurf zustande zu bringen. Diese Unterkommission hat eine rege Tätigkeit entfaltet, zwei Entwürfe verfaßt und zur Diskussion allen Unterrichtsausschüssen vorgelegt; das gesamte Material ihrer Arbeiten wurde in einem umfangreichen Band allen Mitgliedern der IUK zugänglich gemacht. Trotz dieser Bemühungen ist es ihr nicht gelungen, in der Frage der Zulassungsbedingungen unter den Gruppen die wünschenswerte Einigkeit herzustellen. Da in allen anderen Fragen, insbesondere in der Regelung des analytischen Ausbildungsganges, unter allen Gruppen volle Übereinstimmung erzielt werden konnte, darf man der Hoffnung Ausdruck geben, daß es fortgesetzter Arbeit doch gelingen wird, die Schwierigkeiten zu überwinden. Die erwähnte Unterkommission hat, da sie ihre Aufgabe nicht erfüllen konnte, demissioniert. Angesichts dieser Sachlage hat die IUK in ihrer am ersten Kongreßtag abgehaltenen Sitzung beschlossen, Ihnen folgenden Resolutionsantrag vorzulegen:

„Da es der im Auftrage des X. Internationalen Kongresses in Innsbruck eingesetzten Unterkommission zur Ausarbeitung von Richtlinien für die Ausbildung in der Psychoanalyse nicht gelungen ist, eine volle, gemeinsame Plattform zu finden, schlägt die IUK dem Kongreß vor, diese Bemühungen von einer neuen Unterkommission, deren Liste sie nun vorlegt, fortsetzen zu lassen, und bittet den Kongreß, von allen Anträgen genereller oder speziell — technischer Art, die mit dieser Frage zusammenhängen. absehen zu wollen, bis die neu eingesetzte Unterkommission positive Resultate erreicht haben wird." — Die von der IUK vorgeschlagene Liste lautet: Mme. Bonaparte (Paris), Dr. Brill (New York), Frau Dr. Deutsch (Wien), Dr. Eitingon (Berlin), Dr. Ferenczi (Budapest), Anna Freud (Wien), Dr. Jelliffe (New York), Dr. Jones (London), Dr. van Ophuijsen (Haag), Dr. Sachs (Berlin), Dr. Sarasin (Basel).

Die Resolution wird einstimmig angenommen. — Dr. Eitingon gibt — zugleich auch im Namen von Vertretern unserer amerikanischen Gruppen — noch einmal seiner Überzeugung Ausdruck, daß die Arbeit, die noch nicht vollendet werden konnte, bis zum nächsten Kongreß in allseitig befriedigender Weise beendet sein dürfte.

Dr. Ophuijsen spricht unter allgemeiner Zustimmung der zurücktretenden Unterkommission, die so schwere und undankbare Arbeit geleistet hat, den Dank der Vereinigung aus.

Dr. Federn gibt eine Anregung, deren Idee von Dr. Hollós ausgeht. Die Gruppen mögen die Frage diskutieren, was die Psychoanalyse bezüglich der Ausbildung von Pflegepersonal für Geisteskranke vorzuschlagen habe.

Dr. Sarasin lädt im Namen der Schweizer Gruppe die IPV ein, den nächsten Kongreß im Herbst 1931 in der Schweiz abzuhalten und die nähere Auswahl des Ortes der Schweizer Gruppe zu überlassen. Der Antrag wird mit lebhaftem Beifall einstimmig angenommen.

Dr. Jelliffe macht darauf aufmerksam, daß im Herbst 1931 in Bern ein Internationaler Neurologenkongreß stattfindet.[1] Der Vorstand wird gebeten, bei der Festsetzung des Kongreßtermins diesen Kongreß zu berücksichtigen.

Dr. Eitingon bittet um Entlastung des bisherigen Vorstandes, die *per acclamationem* erteilt wird. Auf seine Bitte übernimmt Dr. Jekels den Vorsitz.

Dr. Jekels schlägt vor, den Vorstand nicht nur zu entlasten, sondern ihm den besonderen Dank der Vereinigung für seine aufopferungsvolle Arbeit auszusprechen. — Lebhafter Beifall. — Er bittet um Vorschläge zur Neuwahl des Präsidenten.

Dr. Jones stellt den Antrag, den bisherigen Präsidenten Dr. Eitingon wiederzuwählen, was der Kongreß durch lebhafte Akklamation tut.

Dr. Eitingon übernimmt wieder den Vorsitz und dankt für das ihm entgegengebrachte Vertrauen. Er verlautbart, daß im Sinne der Statuten auf Grund der erfolgten Präsidentenwahl die beiden Beiräte des Zentralvorstandes Dr. Ferenczi und Dr. Jones in ihrem Amte verbleiben und schlägt dem Kongreß vor, die bisherige Zentralsekretärin Frl. Anna Freud und den bisherigen Zentralkassenwart Dr. van Ophuijsen in ihren Funktionen wiederzuwählen. Die Wiederwahl erfolgt *per acclamationem.*

Sodann wird Dr. Eitingon *per acclamationem* zum Vorsitzenden der IUK wiedergewählt. Dr. Eitingon dankt dem Kongreß auch für diese Wiederwahl und nominiert Dr. Radó als Sekretär der IUK, was der Kongreß *per acclamationem* bestätigt.

Anna Freud
Zentralsekretärin

---

1) Der Internationale neurologische Kongreß wird, einem seither veröffentlichten Beschluß der Vorbereitungskonferenz zufolge, vom 31. August bis 4. September 1931 in Bern stattfinden. (Anm. d. Red.)

REFERATE

Aus der psychiatrisch-neurologischen Literatur

Weizsäcker, Viktor von: Kranker und Arzt. Junker und Dünnhaupt, Verl., Berlin 1929.

Die Therapie ist so lange ohne tiefere Problematik, als der Patient durchaus mit ihr einig geht. Erst im Augenblick, in dem sich in ihm ein Widerstand gegen die Behandlung zeigt, öffnen sich jene Probleme, denen dieser Vortrag gilt. Der Arzt kann in einem solchen Fall zweierlei tun. Er kann dem Patienten seine Hilfe mit den ihm zur Verfügung stehenden Gewaltmitteln aufzwingen. Er kann aber auch den Widerstand des Kranken mit als „krankhaften" Faktor in Rechnung ziehen. In diesem Moment erscheint das Leiden in einem neuen Licht. Seine Problematik dehnt sich über den Ort der Symptomäußerung auf den gesamten Menschen, auf seine Bewußtseinseinstellung, ja, über diese hinaus auf sein biologisches Sein aus. Ja, W. verwirft auch noch den Begriff des Biologischen als zu eng. Er spricht von einer anthropologischen Auffassung der Krankheit.

Ihre Erfassung ist mit den naturwissenschaftlichen Methoden nicht möglich. Nicht weil diese falsch wären. Sie erfassen aber nur einen Ausschnitt des Gesamtgeschehens und haben darum engere Grenzen, als der naturwissenschaftlich eingestellte Arzt glauben möchte. Sie stehen im Dienste eines bewußten objektiven Zwecks, und es ist durchaus nicht ausgemacht, daß der Gesamtorganismus mit diesem einig gehen muß. Ja, er kann es oft nicht, selbst wenn das Bewußtsein es anstrebt.

Das Mittel, durch das der Arzt befähigt ist, über das Symptom hinaus jenes anthropologische Krankheitsbild zu erfassen, ist die Liebe. Der Arzt muß sich selbst vom Patienten ein Stück weit verändern lassen, um ihn erfassen zu können.

Die Psychoanalyse hat die sorgfältigste Beschreibung der Liebesvorgänge in der Psychotherapie hervorgebracht. Sie hat „gezeigt, daß in der Neurosentherapie eine Liebesform auftritt, welche sie als Übertragungsliebe bezeichnet hat". „Indem der Analytiker sowohl die Umarmung wie die Apotheose abweist und sich und den Kranken auf die ärztliche Sache zurückweist, ja schon, indem er den Begriff der Übertragung bildet und damit den Vorgang objektiviert, weist er das Anerbieten, das in jeder Liebesregung liegt, faktisch ab." Er benützt die Übertragung zur Erreichung des ärztlichen Zieles. „Sinnliche und geistige Liebesformen werden mit solcher Technik objektiviert, entsinnlicht, entgeistigt, versachlicht." Das bedeutet aber einen Liebesverlust,

den wir auch im ärztlichen Alltag immer wieder nachweisen können. „Schweitzer erzählt, wie er einen Neger in Narkose operiert hat. Nachher belauscht er, wie dieser seinem Bettnachbar erzählt, der Arzt habe ihm Gift in die Nase gegeben, um ihn zu töten, doch sei ihm das Gift ausgegangen und so sei er gerettet worden. Weil die objektive Handlung auch in der Form objektiv vollzogen wurde, anstatt den magischen Charakter persönlicher Dämonenbekämpfung zu tragen, erweckt sie eine Wahrnehmung liebloser, ja, sogar feindseliger Handlung."

Daß die Psychoanalyse den Sachverhalt des Liebesverlustes in dieser allgemeingültigen Form nicht hervorgehoben hat, schreibt W. dem Umstande zu, daß sie sich „objektivistisch mißverstehe", indem sie an die „Möglichkeit der Abstraktion von Wertordnungen glaubt". „Sie kennt nur einen quantitativen Libidobegriff und dann die Unterschiede ihres Gegenstandes — nicht qualitative Unterschiede der Liebesakte als solcher."

Dieses so häufige Mißverstehen der Psychoanalyse beruht darauf, daß W., wie so viele, übersieht, daß die Voraussetzung für die psychoanalytische Abstraktion von Wertungen die stillschweigende Annahme einer dem menschlichen Organismus innewohnenden Ordnungstendenz ist. Im Ziel, das sich die Psychoanalyse steckt, den Patienten genußfähig zu machen, wird das deutlich sichtbar. Der Psychoanalytiker glaubt zu wissen, daß Genußfähigkeit nur dann für alle Zeit gesichert ist, wenn die Triebabfuhr in jeder Richtung in entsprechender Weise geschehen kann. Das aber ist allein möglich im Wissen um die innere Beziehung aller Triebqualitäten. Diese An-sich-Wertung des Organischen als solchen, die überall hinter der psychoanalytischen Theorie sichtbar wird, ist allerdings in ihrem Wesen grundverschieden von einer „quantitativen Unterscheidung der Liebesakte". Erst die Möglichkeit, diese in ihrer Struktur vermittels des Libidobegriffs zu durchleuchten, schafft ja den Angelpunkt, von dem aus sie in ihrem Verhältnis zueinander erkannt werden können. In die Behandlung eine Qualifizierung im Sinne von „hoch" (geistig) und „nieder" (sinnlich) hineinzutragen, würde es verunmöglichen, die verschiedenen Liebesakte des Patienten in ihrem subjektiven Wert für seine Gesamtpersönlichkeit zu erfassen, der in ihrer inneren Verbundenheit liegt.

Einen vollkommenen Irrtum begeht W. mit der Annahme, die Psychoanalyse habe je die Meinung vertreten, „die Gegenübertragung sei durch die obligatorische Lehranalyse des Arztes gleichsam ausgeschaltet". Die Psychoanalyse vertritt im Gegenteil den Standpunkt, daß einzig und allein die Lehranalyse den Arzt befähige, die Gegenübertragung in den Dienst des therapeutischen Ziels zu stellen, das ja so oft einen ganz anderen Weg weist als die in den Übertragungswünschen sich manifestierenden bewußten Strebungen des Patienten. Gerade diese Abstraktion von den Wertordnungen ist es ja, die dem Psychoanalytiker eine „anthropologische" Auffassung vom Leiden ermöglicht, wenn diese auch vorläufig nur am einzelnen Individuum in ihren feineren Verzweigungen erfaßt werden kann und darum soziologisch noch nicht formulierbar ist.

Auch W. vermag diese Formulierung nicht zu geben. Er betont nur, daß jegliche organische Symptomatik in einen umfassenden Bedingungskomplex gehört, der weit über sie hinausweist. „Es sei nur eine Folge der kulturellen Differenzierung des Menschen, daß er jene Erscheinung der Not gleichsam in Fakultäten verteilt." Ihrem Wesen nach hat das Urphänomen der Not unend-

lich viele Äußerungsformen, von denen Krankheit nur eine unter anderen ist. Ihrem Wesen nach kann also Krankheit nur im Zusammenhang der gesamten Noterscheinungen begriffen werden. Darum gibt es auch letzten Endes keine ethischen Forderungen für den Arzt. „Ich sehe wenig Möglichkeit, Sätze der Tugendlehre und materialen Wertethik unbesehen in den Sittenkodex des Arztes zu übernehmen." „In den Ordnungen dieser Gemeinschaft walten Ordnungen, die man entdecken kann, ich sehe aber keine Gesetze, die ich anderen auferlegen kann." „Die Durchformung der Gemeinschaft bewegt sich zwischen der Szylla der Sachlichkeit und ihrem Liebesverlust und der Charybdis der Liebe mit ihrer Neigung zur Unsachlichkeit." Kein metaphysisches Gebäude ist berechtigt, weil es logisch einwandfrei ist, sich als „wahr" auszugeben und praktische Forderungen zu erheben. „Ich meine, als Arzt darf ich die Frage stellen, ob die Erkenntnis der Wahrheit eben doch dort erst beginne, wo sie den Denker gesund macht." Bally (Berlin)

Bychowski, G.: Über Psychotherapie und Schizophrenie. Der Nervenarzt, I. Jg., H. 8, Berlin 1928.

Das Problem, ob die Schizophrenie psychotherapeutischen Bemühungen zugänglich sei, wird in der letzten Zeit oft diskutiert. Die Meinungen sind recht divergierend. Pessimismus und Optimismus streiten miteinander in der Beurteilung der Erfolgsmöglichkeiten. Grund dieser Meinungsverschiedenheit ist offenbar die Ungeklärtheit des Krankheitsbegriffes Schizophrenie. Für die therapeutischen Chancen ist mit der schematischen Diagnose „Schizophrenie" noch wenig gesagt, nur eine individuelle Diagnose, die feststellt, welche Anteile der Persönlichkeit noch intakt sind, wie weit die Psychose schon organisiert, in die Persönlichkeit eingebaut ist, kann etwas Näheres über die Möglichkeiten einer Therapie aussagen.

Bychowski gehört zu den Optimisten. Namentlich die erst in der Entwicklung begriffenen Schizophrenien scheinen ihm Erfolg zu versprechen. Hier soll noch die Möglichkeit bestehen, durch Bewußtmachung der psychologischen Mechanismen, die zur Bildung der Wahnideen führen, das Wiederherstellen der Realitätsprüfung zu erreichen. In diesen Fällen, meint Verfasser, mit von psychoanalytischen Kenntnissen geleiteter Besprechung der aktuellen Konflikte auskommen zu können; die analytische Durchforschung der Lebensgeschichte erübrigt sich.

Auch Bychowski warnt vor der Gefahr, eine latente Psychose durch Analyse zu aktivieren. Die Indikation der Analyse ist anders zu beurteilen, wenn innerhalb einer Neurose psychotische Züge auftreten oder wenn nach dem Abklingen eines akuten psychotischen Schubes erst eine Neurose hervortritt.

Bychowski empfiehlt bei der Analyse der Schizophrenie Modifikationen der Technik, die aus den andersgearteten Bedingungen der Behandlung sich ergeben. Passivität wie Aktivität müssen manchmal über das bei der Neurosenbehandlung gewohnte Maß gesteigert werden. Die Schwäche des Ichs bei den Psychosen erfordert große Vorsicht bei den Deutungen. Aktive Verbote können in bestimmten Phasen der Kur und nach entsprechender Vorbereitung notwendig sein. „Eine entsprechende Kombinierung der aktiven und passiven Technik gehört zu den schwierigsten und wichtigsten Aufgaben der Psychotherapie der Schizophrenie." Gerő (Wien)

v. Hattingberg, H.: Die analytische Erschütterung. Beitrag zur Diskussion über die Heilwirkung der Psychoanalyse. Der Nervenarzt, I. Jg., H. 6, Berlin 1928.

Verfasser stellt fest, daß das Ärgernis zum Wesen der Psychoanalyse gehört. Das ist sicher richtig. Nur seiner Begründung: „Das Ärgernis gehört zum Wesen der Methode, was ärztlich gesprochen vor allem die Tatsache beweist, daß die Psychoanalyse Gefahren mit sich bringt wie keine andere Technik der Psychotherapie", können wir nicht beipflichten. Auch andere ärztliche Eingriffe, wie etwa die chirurgischen, sind nicht frei von Gefahrsmomenten und doch fehlt ihnen gegenüber jene intensive affektive Ablehnung, der die Psychoanalyse begegnet. Da dürften doch andere Motive mitspielen.

Hattingberg bringt die „Gefahren" der Psychoanalyse in Zusammenhang mit dem analytischen Prinzip, das, etwa gegenüber dem der Suggestivtherapie, das der Störung ist. „Hier geht es zunächst auf die „analytische Erschütterung" eines oberflächlichen Gleichgewichts" ... Das Wesen der analytischen Erschütterung meint Hattingberg in folgendem zu sehen:

Die analytische Erschütterung ruft den Ambivalenzkonflikt wach. Nun, das ist ja ein analytischer Gemeinplatz. Allerdings bekommt bei Hattingberg der Begriff der Ambivalenz eine neue, sehr eigenartige Färbung. „Der Ambivalenzkonflikt — meint Hattingberg — ... dringt ... über das rational und affektiv Verständliche hinaus in eine Tiefe, die psychologisch grundsätzlich unfaßbar ist." Referent bekennt, daß ihm weder rational noch affektiv gelungen ist, irgendeinen verständlichen Sinn den Hattingbergschen Ambivalenzbegriff herauszufinden.

Die weiteren Merkmale der analytischen Erschütterung, die Hattingberg angibt, sollen die unabsehbaren Gefahren der Methode zeigen. „Die Wesensverwandtschaft der neurotischen kann die analytische Erschütterung zu einer ernsten Gefahr machen." „Die Gefahr wird vergrößert durch die Unabsehbarkeit des analytischen Prozesses im Unbewußten." Ebensowenig wie es möglich ist, anzugeben, wann die analytische Erschütterung zu tief greift, kann man auch die Tiefenlage der Störung abschätzen.

Das ist doch etwas zu viel von Agnostizismus, Resignation. Schließlich bietet schon das Symptombild einen gewissen Maßstab, um die „Tiefenlage" der Störung abzuschätzen. Auch sind in der analytischen Theorie eine Reihe Gesichtspunkte angegeben worden, die geeignet sind, prognostisch und diagnostisch zu einer richtigen Beurteilung der Neurose beizutragen. Wir wissen, daß die analytische Kur so zu führen ist, daß zu tiefe Regressionen möglichst vermieden werden. Und schließlich sind die fortschreitende Organisierung der analytischen Ausbildung wie die stetige Entwicklung der analytischen Theorie die besten Mittel, um die Gefahren der „analytischen Erschütterung", die wir auch sonst nicht so schwarz sehen können, zu vermeiden. Gerő (Wien)

Zenker, G.: Traumdeutung und Traumforschung. Astra-Verlag, Leipzig-Dresden 1928.

Eine vollkommen auf der psychoanalytischen Literatur aufgebaute Darstellung, die sich nur da und dort Reservationen leistet, auch in der Form, statt Unbewußtes Unterbewußtes zu schreiben, und Adler, Stekel, Silberer und Poul Bjerre in Schutz zu nehmen. Hitschmann (Wien)

Redlich, E.: Kritische Bemerkungen zur Frage der Psychogenese und Psychotherapie der Epilepsie. Der Nervenarzt, 2. Jg., H. 1, Berlin 1929.

R. gibt zu, daß auch bei organischen Erkrankungen des Nervensystems psychische Momente nicht bedeutungslos sind, und daß eine Psychotherapie darum nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Er meint ferner, daß echte epileptische Anfälle bei Epileptikern durch psychische Momente ausgelöst werden können. Nur müßte man in solchen Fällen eine irgendwie gegebene Disposition zum Auftreten epileptischer Anfälle voraussetzen.

Eine Psychogenese in engerem Sinne, eine wirkliche Bedingtheit der Epilepsie durch psychische Schädigungen lehnt Verfasser allerdings ab. Namentlich lehnt er ab die Psychogenese der Epilepsie, wie sie von Stekel und seinen Schülern vertreten wird.

R. findet auch das Argument des therapeutischen Erfolges durch Analyse für diese Theorie nicht stichhaltig. Er macht Stekel und seinen Schülern den Vorwurf, daß die Katamnesen bei den von ihnen publizierten Fällen nicht lange genug verfolgt wurden und dadurch der wirkliche Erfolg der Behandlung fraglich blieb. Auch wäre es möglich, daß diese Fälle zu denen gehören, die auf antiepileptische Mittel paradox reagieren, und daß das mit der Analyse meistens verknüpfte Aussetzen der medikamentösen Therapie günstig gewirkt hat.

Verfasser schließt seine Ausführungen damit, daß das vorliegende Material nicht ausreichend ist, die Psychogenese der Epilepsie, die Berechtigung ihrer psychoanalytischen Deutung zu erweisen, die psychoanalytische Behandlung der Epilepsie als die einzig richtige darzutun.

Dazu sei bemerkt, daß ein solcher Radikalismus in der Epilepsiefrage im analytischen Lager auch nie vertreten wurde. G. (Wien)

v. Gebsattel, V. E.: Über Fetischismus. Der Nervenarzt, 2. Jg., H. 1, Berlin 1929.

Eine sehr gründliche, weit ausholende Analyse des eigentümlichen Verhaltens der Fetischisten.

Verfasser stellt in Übereinstimmung mit Freud fest, daß das Phantasieleben des Fetischisten von Kastrations- und Zerstücklungsmotiven erfüllt ist. Das Vorherrschen dieser Motive bei den Fetischisten sind nach Gebsattel Projektionen realer intrapsychischer Spannungen. Das Zerstücklungsmotiv drückt nach ihm den Antagonismus zwischen Ich- und Vitalsphäre aus, einen Antagonismus, der bei den Fetischisten tatsächlich bestehe, während das Kastrationsmotiv eine psychische Situation abbilde, die bei den Fetischisten wirklich eingetreten sei: die durch seine Gegenstellung gegen die vitale Schicht gesetzte Einbuße des Ichs an Kraft, Leidenschaft, Instinktsicherheit und Potenz.

Auch ein anderer Punkt der Freudschen Theorie des Fetischismus, nach dem der Fetisch Ersatz für den Penis der Mutter ist, fand Gebsattel in einem Fall bestätigt. Nur daß er auch hier, statt darin eine positivistische und kausale Deutung zu sehen, zu einer Auffassung neigt, nach der das hermaphroditische Symbol für den Fetischisten eine sehr treffende Verbildlichung

seiner innerseelischen Verfassung sei: Der Fetisch repräsentiere ein Indifferenzstadium des Männlichen und Weiblichen, in welchem der Fetischist sich selber befinde.

Zusammenfassend sagt Gebsattel: Der Fetisch ist eine Liebeswirklichkeit irrtümlicher Bildung; charakteristisch für ihn ist die Indifferenz des Männlichen und Weiblichen, Wirklichen und Phantasiemäßigen, des Ich und Du. Der Fetisch bedeutet eine Teilsetzung, die Verstümmelung eines Ganzen, nämlich der normalen, personalen Liebeswirklichkeit des erotischen Partners.

Fetischismus drückt eine besondere erotische Verfassung des Individuums aus, die eine besondere Abart der autoerotischen Verfassung ist. Als soziologische Tatsache steht sie zum Normgemäßen der erotischen Wir-Bildung im Gegensatz.

„Geschaffen auf der Flucht vor der fremden Persönlichkeit und vor dem fremden Sexus, ist der Fetisch Ersatz ebenso für das fremde Du wie für die fremde Leiblichkeit . . . Entwicklungsgeschichtlich besagt die Flucht in den Fetisch, daß der Fetischist im mütterlichen (oder) väterlichen Liebeskreis steckengeblieben ist, ohne ihm zu entwachsen."

Manches in diesen feinen und vielfach treffenden Ausführungen mutet als eine Weiterführung Freudscher Gedankengänge auf dem Gebiet der Ichpsychologie an. Nur daß die Psychoanalyse bei so einem Versuch vorziehen würde, statt etwa von Ich- und Vitalsphäre zu reden, die konkreten, inhaltlich erfüllten psychischen Systeme aufzuzeigen, deren Konflikt für das Seelenleben des Fetischisten bezeichnend ist. G. (Wien)

Heyer, G. R.: Seelische Führung durch Gymnastik. Ein neuer Hilfsweg bei der Behandlung von Neurosen. Der Nervenarzt, I. Jg., H. 7, Berlin 1928.

An Sachlichem enthält diese Arbeit etwa folgendes: Das neurotische Versagen, Unfähigkeit, Angst wird den Kranken bei Ausführung von gymnastischen Übungen (wie, könnte man sagen, auch im Leben oder in der Analyse) erlebnismäßig aufgedrängt. Das Verhalten bei gymnastischen Übungen läßt sich deuten (Heyer selbst gibt recht hübsche Deutungen), wie eben neurotisches Agieren sich deuten läßt.

Die gymnastischen Übungen können nun bei Neurotikern als gutes Hilfsmittel der Behandlung dienen. Zunächst eben als Hilfsmittel der Kenntnismachung der Insuffizienz, aber auch als lösende Faktoren; wenn es gelingt, bei der Gymnastik die Hemmungen zu beseitigen, so wirkt das Erreichte auch auf den ganzen Menschen zurück. Freilich soll Gymnastik nicht Psychotherapie ersetzen, auch sind nicht alle Neurotiker gymnastisch erfaßbar. Verfasser betont nur die Wichtigkeit der Gymnastik in der Neurosenbehandlung als ausgezeichnetes Hilfsmittel.

Wogegen auch nichts einzuwenden wäre. Es ist schon gut denkbar, daß durch gymnastische Übungen manche Widerstände sich beeinflussen lassen. Bedeutet doch die Ausführung einer gymnastischen Übung die Realisierung einer seelisch-körperlichen Gesamteinstellung und Aufgabe des Gymnastiklehrers ist eben, die Widerstände zu beheben, mit allen Mitteln menschlicher Beeinflussungskunst den Schüler dazu zu bringen, diese Gesamtleistung eben

realisieren zu können. Doch damit ist das Problem nicht erschöpft. Einen anderen, gewiß nicht unwesentlichen, Punkt behandelt Heyer etwas stiefmütterlich. Er weist richtig darauf hin, daß bei der Gymnastik manche Partialtriebe, Komponente der Vorlust, zu Befriedigung kommen, so etwa Exhibitionismus und Schaulust, der primäre Narzißmus als Haut- und Muskelerotik und so fort. Doch meint er, die Gymnastik schafft eben ein Ventil für diese Triebe, eine realitätsgerechte Auslebensmöglichkeit für sie, wie Heyer sich wohl wenig einleuchtend ausdrückt: „. . . rhythmische Gymnastik, entsexualisiert durch Erotisierung."

Sie tut das leider nicht immer in verläßlicher Weise. Ausleben der Vorlust kann zwar Spannungen lösen, aber auch willkommene Ersatzbefriedigung der verdrängten Genitalität sein. Vielleicht entscheidet gerade die unaufgedeckte, gymnastische Befriedigung der Partialtriebe und die Art der Bindung an den gymnastischen „Seelenführer", ob Gymnastik ein Mittel für „Gesundung" wird oder ob sie zur Fixierung und Stabilisierung der Neurose führt. Das Bild, das manche Gymnastikgemeinschaften, Tanzsekten zeigen, läßt ahnen, wie oft dieser letztere Weg eingeschlagen wird.

Gerő (Wien)

Stuchlík, J., und Frank, J.: Die Psychotherapie der Impotenz. Vortrag gehalten auf dem Kongreß der tschechosl. Ärzte und Naturforscher in Prag. Erschienen im Věstník VI. sjezdu čsl. lékařů, Bd. II, p. 151, 1928.

Jede Impotenz — abgesehen selbstverständlich die durch grobe organische Veränderungen verursachte — ist psychisch bedingt. Wo wir über hormonale Dysfunktion sprechen, bildet diese nur das somatische Entgegenkommen und ist an sich schwer beeinflußbar. Durch psychische Behandlung können sich selbst feminine sekundäre Geschlechtsmerkmale eines Homosexuellen in einem gewissen Maße zurückbilden. Die Störungen des Sexuallebens sind markante Beweise der wechselseitigen Beziehungen, die zwischen der Psyche und der genitalen Sphäre bestehen. Die allgemeine Fragestellung: somatisch oder psychisch ist falsch. Bei jeder Erkrankung sind beide Komponenten wirksam. Aus ökonomischen Gründen muß man selbstredend bei der Behandlung die eine oder die andere bevorzugen. Die psychische Impotenz ist wie jede neurotische Störung nur triebpsychologisch erfaßbar. Die zahlreichen therapeutischen Erfolge beweisen, daß die triebpsychologische resp. psychoanalytische Methodik nicht nur heuristischen, sondern auch praktischen Wert hat. Der Vortragende weist auf die verschiedenen psychotherapeutischen Richtungen hin. Die Persuasion, Suggestion, Reedukation und ähnliche Behandlungen neurotischer Störungen können nur passagère Besserungen erzielen.

Die psychoanalytische Behandlung ist kausal-genetisch, schließt den Kern der Erkrankung auf und erzielt dadurch dauernde Heilung. Einige seelische Mechanismen Freuds werden gestreift, ihre Gesetzmäßigkeit betont, die individuellen Verschiedenheiten gewürdigt. Nach Erfahrungen der Autoren manifestiert sich, allgemein gesprochen, die primäre Angst bei phobisch-neurotischen Zustandsbildern als Erscheinungsform des Kastrationskomplexes. Sekun-

där wird diese Angst überbaut und tritt als larvierte Homosexualität, libidinöse Bindung an Imagines usw. bei den einzelnen Fällen auf. Die jeweilige in der Urneurose real erlebte Situation, d. h. die libidinöse Bindung an Inzestobjekte und die damit gegebenen Gefahren, erlebt der Impotente bei jedem Koitusversuch. Sie verursachen notwendigerweise, wie einst in der Kindheit, Versagung, resp. Impotenz. Die kausale Therapie besteht in der Befreiung der libidinösen Bindung, wodurch die gebundenen Libidoquanten für das heterosexuelle Leben mobilisiert werden. Dies ist nur mittels psychoanalytischer Methodik möglich (freie Einfälle, Traumdeutung usw). Es folgt psychoanalytische Kasuistik. Man ersieht, daß, entsprechend der manchmal stattfindenden Identifikation: Phallus = Körper, bei Impotenz ein allgemeines, auf die meisten Funktionen sich erstreckendes Minderwertigkeitsgefühl entsteht. Pawlow („bedingte Reflexe") und Adler („Minderwertigkeit der Organe") werden in diesem Zusammenhange erwähnt.

(Autoreferat)

Lottig, H.: Seelische Behandlung in der Klinik. Der Nervenarzt, 2. Jg., H. 2.

Es ist selbstverständlich, daß die Psychoanalyse, wenn sie als Behandlungsmethode in einer Klinik angewendet wird, gewisse Änderungen technischer Art erfahren muß. Auch das braucht nicht gesagt zu werden, daß die Universitätskliniken in ihren heutigen organisatorischen Formen keine Möglichkeiten zur Durchführung wirklich tiefgehender Analysen bieten. Aber es wäre schon ein bedeutender Schritt vorwärts, wenn die Psychoanalyse in die Kliniken überhaupt Eingang finden und dem Geiste nach richtig gehandhabt würde. Diese Arbeit, aus der Weizsäckerschen Klinik stammend, zeigt ein erfreuliches und seltenes Phänomen. Verfasser hat die grundlegenden Entdeckungen und die Methode der Psychoanalyse in einem tieferen Sinn „verstanden" und sich zu eigen gemacht als es sonst üblich ist

Die mitgeteilten Fälle betreffen psychogen überlagerte organische Symptombilder.

G. (Wien)

Tissi, S.: La Psicanalisi (Scienza dell'Io o del mistero-problema psichico — con saggi di analisi psichica su drammi di Pirandello, Shakespeare, Ibsen, Tolstoi e Shaw) — Hoepli, Milano 1929.

Nicht immer leicht verständlichen historischen Hinweisen auf die Psychoanalyse folgt eine kurze, aber klare Zusammenfassung von Freuds „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" (wovon schon 1922 eine italienische Übersetzung erschien). In dieser Zusammenfassung, welche in einem lebhaften, nicht ermüdenden Stil verfaßt ist, erblicken wir den Wert des Buches. Der Autor analysiert dann einige berühmte Bühnenstücke von den im Untertitel (der sicher nicht den Sinn der Psychoanalyse wiedergibt) genannten Autoren; es werden jedoch die Analysen nicht einmal annähernd mit der gebührenden Schärfe und Tiefe durchgeführt.

E. Weiß (Triest)

Unger, Waldemar: Psychoneurosen, funktionelle Neurosen, Erschöpfungszustände. Bd. II, Teil 2 der „Praktischen Differentialdiagnostik für Ärzte nnd Studierende", herausgegeben von Dr. Honigmann, Dresden und Leipzig, Th. Steinkopff, 1927.

Daß in einer größeren Sammlung zur gesamten „praktischen Differentialdiagnostik" den Psychoneurosen ein eigener Band gewidmet wird, ist jedenfalls erfreulich; eine solche Untersuchung wäre praktisch sehr belangvoll, wenn aus ihr prognostische und therapeutische Konsequenzen gewonnen werden könnten; ich erinnere etwa an die prognostischen Schwierigkeiten der sogenannten „Schizoiden". Wenn sich aber die Bemühung des Autors darauf beschränkt, den Leser differenzieren zu lehren zwischen Erschöpfungszuständen, Neurasthenie, Organneurosen, Hysterie, traumatischen Neurosen, Zwangsneurosen (deren eine Form die Phobien sein sollen), haltlosen Psychopathen, Migräne und Epilepsie, so scheint mir mit solchem nichtssagenden, von keinem Einteilungsprinzip beherrschten System nichts gewonnen. Das geschieht außerdem auf so oberflächliche, psychologisch so absolut insuffiziente Art, daß ein Praktiker diesem Buche kaum etwas Brauchbares entnehmen könnte.

Zur Psychoanalyse stellt sich der Autor in der nachgerade gewohnten ambivalenten Weise ein. Er rühmt sie lobend, aber indem er als ihr Verdienst preist, „die Welt des Unbewußten oder Minderbewußten" *(sic)* erschlossen zu haben; er rühmt die Anerkennung der Bedeutung der Sexualität, tadelt aber den „Pansexualismus"; er bespricht relativ ausführlich ihre Lehre, aber als eine Untersuchungsmethode neben etwa Untersuchung auf körperliche Konstitution, auf Erregbarkeit des vegetativen Nervensystems, neben exaktpsychologischen Methoden und der Klagesschen Charakterlehre, als eine Untersuchungsmethode, die der Praktiker so nebenbei, neben all diesen anderen Methoden anwenden soll, denn es werden auch technische Ratschläge zur Psychoanalyse gelehrt, etwa: „Sorgsame Beachtung aller in der Psychoanalyse gegebenen Gesichtspunkte ohne dogmatische Bindung an ihr System ist überhaupt zu empfehlen." . . . „Manchmal kommt eine Assoziation erst dann in Gang, wenn man dem Patienten eine Probe des Produzierens freier Einfälle gibt. Oder wenn man ihn durch scheinbar ablenkende Unterhaltung in das Äußern seiner Einfälle gewissermaßen unmerklich hineingleiten läßt. Ein bestimmtes Schema läßt sich für die Überwindung der Anfangsschwierigkeiten nicht geben . . . So begann einer unserer Patienten, ein schüchterner Psychastheniker, erst dann seine Einfälle auszubreiten, als ihm Verwunderung über die Stärke seiner Widerstände gezeigt wurde. Diese ihn interessierende Frage brachte nun schnell das Hauptmotiv nicht nur seiner Widerstände, sondern überhaupt seines ganzen seelischen Verhaltens: ein starkes Minderwertigkeitsgefühl, zutage." Ungefähr ebenso tief sind die analytischen Resultate auch der übrigen Beispiele. Zusammenfassung: „Die Psychoanalyse gibt auf dem Gebiet der Psychoneurosen eine willkommene Ergänzung zur konstitutionellen Betrachtungsweise."

Fenichel (Berlin)

Levy-Suhl, Max: Über Hypnotismus und seine Beziehungen zur Psychoanalyse. Verlag S. Hirzel, Leipzig.

Die Freud-Ferenczische Theorie der Hypnose wird zwar anerkannt (und sogar in beschränktem Maße auf die sogenannte Tierhypnose erweitert), aber „nur innerhalb der biologischen Sphäre". Der Tatsache, daß die Welt der Werte naturwissenschaftlicher Denkweise nicht zugänglich ist, und der, daß in Hypnose vom Arzt Werte suggeriert werden, will der Autor in nicht ganz begreiflicher Weise eine Insuffizienz der triebenergetischen Theorie für die Erfassung der hypnotischen Phänomene entnehmen.

Fenichel (Berlin)

Aus der psychoanalytischen Literatur

Schultz-Hencke, Harald: Einführung in die Psychoanalyse. Gustav Fischer, Jena 1927.

Ein zwar sehr schwierig zu lesendes, aber höchst lesenswertes Buch, dessen aufmerksame Lektüre eine Arbeit ist, die sich kein an der Psychoanalyse Interessierter entgehen lassen sollte. Zahlreich sind die Anregungen, die der Psychoanalytiker für seine Praxis, aber auch für seine theoretische Arbeit, besonders im Gebiet von ungeklärten, im Flusse der Forschung befindlichen Problemen erhält. Das Buch ist aber nicht eigentlich für Psychoanalytiker gedacht. Es will ja eine „Einführung" in die Psychoanalyse geben. Der Autor denkt dabei an einen ganz bestimmten Leserkreis, — der durchschnittlich Gebildete wird sich nur mit größter Mühe durch dieses Buch durchlesen können und sicher lieber eine andere „Einführung" wählen, — nämlich an psychologisch interessierte praktische Psychotherapeuten, die an die Terminologie und Denkweise der deskriptiven Psychologie gewohnt sind und denen deshalb die psychoanalytische Literatur schwer zugänglich bleibt. Das Buch hat „ausdrücklich nicht die Absicht, der Psychoanalyse neue Tatbestände oder auch nur neue Gesichtspunkte hinzuzufügen". „Die Ordnung dieses (von Freud gegebenen) Materials dagegen und seine Präparierung für die Übernahme durch die breite Masse derer, die auf Vermittlung dieser Kenntnisse Anspruch haben, ist hinter den übrigen Arbeiten zurückgeblieben . . ., also vorwiegend eine darstellerische Leistung steht hier in Frage." Es wird ausdrücklich betont, daß nur eigene Analyse, Studium von Freud und aktive analytische Arbeit am Patienten über die „Einführung", die das Buch einzig geben kann, hinausführen. — Und tatsächlich wird es sicher Leser geben, denen der Autor verständlicher sein wird als Freud. Umgekehrt wird der Psychoanalytiker es oft schwer haben, in den Ausführungen des Autors die ihm bekannten Lehren wiederzuerkennen. Das geht so weit, daß z. B. die Ausdrücke „unbewußt" und „das Unbewußte" kaum vorkommen, was der Autor in einem eigenen Absatz rechtfertigt: Es sei ihm vor allem daran gelegen, sachliches Verständnis nicht durch terminologische Schwierigkeiten hintanzuhalten. Sachlich bestehe der von der Psychoanalyse aufgefundene

Tatbestand zu Recht: Gewisse bewußte Vorstellungen und Impulse fallen infolge gewisser kindlicher Erlebnisse weg, treten nicht mehr auf; gleichzeitig aber tritt anderes auf, was so erscheint, als ob jene Vorstellungen und Impulse im Seelenleben noch existierten. Diesen Tatbestand mit dem Terminus zu beschreiben, jene Vorstellungen und Impulse seien unbewußt, erscheine zwar dem Autor ebenso wie Freud durchaus legitim, praktisch und der Kürze wegen vorzuziehen. Wem aber aus „terminologischer Sauberkeit" (wir würden sagen aus einem „terminologischen Vorurteil") dieser Ausdruck nicht passe, der könne ihn auch vermeiden; er dürfe nur nicht glauben, mit einer Polemik gegen das Wort „unbewußt" „die Psychoanalyse", d. h. den von ihr aufgedeckten Tatbestand, „widerlegt" zu haben. Ob es ein psychisch Unbewußtes gibt oder nicht, entscheide die Definition: Nenne man „psychisch" das „subjektiv Wahrgenommene", dann gäbe es kein Unbewußtes und die Tatsachen müßten komplizierter beschrieben werden; nenne man „psychisch" den Inbegriff der Äußerungen, die auf Gedanken, Gefühle usw. schließen lassen, so gäbe es ein Unbewußtes. Dazu komme, daß der Gebrauch des Wortes „unbewußt" zu Verwechslungen mit „unreflektiert" führt. — Nun: Die Absicht des Buches ist, die psychoanalytischen Erkenntnisse eben Leuten mit terminologischen Vorurteilen dieser Art zugänglich zu machen. Es ist also konsequent, den Widerstand solcher Leser nicht durch Nomenklatur reizen zu wollen und das Wort „unbewußt" möglichst zu vermeiden. Das muß allerdings durch manche Opfer erkauft werden; es fragt sich, ob dieser Preis lohnt.[1]

Der Gefahr, durch terminologisches Entgegenkommen die Analyse zu „veroberflächlichen", zur Bewußtseinspsychologie zurückzukehren oder das Spezifische an Freuds Arbeit nicht genügend zu betonen, entgeht der Autor dadurch, daß er sich immer und immer wieder auf die Tatbestände beruft, diese aufweist und erläutert und deshalb die Terminologie mit Recht für weniger bedeutungsvoll hält. So beginnt das ganze Buch nicht mit einer Einführung in die dynamische Denkweise an möglichst einfachen Beispielen (etwa Fehlhandlungen), um systematisch zu komplizierteren überzugehen; der Autor stellt den Leser unmittelbar den komplizierten Wirklichkeiten gegenüber, immer die unendlich zusammengesetzte und differenzierte Natur aller psychischen Phänomene be-

1) Referent scheint zu übersehen, wie bedenklich es ist, eine Wissenschaft von Grund auf in eine neue Terminologie einkleiden zu wollen. Es hat schon seinen Sinn, daß man sich in jeder Erfahrungswissenschaft auf eine einheitliche Kunstsprache festlegt und dabei die Bezeichnungen respektiert, die den Dingen und Begriffen ihre Entdecker und Schöpfer gegeben haben. Wohin käme man nur, wenn sich jeder „Darsteller" der Psychoanalyse veranlaßt sehen würde, das Werk Freuds in das Idiom der von ihm gerade bevorzugten Philosophie zu übersetzen? Man kann gerade als Analytiker das Argument nicht gelten lassen, daß es in der Wissenschaft auf Worte nicht ankomme. Wenn Worte wirklich so belanglos sind, warum geht man dann darauf aus, Worte, eben nur Worte zu modifizieren? Es liegt im Wesen der Analyse, daß sie all denen verschlossen bleiben muß, die es nicht fertig bringen, alte, affektbetonte Denkgewohnheiten zu überwinden. Durch den Versuch, die Analyse den überkommenen intellektuellen und affektiven Vorurteilen anzupassen, wird man — wie es eine Reihe von Beispielen zeigt — die Gegner immer in dem Maße gewinnen, als man die Analyse verliert. (Anm. d. Red.)

tonend, immer vor Simplifizierung warnend, immer auf die realen Tatbestände rekurrierend, Gegebenheiten aufzeigend und Spekulationen vermeidend oder wenigstens als solche ausdrücklich bezeichnend. Wie ein roter Faden durchzieht der Gedanke das Buch: Wesentlich an der Psychoanalyse ist die Erkenntnis bestimmter psychischer Realitäten, nicht deren Interpretation.

Die Kindererlebnisse sähen anders aus als der Erwachsene, der seine eigene Kindheit vergessen hat, meine. Das Kind sei triebhaft und lebe in einer Wunschwelt, an die der Erwachsene nicht gerne zurückdenke. Diese Wünsche des Kindes erlitten in der späteren Entwicklung verschiedene Schicksale: Zum geringsten Teil setzen sie sich einfach durch, manche passen sich an und schränken sich dabei ein, andere entwickeln sich in verschiedenster Weise weiter (und jede Fortentwicklung könne ihrerseits selbst wieder alle diese Schicksale erleiden), manche erlöschen auch spontan. Viele dieser Wünsche aber stoßen mit entgegengesetzten Wünschen der Erwachsenen zusammen. Die Erwachsenen haben die Macht, die Erfüllung der Kinderwünsche hintanzuhalten und den Gedanken an diese Erfüllung in der Seele des Kindes mit Furchtvorstellungen unlösbar zu verknüpfen. Wo solche Zusammenstöße sich ereignen, habe das Kind noch immer mehrere Möglichkeiten: Eine davon sei die Verdrängung — und eben die verdrängten Wünsche und ihre weiteren Schicksale seien das eigentliche Forschungsgebiet der Psychoanalyse. (Der Autor gebraucht hier offenbar den Ausdruck „Verdrängung" im weiteren Sinne von „Triebabwehr".) Eine andere mögliche „Wirkung der Bedrohung" sei der wirkliche Verzicht, der ermöglicht werde durch Ableitung in Spiel und Arbeit, durch Affekte der Trauer und Hoffnung, durch Identifizierungen und Idealbildungen, die alle einzeln ausführliche Darstellung finden.

„Verdrängung" sei zunächst ein Name für genau beschreibbare und aufzeigbare (bewußte) Veränderungen, die „Wirkungen" der Verdrängung, die der Autor einzeln beschreibt. Entweder die „verdrängten" Vorstellungen und Impulse fallen zunächst einfach weg; es entstehen „Lücken", die ihrerseits entweder bleiben können oder überkompensiert werden; oder aber nicht die Wünsche selbst, nur ihre Fortentwicklungen fallen weg; oder sie bleiben trotz der Verdrängung „dennoch wirksam", von welcher Möglichkeit die neurotische Symptombildung ein Spezialfall sei. Auch diese Möglichkeiten werden einzeln im Hinblick auf ihre realen Erscheinungsformen ausführlich besprochen. — Die einfachen Lücken spielen als „Hemmungen" in der Pathologie eine, wie der Autor darlegt, größere Rolle als gewöhnlich angenommen wird. Wichtiger noch seien ihre Weiterbildungen, die von ihnen ausgehenden Reaktions-, Ersatzbildungen usw. Ihrem Wirken entsprechen die vielen das Wesen des Neurotischen ausmachenden „Fehlausgänge": Objektverlust, Fixierung (Regression), Durchbruch des Verdrängten (Symptom), Ankündigungen eines solchen Durchbruchs: Angst und Schuldgefühl bzw. Depression. Auch hier ist die für das ganze Buch charakteristische Art, die genaue Differenzierung aller tatsächlich vorkommenden Möglichkeiten, durchgeführt. Als Beispiel für diese systematisierende Denkart wollen wir hier die Tabelle von S. 154 wiedergeben. — Beim „Durchbruch des Verdrängten" könne wieder in Erscheinung kommen:

A) Wunschteil.

1) Vorstellungen vom Wunschobjekt.
2) Vorstellungen von lustvollen Teilen am Wunschobjekt.
3) Erregungsgefühle.
4) Erregungssensationen.
5) Lustgefühle.
6) Vorstellungen von Lustgefühlen.
7) Motorische Impulse zur Erlangung von Lust.
8) Teile von Handlungen zur Erlangung von Lust.
9) Motorische Impulse zur Abwehr von Lustbetätigungen.
10) Teile von Handlungen zur Abwehr von Lustbetätigungen.
11) Vorstellungen von solchen Teilen.

B) Furchtteil.

1) Vorstellungen vom Furchtobjekt.
2) Vorstellungen von furchtbaren Teilen am Furchtobjekt.
3) Erregungsgefühle.
4) Erregungssensationen.
5) Furchtgefühle.
6) Vorstellungen von Furchtgefühlen.
7) Motorische Impulse zur Vermeidung von Gefahr.
8) Teile von Handlungen zur Vermeidung von Gefahr.
9) Vorstellungen von Bedrohungen und Strafen.
10) Vorstellungen von Bußen.
11) Impulse zu Bußhandlungen.
12) Teile von Bußhandlungen.

Dieser Tabelle nach entspräche Angst der Kombination *A 3*, zum Teil *A 4*, *B 3*, *B 5*, ebenso *B 4*. An Depression und Schuldgefühlen seien *A 7*, *B 7* vorwiegend beteiligt. Als Zwangsvorstellungen treten auf *A 1*, *A 2*, *B 1*, *B 2*, *A 6*, *A 11*, *B 9*, *B 10*, als Zwangsimpulse *A 7*, *A 9*, *B 7*, *B 11*, als Konversionssymptome *A 4*, *B 4*, *A 8*, *B 8*, *A 10*, *B 12* usw.

Im allgemeinen ist bei den „Fehlausgängen" weniger von „neurotischen Symptomen" die Rede als von Abweichungen der Gesamtreaktionen gegenüber der Realität: Charakterzüge (normale und pathologische), besonderes Fehlen oder besonderes Hervortreten bestimmter Erlebnisqualitäten, das sind die Dinge, auf die von Anfang an besonders Bezug genommen wird. Der Autor hat — man sieht es — immer die praktische Arbeit vor Augen und ganz besonders die heutige, die es immer mehr und mehr mit Charakterfehlentwicklungen zu tun bekommt. Für den Anfänger mag das besonders schwer und verwirrend sein. Wenn es ihm aber gelungen ist, sich durch das Buch durchzuarbeiten, so wird er verstehen, daß die Psychoanalyse nicht in der Einzelauflösung von „Symptomen" oder „Komplexen", sondern in der Befreiung des gesamten Menschen von den unglücklichen Folgen seiner kindlichen Angst- und Schulderlebnisse ihr Ziel sieht. Die Tabellen z. B. auf S. 22, 46 und 56, die Charakterfolgen der Schicksale der oralen, analen und urethralen Triebanteile darstellend, sind der Anfang einer feineren systematischen psychoanalytischen Charakterologie und verdienten gewiß, im einzelnen nachuntersucht zu werden.

Inhaltlich wird das Reich der in Betracht kommenden Kinderwünsche eingeteilt in das orale, das intentionale, das epidermale, das anale, das urethrale, das manuale und das genitale Gebiet. Mit Recht wird betont, daß die sogenannten „Organisationsstufen der Libido" nur ein relatives Deutlicherwerden der einen oder anderen Kategorie bedeuten, daß aber zunächst alle Kategorien als koordiniert aufzufassen sind; auch die Libidoentwicklung wird durch eine Tabelle (S. 12) übersichtlich gemacht, in der Breite (Fülle der Erlebnisse) und Tiefe (Intensität) von Farbstreifen das in den verschiedenen Altern stärkere oder schwächere Hervortreten der einzelnen Wunschgebiete symbolisiert.

An einigen Stellen weicht diese inhaltliche Darstellung von Freudschen Ansichten, wie uns scheint nicht vorteilhaft, ab: Wenn die sadistischen Regungen im wesentlichen dem manualen Gebiet zugeordnet werden, so muß man, ohne den Zusammenhang zwischen Sadismus und Handerotik natürlich zu leugnen, an die Ergebnisse der Analysen von Zwangsneurosen und Manisch-Depressiven denken, die den engen Zusammenhang zwischen Sadismus und analem bzw. oralem Gebiet aufdeckten. Eine andere Abweichung betrifft die Auffassung der Zärtlichkeit, die nach dem Autor ein Wunschgebiet *sui generis* ist, nach Freud durch Zielhemmung anderer, sinnlicher Begehrungen entsteht. Aber der Autor subsumiert sie dem „epidermalen" Gebiet; nun, sind die ursprünglichen Begehrungen kindlicher Hauterotik nicht ausgesprochen sinnlicher Art und von dem, was man gewöhnlich „Zärtlichkeit" nennt, ebenso verschieden wie ein oral-sinnliches Begehren von einem zärtlichen Kuß? — Das Dritte endlich ist die Aufstellung eines autonomen „intentionalen" Gebietes. Gewiß, das Kind hat das Begehren, sich die Welt der Objekte zu erobern, die Dinge wahrzunehmen bzw. zu apperzipieren. Aber gerade die Psychoanalyse bringt uns zu der Annahme, daß das Kind das alles nicht um seiner selbst willen begehrt, sondern um mit den „eroberten", apperzipierten Dingen etwas zu tun (sie zu ergreifen, in den Mund zu nehmen usw.), um sie zu Objekten seiner übrigen oralen, manualen, analen usw. Begehrungen zu machen. Wird aber versucht, die Autonomie der Intentionalität durch den Hinweis auf isolierte Störungen dieses Gebietes zu rechtfertigen, etwa auf neurotische Apperzeptionsstörungen, so ist zu sagen, daß es solche Störungen wohl gibt, daß sie aber nicht spezifisch zu sein brauchen: Alle verdrängten Impulse sind solche zu Triebhandlungen, haben also die Vorstellung einer bestimmten Beziehung des Ichs zu Objekten zum Inhalt; jede Verdrängung kann also in Verbreiterung und Verallgemeinerung zur Störung der Beziehungen zur Objektwelt überhaupt, zu speziellen Apperzeptionsstörungen führen; und hat der Autor das nicht selbst angedeutet, wenn er den allgemeinen „Fehlausgang" des „Objektverlustes" beschreibt. Wenn der Autor im allgemeinen Realitätsverlust bei Psychosen eine allgemeinere „Apperzeptionsstörung" solcher Art sieht, hat er natürlich recht, und doch scheint es uns nicht angängig, diese Regression zum Narzißmus als eine Regression in ein „präorales", rein intentionales Stadium zu bezeichnen.

Der Darstellung des „Tatbestandes" folgt eine ebenso ausführliche der „Therapie". Als ihr Ziel wird die Aufhebung von Angst- und Schuldreaktionen, als ihr Weg das Finden der „Angstorte", d. h. der „Lücken", bezeichnet. Die Methode der freien Assoziation, die Toleranz der „analytischen Atmosphäre", die Erinnerungsarbeit des Patienten und die Deutungsarbeit des Analytikers werden hier — immer wieder unter Betonung der Differenziertheit und Feinheit des Materials — besprochen; es folgen Traumdeutung, Erörterung der Bedeutung der Übertragung, des Wiedererlebens in Agieren und Durcharbeiten usw. Mit Recht wird auf die Nutzlosigkeit eines einseitig bloß historischen Arbeitens hingewiesen, als das sich vielleicht ein Außenstehender, die Literatur mißverstehend, die Psychoanalyse vorstellt. Auf die Wirksamkeit des Historischen in der Gegenwart kommt es an, sekundäre Gewinne, sekundäre Ängste können therapeutisch ausschlaggebende, Bedeutung haben, wobei wieder versucht wird, die ungeheuere Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit

durch systematisches Andeuten der Möglichkeiten dem Leser nahezubringen. Der Gesamteindruck der „technischen Einzelheiten" ist sogar eher der, daß der Autor diese Dinge vielleicht etwas zu sehr betont, das dem nichtanalytischen Psychotherapeuten, an den sich ja das Buch hauptsächlich wendet, ganz unbekannte Gebiet des rein genetisch-historischen Forschens in der Analyse zu wenig.

Der dritte Teil bringt „grundsätzliche Überlegungen" psychologischer und erkenntnistheoretischer Art zur Rechtfertigung der Psychoanalyse überhaupt. Es sind interessante prinzipielle Ausführungen über das „Beweisen" in der Psychologie, über Kausalität, Quantität und Energetik im Bereich des Psychischen. Der Autor scheint hier zu Zugeständnissen bereit, die uns nicht nötig scheinen (etwa „Akoluthie"). Es schiene uns heuristisch wertvoller, die Übereinstimmungen mit den sogenannten exakten Naturwissenschaften herauszuarbeiten als die Differenzen. Daß wir mit den Ausführungen über die Unzweckmäßigkeiten der psychoanalytischen Nomenklatur und die rein metaphorische Natur vieler Termini nicht übereinstimmen können, haben wir bereits anläßlich des Begriffes „unbewußt" gesagt. Es scheint, daß der Autor mit der ausdrücklichen Hervorhebung der Unzweckmäßigkeit oder reinen Metaphorik der Ausdrücke „Es" oder „dynamisch, topisch, ökonomisch" in der richtigen Betonung des Umstandes, daß nur tatsächliches Erleben und nicht Theorie Verständnis für die Psychoanalyse geben kann, doch die selbständige wissenschaftliche Bedeutung der Theorienbildung erheblich unterschätzt.

Ein letzter Abschnitt, „Allgemeines", bespricht die Beziehungen der Psychoanalyse zu Philosophie, Weltanschauung, öffentlichem Leben, Pädagogik, Strafrecht (Polemik gegen den naiven Optimismus, der etwa argumentiert: „Die Psychoanalyse befreit von Schuld. Die Sensation des Schuldigseins ist der Hauptantrieb zum Verbrechen. Also wird dieser mit den Erkenntnissen der Psychoanalyse beseitigt"), Ehe.

Es ist nicht möglich, in einem kurzen Referat auf die zahlreichen, durchwegs nachdenkenswerten Einzelheiten und Exkurse einzugehen. (Allerdings gibt es auch manche psychoanalytische Problemkreise, deren Behandlung nur eine recht kursorische ist.) Als Beispiel für ihre Vielseitigkeit wollen wir aus vielen nur zwei Stellen noch herausgreifen, eine, die uns besonders gelungen und wertvoll, und wieder eine, die uns unklar und verwirrend erscheint. (Für beide Kategorien könnten aber zahlreiche Beispiele gefunden werden.)

So scheint uns für die Psychologie der Zwangsneurose der Hinweis darauf besonders wertvoll, daß Gedanken, die gleichsam ferne von der Motorik sind, eben deshalb als ungefährlich gelten und bewußt werden können: „Z. B. kann einer Frau die Möglichkeit der genitalen Untreue so ungeheuerlich erscheinen, daß eine solche Versuchung mit einer starken Lücke beantwortet wird. Aber der folgende Gedanke: wenn sie untreu würde, müßten auch ihre sie störenden Kinder erst verschwinden, kann aus der aller möglichen Betätigung fernen sadistischen Phase her als „bloße" Vorstellung, sie könne ihre Kinder morden, durchbrechen. Dann erscheint der Mordgedanke zwar vollständig, das richtig und folgerichtig aufgebaute Totalerlebnis aber, von dem der Mordgedanke nur ein Teil ist, nicht." — Uns erscheint diese Erklärung für manche Fälle von „Bewußtwerden der anstößigen Gedanken" plausibler als die von Alexander vom „vorher befriedigten Über-Ich-Anspruch".

Dagegen erscheint uns z. B. folgendes in jeder Beziehung verwirrend: „Wir wollen hier gleich einmal einfügen, daß für die Psychosen wohl nicht nur der Sexualtrieb als Motiv in Betracht kommt. Wohl mehr prozentual als bei den Neurosen. Als andere Möglichkeiten kommen ohne Zweifel Habgier, die zum Verbrechen führen müßte, vielleicht auch dem Träger unerträglich verwerflich erscheinende Neigung zu prägenitalen Perversionen in Betracht." Ja, sind solche Perversionen nicht sexuell? Und kann „Habgier" allein wohl wirklich eine Psychose machen? Und muß Habgier ein Gegensatz zu „Sexualtrieb" sein? Und: „Wohl prozentual mehr als bei den Neurosen." Was ist damit gemeint? Doch wohl nicht, daß der Sexualtrieb bei Neurosen prozentuell seltener oder überhaupt jemals nicht das Hauptmotiv sei?

Im ganzen, können wir nur wiederholen, ist die Lektüre dieses schweren und interessanten Buches durchaus zu empfehlen. Hier wird Freud — zum Teil wenigstens — in eine andere Denkwelt eingefügt. Den Menschen dieser Denkwelt, denen die Psychoanalyse bisher verschlossen war, wird sie durch dieses Buch zugänglich gemacht. Und dem Psychoanalytiker selbst ist es gewiß gut, die ihm bekannte Welt auch einmal mit anderen Augen betrachtet zu sehen.

Fenichel (Berlin)

Schultz-Hencke, H.: Zur Diskussion der Organneurosen. Der Nervenarzt, I. Jg., H. II, Berlin 1928.

Verfasser zeigt, leider recht schwerfällig formuliert, welchen Schwierigkeiten die wissenschaftliche Erfassung des Problems der Organneurose begegnet, wie viele Vorurteile dabei zu überwinden sind, wie kompliziert das ganze Problemgebiet ist.

Die Auffassung, daß schon „eine spezifische organisch-nervöse Bedingung für jede Funktionsanomalie eines nicht nervösen Organs" als Organneurose anzusehen wäre, weist er als zu eng und zu wenig scharf gefaßt zurück.

Die richtige Fragestellung nach ihm ist: „Handelt es um organische Bedingungen eines psychischen Phänomens, die spezifisch dazu ausreichen, das Entstehen des Phänomens zu erklären; ohne die Einfügung von physischen Korrelaten von psychischen Phänomen, die zu einem ganz heterogenen Zusammenhang gehören? Oder kann man etwa zeigen, daß wesentliche bedingende psychische Phänomene sämtlich als Korrelate psychischer Erscheinungen nachzuweisen sind, die wiederum Teile eines in sich geschlossenen seelischen Zusammenhanges bilden?"

Das heißt, das Problem der Organneurose ist nicht durch eine Alternativlösung zu geben. Es besteht die Möglichkeit, daß man sowohl von der physischen Seite spezifische Faktoren wie von der psychischen her sinnvoll eingeordnete Korrelate auffinden wird. Dann muß eine Gewichtsabschätzung erfolgen.

Das Problem wird erschwert, indem es sich herausstellt, daß unbewußte psychische Phänomene als Korrelate der körperlichen Erscheinungen, die als Organneurose imponieren, hineinbezogen werden müssen.

Nach Verfasser gibt es drei Grundtypen von Organneurosen: die Organneurose als *ubw* Affektneurose, die Organneurose auf hypochondrischer Grundlage und die symboldarstellende Organneurose.

G. (Wien)

Wechsler, J. S.: Delusional Projection Mechanism in a Case of Paralysis Agitans. Int. Journal of Ps-A., VIII, 4.

Ein Fall von Paralysis agitans entwickelte gleichzeitig mit der organisch bedingten Impotenz einen ausgesprochenen Eifersuchtswahn, der zurückging, wenn die Potenz sich passagèr besserte, schlimmer wurde, wenn die Potenz zurückging. Mit dem allmählichen Nachlassen des Sexualverlangens überhaupt ließ auch der Eifersuchtswahn nach. An der Bildung des Wahns war sicher unbewußte Homosexualität beteiligt. Eine eingehende Psychoanalyse war nicht möglich.

Fenichel (Berlin)

Symons, N. J.: On Seeing Oneself Dead in a Dream. Int. Journal of PsA., VIII, 4.

Der Autor fand für Träume, in denen der Träumer sich selbst tot sieht, folgende Deutungen: *1)* Der Traum stellt ein Kompromiß dar zwischen Mutterleibssehnsucht und Lebensverlangen. *2)* Die Mutterleibssehnsucht deckt das Inzestverlangen, Totsein bedeutet Bei-der-Mutter-Sein, ist also eine Erfüllung des Ödipuswunsches. *3)* Dabei auftretende Angst entspricht dem Einspruch des Ichs gegen die Ödipuswünsche. *4)* Totsein bedeutet auch Kastriertsein. Dadurch stellt der Traum gleichzeitig mit der Erfüllung der Ödipussehnsucht auch die Befriedigung des dazugehörigen Strafbedürfnisses dar. *5)* Totsein bedeutet ferner Muttersein, so daß der Traum auch feminine Tendenzen, passive Kastrationswünsche ausdrückt. *6)* Zur Idee des „Totseins" gehört auch die der „Wiedergeburt".

Die Untersuchung ist eine rein theoretische. Es werden zwar Traumbeispiele mitgeteilt, aber keine von den Träumern dazu gegebene Assoziationen.

Fenichel (Berlin)

Bryan, Douglas: A Dream Of Forensic Interest. Klein, Melanie: Note On The Preceding Communication. Internat. Journal of Psycho-Analysis, IX, 2.

Ein sehr merkwürdiger Fall: Ein Patient mit Dämmerzuständen ruft eines Sonntags Bryan telephonisch an, er müsse ihn sofort sprechen: Er berichtet dann von einem entsetzlichen Angsttraum: Er hätte geträumt, seine Mutter hätte im Nachthemd auf ihm gekniet, ihn gewürgt und geschlagen, indem sie ihm vorwarf, er hätte den Personen A, B, C, D, E, F und G die Summe von £6, 13sh 4d gestohlen. Nach dem Erwachen habe sich das Gefühl eingestellt, er hätte wirklich diese Summe diesen Personen gestohlen, aber er wisse nichts davon. — Es stellte sich dann dazu folgendes heraus: Der Patient war Kassier und hatte für seine Firma in Rundgängen bei Kunden Summen einzukassieren. Er hatte nun wirklich, ohne es zu wissen, Gelder unterschlagen, und zwar den im Traum genannten Personen, sämtlich Frauen, indem er jede Woche eine der sieben Partialsummen an sich genommen hatte, deren Gesamtsumme genau £6, 13sh 4d ausmachte. Er hatte also die ihm unbewußten Partialsummen im Traume addiert. — Anlaß zum Traum war die Angst vor dem Entdecktwerden durch

Männer gewesen: Es war die Gefahr vorhanden, daß der Chef die Unterschlagungen bemerken könnte; außerdem hatte der Patient in diesen Tagen einen neuen Angestellten einzuarbeiten, vor dem die Unterschlagungen natürlich auch geheim bleiben mußten. — Nun war die Frage: Wann hatte der Patient die Summen aus der Tasche, in die er die einkassierten Gelder zu stecken pflegte, unwissentlich herausgenommen, und was hatte er mit ihnen angefangen? Genaue Exploration ergab, daß der Patient über alles, was er an den Tagen der Einkassierarbeit getan hatte, genau Bescheid wußte, bis auf einen Punkt: Vor dem Essen hatte er sich immer ins Badezimmer, das gleichzeitig Klosett war, begeben, um sich die Hände zu waschen; er wußte nicht genau, was er inzwischen mit der Tasche gemacht hatte. Die Analyse ließ annehmen, daß er in dieser Zeit das Geld der Tasche entnommen und ins Klosett geworfen hatte, um dann sofort den ganzen Vorgang zu vergessen.

Die Analyse zeigte vor allem eine ganz besonders intensive Kastrationsangst, sowohl vor Vaterfiguren (der Traum ist ja aus Strafangst vor dem Vater geträumt) als auch insbesonders vor Frauen (Mutterimagines): Frühinfantile Sexualszenen hatten eine besondere Hexenangst gesetzt und die Auffassung entstehen lassen, beim Sexualakt tue die Frau dem Mann etwas Schreckliches an. Aber auch die der Angst zugrunde liegende Aggressionsneigung gilt beiden Geschlechtern, insbesonders der Mutter: Hatte er doch nur Muttervertreterinnen bestohlen. In einem Dämmerzustand wollte er einmal nach den Orkney-Inseln fahren. Es stellte sich heraus, die Mutter hatte beim Geographieunterricht Schottland mit einer Hexe, die Orkneys mit ihrem Hut verglichen. Er strebte also zum Penis der Mutter.

Frau Klein fügt der Deutung dieses Falles einiges hinzu. Sie habe bereits wiederholt darauf hingewiesen, daß es ein archaisches, allgemein menschliches Triebziel der prägenitalen Objektlibido, analog der Total- oder Partialeinverleibung Abrahams, gäbe, der Mutter ihr Körperinneres (Kind, Kot, in ihrem Innern vorgestellter Penis des Vaters) zu rauben. Wenn der Patient die Mutterfiguren bestiehlt, so hat er versucht, dieses Triebziel zu realisieren. Wenn er das gestohlene Geld dann ins Klosett wirft, so will er offenbar (Klosett = Mutter) die Tat ungeschehen machen, ihr das Geraubte wieder retournieren. Das tut er, wie die Analyse gezeigt hat, aus Strafangst. Angst und Aggressionen betreffen beide Geschlechter, weil ja das „Körperinnere der Frau", insoferne es als väterlicher Penis perzipiert wird, auch väterliche, also männliche Färbung hat.

Fenichel (Berlin)

Inhaltsverzeichnis
des XV. Bandes (1929)

	Seite
Franz Alexander: Strafbedürfnis und Todestrieb	231
Edward Bibring: Klinische Beiträge zur Paranoiafrage II. Ein Fall von Organprojektion	44
Mary Chadwick: Die Furcht vor dem Tode	271
M. D. Eder: Zur Ökonomie und Zukunft des Über-Ichs	192
Paul Federn: Über einen alltäglichen Zwang	214
— Das Ich als Subjekt und Objekt im Narzißmus	293
S. Ferenczi: Das unwillkommene Kind und sein Todestrieb	149
J. C. Flügel: Symbolik und Ambivalenz in der Kleidung	306
Freud: Ernest Jones zum 50. Geburtstag	147
Edward Glover: Zur analytischen Grundlegung der Massenpsychologie	297
Imre Hermann: Die Zwangsneurose und ein historisches Moment in der Über-Ich-Bildung	471
Susan Isaacs: Entbehrung und Schuldgefühl	200
Melanie Klein: Die Rollenbildung im Kinderspiel	171
Yrjö Kulovesi: Zur Entstehung des Tics	82
R. Laforgue: Absperrungsmechanismen in der Neurose und ihre Beziehung zur Schizophrenie	246
Barbara Low: Notiz über den Einfluß der Psychoanalyse auf die englische Erziehung während der letzten 18 Jahre	340
Ruth Mack Brunswick: Ein Nachtrag zu „Freuds Geschichte einer infantilen Neurose“	1
J. H. W. van Ophuijsen: Das Sexualziel des gewalttätigen Sadismus	154
Sylvia Payne: Der Mythos von der Bernikel-Gans	319
Wilhelm Reich: Der genitale und der neurotische Charakter	435
Theodor Reik: Neurosentherapie und Religion	160
Joan Riviere: Weiblichkeit als Maske	285
I. Sadger: Genitale und extragenitale Libido	183
— Erfolge und Dauer der psychoanalytischen Neurosenbehandlung	426

Seite

N. Searl: Die Flucht in die Realität 259
Ella Sharpe: Hamlets Ungeduld 329
August Stärcke: Das Gewissen und die Wiederholung 222
Richard Sterba: Zur Dynamik der Bewältigung des Übertragungswiderstandes 456
Gregory Zilboorg: Schizophrenien nach Entbindungen . . . 67

KASUISTISCHE BEITRÄGE

Marie Bonaparte: Die Identifizierung einer Tochter mit ihrer verstorbenen Mutter 481
Gustav Bychowski: Ein Fall von oralem Verfolgungswahn . . . 96
Michael Josef Eisler: Über wahnhafte Selbstanklagen 102
Otto Fenichel: Eine Traumanalyse 502
Barbara Lantos: Analyse einer Konversionshysterie im Klimakterium 114
Ruth Mack Brunswick: Eine Beobachtung über die kindliche Theorie des Koitus a tergo 500
Hanns Sachs: Agieren in der Analyse 508
J. H. Schultz: Symptompersistenz aus den ersten vier Lebenswochen 100

PSYCHOANALYTISCHE BEWEGUNG

Außenposten der Psychoanalyse . . . . . (*Vollrath*) 131
Spanien 133

REFERATE

Aus den Grenzgebieten

Döring, Psychoanalyse und Individualpsychologie . . . (*Richard Sterba*) 136
Katz, Psychologische Probleme des Hungers und Appetits . . . . (*Gerö*) 135
Scharnke, Über Beziehungen zwischen den eidetischen Phänomenen und den Sinnestäuschungen . . . . . (*Bally*) 134

Aus der psychiatrisch-neurologischen Literatur

Bychowski, Über Psychotherapie und Schizophrenie . . . . . (*Gerö*) 545
Flatau, Neue Anschauungen über die Neurosen und ihr Einfluß auf die Therapie . . . . . (*Richard Sterba*) 138
Gebsattel, Über Fetischismus . . . . . (*G.*) 547
Hattingberg, Die analytische Erschütterung . . . . . (*Gerö*) 546
Heyer, Seelische Führung durch Gymnastik . . . . . (*Gerö*) 548
Hilger, Die Suggestion . . . . . (*Richard Sterba*) 137
Jung, Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten (*Bally*) 137
Krisch, Die hysterische Reaktionsweise . . . . . (*Richard Sterba*) 137
Levy-Suhl, Über Hypnotismus und seine Beziehungen zur Psychoanalyse . . . . . (*Fenichel*) 552
Lottig, Seelische Behandlung in der Klinik . . . . . (*G.*) 550
Mette, Über Beziehungen zwischen Spracheigentümlichkeiten schizophrener und dichterischer Produktion . . . . . (*Bally*) 139

Seite

Redlich, Kritische Bemerkungen zur Frage der Psychogenese und Psychotherapie der Epilepsie . . . . . (*G.*) 547
Stuchlik und Frank, Die Psychotherapie der Impotenz (*Autoreferat*) 549
Tissi, La Psicanalisi . . . . . (*Weiß*) 550
Unger, Psychoneurosen, funktionelle Neurosen, Erschöpfungszustände (*Fenichel*) 551
Weizsäcker, Kranker und Arzt . . . . . (*Bally*) 543
Zenker, Traumdeutung und Traumforschung . . . . . (*Hitschmann*) 546

Aus der psychoanalytischen Literatur

Bryan, A Dream Of Forensic Interest. — Klein, Note on The Preceding Communication . . . . . (*Fenichel*) 559
Hollós, Hinter der gelben Mauer . . . . . (*Hitschmann*) 139
Schultz-Hencke, Einführung in die Psychoanalyse . . . . (*Fenichel*) 552
— Zur Diskussion der Organneurosen . . . . . (*G.*) 558
Symons, On Throwing Dishes from a Window in Dreams . (*Fenichel*) 140
— On Seeing Oneself Dead in a Dream . . . . . (*Fenichel*) 559
Wechsler, Delusional Projection Mechanism in a Case of Paralysis Agitans . . . . . (*Fenichel*) 559

KORRESPONDENZBLATT DER INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

Mitteilungen des Vorstandes 141, 362
Bericht über den XI. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß 509
Berichte der Zweigvereinigungen
American Psychoanalytic Association 362
British Psycho-Analytical Society 363
Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft 365
Dr. Georg Wanke † 142
Indian Psycho-Analytical Society 369
Magyarországi Pszichoanalitikai Egyesület 370
Nederlandsche Vereeniging voor Psychoanalyse 372
New York Psychoanalytic Society 373
Russische Psychoanalytische Gesellschaft 143
Prof. M. A. Reußner † 143
Schweizerische Gesellschaft für Psychoanalyse 374
Wiener Psychoanalytische Vereinigung 378
Mitgliedsverzeichnis 381

Verzeichnis der wissenschaftlichen Vorträge und Veröffentlichungen von Dr. Ernest Jones 347

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Band XV, Heft 4

(Ausgegeben Ende Dezember 1929)

Seite

Paul Federn: Das Ich als Subjekt und Objekt im Narzißmus 393
I. Sadger: Erfolge und Dauer der psychoanalytischen Neurosenbehandlung 426
Wilhelm Reich: Der genitale und der neurotische Charakter 435
Richard Sterba: Zur Dynamik der Bewältigung des Übertragungswiderstandes 456
Imre Hermann: Die Zwangsneurose und ein historisches Moment in der Über-Ich-Bildung 471

KASUISTISCHE BEITRÄGE

Marie Bonaparte: Die Identifizierung einer Tochter mit ihrer verstorbenen Mutter 481
Ruth Mack Brunswick: Eine Beobachtung über die kindliche Theorie des Koitus a tergo 500
Otto Fenichel: Eine Traumanalyse 502
Hanns Sachs: Agieren in der Analyse 508

KORRESPONDENZBLATT DER INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

Bericht über den XI. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß 509.

REFERATE

Aus der psychiatrisch-neurologischen Literatur:

Weizsäcker, Kranker und Arzt (*Bally*) 543. — Bychowski, Über Psychotherapie und Schizophrenie (*Gerö*) 545. — v. Hattingberg, Die analytische Erschütterung (*Gerö*) 546. — Zenker, Traumdeutung und Traumforschung (*Hitschmann*) 546. — Redlich, Kritische Bemerkungen zur Frage der Psychogenese und Psychotherapie der Epilepsie (*G.*) 547. — v. Gebsattel, Über Fetischismus (*G.*) 547. — Heyer, Seelische Führung durch Gymnastik (*Gerö*) 548. — Stuchlik und Frank, Die Psychotherapie der Impotenz (*Autoreferat*) 549. — Lottig, Seelische Behandlung in der Klinik (*G.*) 550. — Tissi, La Psicanalisi (*E. Weiß*) 550. — Unger, Psychoneurosen, funktionelle Neurosen, Erschöpfungszustände (*Fenichel*) 551. — Levy-Suhl, Über Hypnotismus und seine Beziehungen zur Psychoanalyse (*Fenichel*) 552.

Aus der psychoanalytischen Literatur:

Schultz-Hencke, Einführung in die Psychoanalyse (*Fenichel*) 552. — Schultz-Hencke, Zur Diskussion der Organneurosen (*Fenichel*) 558. — Wechsler, Delusional Protection Mechanism in a Case of Paralysis Agitan (*Fenichel*) 559. — Symons, On Seeing Oneself Dead in a Dream (*Fenichel*) 559. — Bryan, A Dream of Forensic Interest. — Klein, Note on The Preceding Communication (*Fenichel*) 559.

Alle diese Zeitschrift betreffenden redaktionellen Zuschriften und Sendungen bitte zu richten an

Dr. Sándor Radó, Berlin-Grunewald, Ilmenauer Str. 2

alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien, In der Börse.

Copyright 1929 by „Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H.", Wien.

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11. — Herausgeber Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Paul Federn, Wien, I., Riemergasse 1. — Druck Elbemühl Papierfabriken und Graphische Industrie A. G., Wien, III., Rüdengasse 11. (Verantwortlicher Druckereileiter Karl Wrba, Wien.)